

John Perkins

Bekenntnisse eines Economic Hit Man

Unterwegs im Dienst der Wirtschaftsmafia

★

Aus dem Englischen von Hans Freundl und Heike Schlatterer
Riemann Verlag, München 2004
Die amerikanische Original erschien 2004 unter dem Titel
CONFESSIONS OF AN ECONOMIC HIT MAN
bei Berrett-Koehler Publishers, Inc. San Francisco, CA, USA



Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
Prolog	8
Teil I: 1963-1971	12
1 Ein Economic Hit Man wird geboren	12
2 Lebenslänglich	19
3 Indonesien: Lektionen für einen EHM	25
4 Ein Land soll vor dem Kommunismus bewahrt werden	27
5 Die Seele verkaufen	30
Teil II: 1971-1975	34
6 Meine Rolle als Inquisitor	34
7 Die Zivilisation am Pranger	37
8 Jesus, einmal anders gesehen	41
9 Die Chance meines Lebens	44
10 Panamas Präsident und Volksheld	49
11 Piraten in der Kanalzone	53
12 Soldaten und Prostituierte	55
13 Gespräche mit dem General	58
14 Eine neue und finstere Epoche der Wirtschaftsgeschichte	62
15 Das Saudi-Arabische Geldwäscheprojekt	65
16 Zuhälterei und Finanzierung von Osama bin Laden	73
Teil III: 1975-1981	77
17 Verhandlungen über den Panamakanal und eine Begegnung mit Graham Greene	77
18 Irans König der Könige	82
19 Der Bericht eines Gefolterten	85
20 Der Sturz eines Königs	88
21 Kolumbien: Eckpfeiler Lateinamerikas	90
22 Amerikanische Republik gegen globales Imperium	93
23 Die trügerische Personalakte	98
24 Der Präsident von Ecuador wagt den Kampf mit den großen Ölgesellschaften	103
25 Ich kündige	106
Teil IV: Von 1981 bis zur Gegenwart	109
26 Ecuador: Tod eines Präsidenten	109
27 Panama: Tod des zweiten Präsidenten	112
28 Meine eigene Energiefirma, Enron und George W. Bush	115
29 Ich lasse mich bestechen	119
30 Einmarsch der USA in Panama	123
31 Das Versagen der EHM im Irak	129
32 Der 11. September und die Folgen für mich	134
33 Venezuela: Von Saddam gerettet	139
34 Wiedersehen mit Ecuador	144
35 Die Schutzschicht durchdringen	150
Epilog	157
Lebenslauf von John Perkins	161
Anmerkungen	164

Vorwort

Economic Hit Men (EHM) sind hochbezahlte Experten, die Länder auf der ganzen Welt um Billionen Dollar betrügen. Sie schleusen Geld von der Weltbank, der US Agency for International Development (USAID) und anderen ausländischen »Hilfsorganisationen« auf die Konten großer Konzerne und in die Taschen weniger reicher Familien, die die natürlichen Rohstoffe unseres Planeten kontrollieren. Die Mittel der Economic Hit Men sind betrügerische Finanzanalysen, Wahlmanipulationen, Bestechung, Erpressung, Sex und Mord. Ihr Spiel ist so alt wie die Macht, doch heute, im Zeitalter der Globalisierung, hat es neue und erschreckende Dimensionen angenommen.

Ich weiß das, ich war ein EHM.



Das schrieb ich 1982 als Einleitung für ein Buch mit dem Arbeitstitel GEWISSEN EINES ECONOMIC HIT MAN. Das Buch war den Präsidenten von zwei Ländern gewidmet, zwei Männern, die meine Klienten gewesen waren, die ich respektiert und als Gleichgesinnte betrachtet hatte: Jaime Roldós, der Präsident von Ecuador, und Omar Torrijos, der Präsident von Panama. Beide waren damals gerade eines gewaltsamen Todes gestorben, aber ihr Tod war kein Unfall. Sie wurden ermordet, weil sie gegen diese Verschwörung von Wirtschaftsbossen, Regierungen und Banken kämpften, deren Ziel die Weltherrschaft ist. Wir EHM schafften es nicht, Roldós und Torrijos mit unseren Mitteln zu überzeugen, daher griffen die anderen Hit Men ein: die mit Billigung der CIA arbeitenden Schakale, die immer im Hintergrund lauerten.

Ich wurde gedrängt oder genötigt, nicht weiter an meinem Buch zu schreiben. In den folgenden zwanzig Jahren fing ich noch viermal damit an. Jedes Mal ging meine Entscheidung, noch einmal einen Anfang zu wagen, direkt auf aktuelle politische Ereignisse zurück: der Einmarsch amerikanischer Truppen in Panama 1989, der erste Golfkrieg, Somalia, der Aufstieg Osama bin Ladens. Doch Drohungen oder Bestechungsgelder überzeugten mich jedes Mal, die Arbeit wieder beiseite zu legen.

2003 las der Leiter eines großen Verlags, der zu einem mächtigen internationalen Konzern gehört, das Exposé zu meinem Buch, das mittlerweile BEKENNTNISSE EINES ECONOMIC HIT MAN hieß. Er bezeichnete es als »eine fesselnde Geschichte, die erzählt werden muß«. Dann lächelte er traurig, schüttelte den Kopf und sagte mir, die Konzernleitung sei wahrscheinlich gegen das Buch, deshalb könne er eine Veröffentlichung nicht riskieren. Er riet mir, die Geschichte zu einem Roman umzuschreiben. »Wir könnten Sie als Thrillerautor im Stil von John Le Carré oder Graham Greene vermarkten.«

Aber das hier ist kein Roman. Es ist die wahre Geschichte meines Lebens. Ein mutiger Verleger, der nicht zu einem internationalen Konzern gehört, erklärte sich bereit, mir zu helfen, damit ich meine Geschichte veröffentlichen kann.

Diese Geschichte *muß* erzählt werden. Wir leben in einer Zeit des Umbruchs und der Krisen, die uns aber auch eine ungeheure Chance bietet. Meine Karriere als Economic Hit Man zeigt, wie es so weit gekommen ist und warum wir uns derzeit in einer Krise befinden, die unüberwindlich scheint. Diese Geschichte muß erzählt werden, denn nur wenn wir unsere Fehler in der Vergangenheit verstehen, können wir zukünftige Chancen nutzen. Sie muß erzählt werden, weil es zu den Anschlägen am 11. September und damit auch zum zweiten Irakkrieg kam, weil zusätzlich zu den 3000 Menschen, die am 11. September 2001 durch die Hand von Terroristen starben, weitere 34.000 durch Hunger und Krankheiten umkamen. Jeden Tag sterben 34.000 Menschen, weil sie keine Lebensmittel bekommen.¹ Und vor allem muß diese Geschichte erzählt werden, weil heute zum ersten Mal in der Geschichte ein Staat die Möglichkeit, das Geld und die

Macht hat, das alles zu ändern. Es ist das Land, in dem ich geboren wurde und dem ich als EHM diene: die Vereinigten Staaten von Amerika.

Was hat mich schließlich davon überzeugt, die Drohungen zu ignorieren und die Bestechungsgelder auszuschlagen?

Kurz gesagt lautet die Antwort, daß mein einziges Kind, meine Tochter Jessica, ihren Abschluss am College machte und ein eigenes Leben zu führen begann. Als ich ihr vor kurzem erzählte, daß ich mit dem Gedanken spiele, dieses Buch zu veröffentlichen, aber Angst habe, sagte sie: »Mach dir keine Sorgen, Dad. Wenn sie dich kriegen, mache ich für dich weiter. Wir müssen das wagen, allein schon für die Enkelkinder, die du hoffentlich eines Tages haben wirst!« Das ist die kurze Antwort.

Die präzisere Begründung der Antwort hängt mit dem Land zusammen, in dem ich aufwuchs, mit meiner Liebe zu den Idealen unserer Gründerväter, mit dem tiefen Pflichtgefühl, das ich gegenüber der amerikanischen Republik empfinde, die heute allen Menschen überall »Leben, Freiheit und das Streben nach Glück« verspricht, und mit meinem Vorsatz, nach dem 11. September nicht mehr länger tatenlos zuzusehen, wie die EHM diese Republik in ein weltweites Imperium verwandeln. Das ist die Kurzversion der langen Antwort, die Einzelheiten werden in den folgenden Kapiteln dargestellt.

Das ist eine wahre Geschichte. Ich habe jede Minute davon erlebt. Die Situationen, die Menschen, die Gespräche und Gefühle, die ich beschreibe, waren alle Teil meines Lebens. Es ist meine persönliche Geschichte, aber sie spielt im Kontext von Ereignissen, die unsere Vergangenheit geprägt haben. Sie haben uns dorthin gebracht, wo wir uns heute befinden, und bilden damit die Grundlage für die Zukunft unserer Kinder. Ich habe mich bemüht, die Erfahrungen, Menschen und Gespräche so genau wie möglich wiederzugeben. Dabei habe ich verschiedene Hilfsmittel benutzt: veröffentlichte Dokumente, persönliche Aufzeichnungen und Notizen, Erinnerungen (meine eigenen und die anderer Beteiligter), die fünf Manuskripte, die ich zu schreiben begonnen hatte, und historische Darstellungen anderer Autoren, vor allem vor kurzem veröffentlichte, die Informationen enthalten, die früher der Geheimhaltung unterlagen oder aus anderen Gründen nicht zugänglich waren. Quellenangaben werden in den Anmerkungen genannt, damit interessierte Leser sich zu einem Thema weiter informieren können.

Mein Verleger fragte, ob wir uns selbst wirklich Economic Hit Men nannten. Ich versicherte ihm, daß wir das taten, allerdings gebrauchten wir normalerweise nur die Anfangsbuchstaben. An jenem Tag im Jahr 1979, als ich mit meiner Ausbilderin Claudine zu arbeiten begann, erklärte sie mir: »Ich habe die Aufgabe, aus Ihnen einen Economic Hit Man zu machen. Niemand darf etwas von Ihrer Arbeit wissen, nicht einmal Ihre Frau.« Dann wurde sie ernst: »Wenn man einmal dabei ist, bleibt man es sein Leben lang.« Danach verwendete sie selten die volle Bezeichnung, wir waren einfach die EHM.

Claudines Rolle ist ein faszinierendes Beispiel dafür, wie in meiner Branche gearbeitet und vor allem manipuliert wird. Claudine war schön und intelligent und obendrein sehr effizient; sie durchschaute meine Schwächen und nutzte sie zu ihrem größten Vorteil. Ihre Arbeitsmethoden veranschaulichten die Raffinesse der Menschen hinter dem System.

Claudine nahm kein Blatt vor den Mund, als sie mir beschrieb, was ich in Zukunft tun würde. Meine Arbeit, sagte sie, solle »Staats- und Regierungschefs dafür gewinnen, Teile eines ausgedehnten Netzwerks zu werden, das den wirtschaftlichen Interessen der USA dient. Am Ende haben sich die Staatschefs in einem Netz von Schulden verstrickt, und das garantiert uns ihre Loyalität. Wir können auf sie zurückgreifen, wann immer wir wollen – um unsere politischen, wirtschaftlichen oder militärischen Bedürfnisse zu befriedigen. Umgekehrt sichern die Politiker ihre Position ab, indem sie Fabriken,

Kraftwerke und Flughäfen bauen lassen. Und die Besitzer von amerikanischen Ingenieurbüros und Bauunternehmen werden sagenhaft reich.«

Heute erleben wir, wie das System Amok läuft. Die Chefs der angesehensten Unternehmen lassen Mitarbeiter unter unmenschlichen Bedingungen in asiatischen Sweatshops für einen Hungerlohn schufteln. Ölgesellschaften pumpen mutwillig Gift in die Flüsse von Regenwäldern und nehmen bewußt den Tod von Menschen, Tieren und Pflanzen in Kauf. Sie begehen Völkermord an Ureinwohnern. Die Pharmaindustrie enthält Millionen von HIV-Infizierten in Afrika lebensrettende Medikamente vor. Selbst in unserem eigenen Land sieht es nicht besser aus. Zwölf Millionen Familien in den USA wissen nicht, woher sie ihre nächste Mahlzeit nehmen sollen.² Im Energiesektor sind Skandale wie die Enron-Pleite an der Tagesordnung. Und Wirtschaftsprüfer wie Andersen sehen lange tatenlos zu. Die Einkommensschere zwischen dem einen Fünftel der Weltbevölkerung in den reichsten Ländern und dem einen Fünftel der ärmsten Länder klappt immer weiter auseinander, 1960 betrug das Verhältnis noch 30 zu 1, 1995 lag es bei 74 zu 1.³ Die USA geben über 87 Milliarden Dollar für den Krieg im Irak aus, während die Vereinten Nationen schätzen, daß für weniger als die Hälfte dieser Summe sauberes Wasser, ausreichende Ernährung, sanitäre Anlagen und Grundkenntnisse in Lesen und Schreiben für jeden Menschen auf der Welt bereitgestellt werden könnten.⁴

Und wir wundern uns, daß Terroristen uns angreifen?

Manche halten eine organisierte Verschwörung für die Ursache unserer derzeitigen Probleme. Ich wünschte, es wäre so einfach. Die Mitglieder einer Verschwörung können aufgespürt und der Gerechtigkeit zugeführt werden. Dieses System ist jedoch eine weit größere Gefahr als eine terroristische Verschwörung. Es wird nicht von einer kleinen Gruppe Männer getragen, sondern von einem Konzept, das als Prinzip allgemein akzeptiert wird: die Idee, daß wirtschaftliches Wachstum der Menschheit immer nützt. Je größer das Wachstum, desto größer der Nutzen. Von dieser Ansicht leitet sich ein weiterer Grundsatz ab: Wer das Feuer wirtschaftlichen Wachstums schürt, wird erhöht und belohnt, wer dagegen in den Randgebieten des wirtschaftlichen Wachstums geboren ist, darf ausgebeutet werden.

Das Konzept ist natürlich unsinnig. Wir wissen, daß in vielen Ländern nur ein kleiner Teil der Bevölkerung vom Wirtschaftswachstum profitiert, für die Mehrheit können sich die Bedingungen durch Wachstum sogar erheblich verschlechtern. Dieser Effekt wird verstärkt durch die vorherrschende Meinung, daß die Wirtschaftsbosse, die dieses System steuern, einen besonderen Status genießen sollten. Hier liegt die Ursache vieler unserer aktuellen Probleme und vielleicht auch der Grund dafür, warum es so viele Verschwörungstheorien gibt. Wenn der Mensch für seine Gier belohnt wird, wird Gier zum korrumpierenden Motiv. Wenn wir die Verschwendung unserer Ressourcen quasi heilig sprechen, wenn wir unseren Kindern beibringen, Menschen nachzueifern, die ein rastloses Leben führen, und wenn wir große Teile der Bevölkerung als Untergebene einer Elite definieren, werden vor allem die Probleme stetig wachsen.

In ihrem Streben nach der Weltherrschaft nutzen Konzerne, Banken und Regierungen (ich verwende für diesen Komplex den Begriff *Korporatokratie*) ihren finanziellen und politischen Einfluß und sorgen so dafür, daß unsere Schulen, Unternehmen und Medien das unsinnige Konzept und seine Konsequenzen predigen und preisen. Sie haben uns an einen Punkt gebracht, an dem unsere globale Kultur eine monströse Maschine ist, die immer größere Mengen an Treibstoff und Wartungsarbeiten benötigt, und zwar so viel, daß diese Maschine zuletzt alles in ihrer Umgebung verschlungen hat und ihr nichts anderes mehr übrig bleibt, als sich selbst zu fressen.

Die Korporatokratie ist keine Verschwörung, doch ihre Mitglieder haben gemeinsame Werte und Ziele. Eine der wichtigsten Funktionen der Korporatokratie ist es, sich zu erhalten, kontinuierlich zu erweitern und das System zu stärken. Das Leben derjenigen,

die »es geschafft haben«, und ihre Errungenschaften – die Villen, Jachten und Privatflugzeuge – werden uns allen als verlockende Beispiele des Wohllebens vorgehalten, damit wir konsumieren, konsumieren und konsumieren. Bei jeder Gelegenheit wird uns eingebläut, daß Einkaufen oberste Bürgerpflicht ist. Der Raubbau an der Erde ist gut für die Wirtschaft und dient daher höheren Interessen. Leute wie ich bekommen ungeheuer viel Geld, damit sie tun, was das System befiehlt. Wenn wir zögern, übernimmt eine bösartigere Form der Hit Men die Vertretung und Gestaltung dieser Interessen: die »Schakale«. Und wenn der Schakal scheitert, greift das Militär ein.

Dieses Buch ist das Geständnis eines Mannes, der als EHM noch zu einer relativ kleinen Gruppe gehörte. Heute gibt es viel mehr Personen, die ähnliche Funktionen ausüben. Sie haben euphemistischere Bezeichnungen und tummeln sich in den Führungsetagen von Monsanto, General Electric, Nike, General Motors, Wal-Mart und fast jedem anderen großen Konzern der Welt. In einem sehr realen Sinn ist BEKENNTNISSE EINES ECONOMIC HIT MAN ebenso ihre Geschichte wie meine.

Und es ist Ihre Geschichte, lieber Leser, die Schilderung Ihrer und meiner Welt, dem ersten echten Weltreich. Die Geschichte lehrt uns, daß solche Reiche immer scheitern, es sei denn, wir ändern etwas daran. Weltreiche haben keinen Bestand. Im Streben nach mehr Dominanz zerstört ein Reich viele Kulturen, aber irgendwann geht es selbst zugrunde. Kein Land und kein Verband von Ländern kann lange Zeit von der Ausbeutung anderer leben.

Dieses Buch soll auf diese Entwicklung aufmerksam machen. Noch haben wir die Möglichkeit, die Geschichte umzuschreiben. Ich bin mir sicher, wenn genügend Menschen erkennen, daß wir von einem Wirtschaftsmotor ausgebeutet werden, der eine unersättliche Gier nach den Ressourcen der Welt hat und die Menschen versklavt, werden wir dieses System nicht mehr länger tolerieren. Wir werden unsere Rolle in einer Welt, in der einige wenige im Geld schwimmen und die Mehrheit in Armut, Umweltverschmutzung und Gewalt versinkt, neu überdenken. Wir werden uns engagieren und einen Kurs zu Mitleid, Demokratie und sozialer Gerechtigkeit für alle ansteuern.

Ein Problem einzugestehen ist der erste Schritt zur Lösung. Die Beichte einer Sünde ist der Beginn der Errettung. Mein Buch soll der Anfang unserer Rettung sein. Es soll uns zu neuer Hingabe inspirieren und uns unseren Traum von einer sozial ausgewogenen und gerechten Gesellschaft erkennen lassen.



Ohne die vielen Menschen, an deren Leben ich teilhatte und die auf den folgenden Seiten beschrieben werden, wäre dieses Buch nicht zustande gekommen. Ich bin ihnen dankbar für die Erfahrungen und Lektionen.

Darüber hinaus danke ich den Menschen, die mir Mut machten, ganz allein den ersten Schritt zu machen und meine Geschichte zu erzählen: Stephan Rechtschaffen, Bill und Lynne Twist, Anne Kemp, Art Roffey und so viele Menschen, die an den Reisen und Workshops von Dream Change teilnahmen, vor allem meine Mitbegründer Eve Bruce, Lyn Robert-Herrick und Mary Tendall. Außerdem danke ich Winifred, meiner unglaublichen Frau und Partnerin seit 25 Jahren, und unserer Tochter Jessica.

Ich danke den vielen Menschen, die mir Informationen und Erkenntnisse über die multinationalen Banken, internationalen Konzerne und verborgenen politischen Zusammenhänge in verschiedenen Ländern verschafften. Mein besonderer Dank gilt Michael Ben-Eli, Sabrina Bologni, Juan Gabriel Carrasco, Jamie Grant, Paul Shaw und mehreren anderen, die anonym bleiben möchten, aber wissen, daß sie gemeint sind.

Nachdem das Manuskript geschrieben war, hatte Steven Piersanti, der Verlagsgründer von Berrett-Koehler, nicht nur den Mut, meine Geschichte anzunehmen, sondern ver-

brachte als hervorragender Lektor auch viel Zeit damit, mir zu helfen und das Buch zu strukturieren und zu redigieren. Ich bin Steven zu großem Dank verpflichtet, ebenso Richard Perl, der mich ihm vorstellte, und Nova Brown, Randi Fiat, Allen Jones, Chris Lee, Jennifer Liss, Laune Pellouchoud und Jenny Williams, die das Manuskript lasen und kritisierten. Mein Dank geht auch an David Korten, der mein Buch nicht nur las, sondern nahezu Unmögliches von mir verlangte, damit ich seinen hohen Ansprüchen genüge, außerdem an meinen Agenten Paul Fedorko, an Valerie Brewster für die Gestaltung des Buchs, und an meinen Mitherausgeber Todd Manza, einen außergewöhnlichen Wortschmied und Philosophen.

Ein besonderes Wort des Dankes gebührt Jeevan Sivasubramanian, Managing Editor bei Berrett-Koehler, und Ken Lupoff, Rick Wilson, María Jesús Aguiló, Pat Anderson, Marina Cook, Michael Crowley, Robin Donovan, Kristen Frantz, Tiffany Lee, Catherine Lengronne, Dianne Platner – allen Mitarbeitern von BK, die wissen, wie wichtig es ist, kritisches Bewußtsein zu wecken. Sie alle arbeiten unermüdlich für eine bessere Welt.

Ich muß allen Männern und Frauen danken, die mit mir bei MAIN gearbeitet haben und die nicht wußten, welche Rolle sie dabei spielten. Ich danke vor allem denjenigen, die für mich arbeiteten und mit denen ich in ferne Länder reiste und viele unvergeßliche Erlebnisse teilte. Auch Ehud Sperling und seinen Mitarbeitern beim Verlag Inner Traditions International möchte ich danken, denn dort erschienen meine früheren Bücher über indigene Völker und Schamanismus. Sie sind gute Freunde, die meine ersten Versuche als Schriftsteller unterstützten.

Ich bin den Männern und Frauen unendlich dankbar, die mich im Dschungel, in der Wüste und in den Bergen bei sich aufnahmen, in den Kartonhütten an den Kanälen von Jakarta und in den Slums unzähliger Städte der Welt, die mit mir ihr Essen und ihr Leben teilten und meine größte Quelle der Inspiration waren. *John Perkins* August 2004

Prolog

Quito, die Hauptstadt Ecuadors, liegt in einem Vulkantal hoch in den Anden auf einer Höhe von 2850 Metern. Auf den Gipfeln, die das Tal umgeben, liegt Schnee. Die Bewohner der Stadt, die lange vor Kolumbus' Ankunft gegründet wurde, sind an den Anblick gewöhnt, obwohl sie nur wenige Kilometer südlich des Äquators leben. Fast 2600 Meter tiefer liegt mitten im gerodeten Regenwald die Shell-Stadt, ein Militärstützpunkt und Vorposten der Zivilisation in der Wildnis. Die Stadt dient der gleichnamigen Ölgesellschaft und wird vorwiegend von Soldaten und Ölarbeitern bewohnt. Zudem leben Indianerinnen und Indianer der Shuar- und Kichwa-Stämme in der Stadt, sie arbeiten als Prostituierte und Hilfsarbeiter.

Die Fahrt von einer Stadt zur anderen ist zugleich mühevoll und atemberaubend schön. Die Einheimischen sagen, daß man an einem einzigen Tag alle vier Jahreszeiten erlebt.

Obwohl ich die Strecke oft gefahren bin, werde ich nie müde, die atemberaubende Landschaft zu bestaunen. Auf der einen Seite erheben sich steile Felsen, hier und da gesprenkelt von einem Wasserfall und Bromelien. Auf der anderen Seite geht es fast senkrecht hinab in eine tiefe Schlucht, in der sich der Pastaza, ein Quellfluß des Amazonas, durch die Anden schlängelt. Der Pastaza führt Wasser von den Gletschern am Cotopaxi, einem der höchsten aktiven Vulkane der Welt, der vom Atlantischen Ozean über 4800 Kilometer entfernt ist. Zu Zeiten der Inka wurde der Vulkan als Gottheit verehrt.

2003 verließ ich Quito in einem Subaru Outback und fuhr nach Shell. Ich hatte einen Auftrag, der völlig anders war als die Aufträge, die ich bisher angenommen hatte. Ich hoffte, einen Krieg zu beenden, zu dessen Entstehung ich beigetragen hatte. Wie bei vielem, für das wir EHM verantwortlich sind, ist das ein Krieg, der außerhalb des Landes kaum wahrgenommen wird. Ich war auf dem Weg zu einem Treffen mit den Shuars, den Kichwas und ihren Nachbarn, den Achuars, Zaparos und den Shiwiars – alles Stämme, die entschlossen waren, die Ölgesellschaften davon abzuhalten, ihre Häuser, Familien und ihr Land zu zerstören, selbst wenn das bedeutete, daß sie dafür sterben mußten. Für sie geht es in diesem Krieg um das Überleben ihrer Kinder und ihrer Kultur, für uns hingegen geht es um Macht, Geld und Rohstoffe. Dieser Krieg ist ein Teil des Kampfes um die Weltherrschaft und Ausdruck des Traumes einiger weniger gieriger Männer von einem Weltreich.⁵

Das ist die eigentliche Kompetenz der EMH: Wir bauen ein Weltreich auf. Wir sind eine Elite aus Frauen und Männern, die internationale Finanzorganisationen dazu benutzen, jene Bedingungen zu schaffen, mit denen andere Länder der Korporatokratie unterworfen werden sollen. Und diese Korporatokratie beherrscht unsere größten Konzerne, unsere Regierung und unsere Banken. Wie unsere Pendants in der Mafia bieten wir EHM einen Dienst oder eine Gefälligkeit an. Das kann zum Beispiel ein Kredit zur Entwicklung der Infrastruktur sein: Stromkraftwerke, Schnellstraßen, Häfen, Flughäfen oder Gewerbeparks. An den Kredit ist die Bedingung geknüpft, daß Ingenieurfirmen und Bauunternehmer aus unserem Land all diese Projekte bauen. Im Prinzip verläßt ein Großteil des Geldes nie die USA, es wird einfach von Banken in Washington an Ingenieurbüros in New York, Houston oder San Francisco überwiesen.

Obwohl das Geld also fast umgehend an Unternehmen zurückfließt, die zur Korporatokratie (dem Geldgeber) gehören, muß das Empfängerland alles zurückzahlen, die Schuldsumme plus Zinsen. Wenn ein EHM richtig erfolgreich ist, dann sind die Kredite so hoch, daß der Schuldner nach einigen Jahren seinen Zahlungsverpflichtungen nicht mehr nachkommen kann. Dann verlangen wir wie die Mafia unseren Anteil. Dazu gehören vor allem: die Kontrolle über die Stimmen in der UNO, die Errichtung von Militärstützpunkten oder der Zugang zu wichtigen Ressourcen wie Öl oder die Kontrolle über

den Panamakanal. Natürlich erlassen wir dem Schuldner dafür nicht die Schulden – und haben uns so wieder ein Land dauerhaft unterworfen.

Auf der Fahrt von Quito nach Shell an diesem sonnigen Tag im Jahr 2003 dachte ich an die Zeit vor 35 Jahren zurück, als ich zum ersten Mal in diesen Teil der Welt kam. Ich hatte gelesen, daß Ecuador zwar nur etwa so groß wie Nevada ist, aber über 30 aktive Vulkane hat, daß dort über 15% der Vogelarten der Erde leben und es Tausende, noch gar nicht klassifizierte Pflanzen gibt. Im Land leben viele verschiedene Kulturen, Indio-Sprachen werden fast so häufig wie Spanisch gesprochen. Ich fand das alles faszinierend und sehr exotisch; doch die Wörter, die mir immer wieder einfielen, waren *rein*, *unberührt* und *unschuldig*.

In 35 Jahren hat sich vieles verändert.

Bei meinem ersten Besuch 1968 hatte Texaco gerade erst Öl in der Amazonasregion von Ecuador entdeckt. Heute macht Öl fast die Hälfte der Exporte von Ecuador aus. Eine Pipeline über die Anden, die kurz nach meinem ersten Besuch gebaut wurde, hat seitdem über eine halbe Million Barrel Öl durch Lecks abgegeben und den empfindlichen Regenwald verschmutzt – das ist mehr als doppelt so viel wie die Menge, die beim Tankerunglück der *Exxon Valdez* auslief.⁶ Heute verspricht eine neue, 1,3 Milliarden Dollar teure und 480 Kilometer lange Pipeline, die von einem von EHM organisierten Konsortium gebaut wird, Ecuador zu einem der zehn größten Öllieferanten der USA zu machen.⁷ Riesige Regenwaldflächen wurden gerodet, Aras und Jaguare sind fast verschwunden, drei ecuadorianische Indiokulturen stehen kurz vor dem Zerfall und jungfräuliche Flüsse wurden in Abwasserkanäle voll ätzender Brühe verwandelt.

Doch die Indios begannen sich zu wehren. So verklagte zum Beispiel am 7. Mai 2003 eine Gruppe amerikanischer Anwälte, die über 30.000 ecuadorianische Indios vertreten, Chevron Texaco auf eine Milliarde Dollar. Die Kläger behaupten, daß der Ölmulti zwischen 1971 und 1992 jeden Tag über 18 Millionen Liter giftige Abwässer, die mit Öl, Schwermetallen und krebserregenden Stoffen belastet waren, in offene Löcher und Flüsse gepumpt habe. Das Unternehmen hinterließ fast 350 offene Deponien, durch die weiterhin Menschen und Tiere zu Tode kommen.⁸

Durch die Windschutzscheibe sah ich, wie große Nebelschwaden aus den Wäldern rollten und die Canyons des Pastaza hinaufstiegen. Mein Hemd war schweißnaß, und mein Magen rebellierte, was aber nicht nur an der ungeheuren tropischen Hitze und den Serpentinaen der Straße lag. Ich wußte, welche Rolle ich bei der Zerstörung dieses schönen Landes gespielt hatte, und das forderte seinen Tribut. Wegen meiner EHM-Kollegen und mir ist Ecuador heute in einer viel schlechteren Verfassung als früher, bevor wir dem Land die Wunder der modernen Wirtschaftslehre, der Banken und der Ingenieurskunst beschert haben. Seit 1970, einer Zeit, die euphemistisch als Ölboom bezeichnet wird, stieg die offizielle Armutsgrenze von 50% auf 70%, die Arbeitslosigkeit oder Unterbeschäftigung kletterte von 15% auf 70% und die öffentliche Verschuldung von 240 Millionen Dollar auf 16 Milliarden Dollar. Der Anteil, den die ärmsten Schichten der Bevölkerung an den nationalen Ressourcen besitzen, ging von 20% auf 6% zurück.⁹

Leider ist Ecuador keine Ausnahme. Fast jedes Land, das wir EHM unter die Kontrolle des globalen Imperiums gebracht haben, erlitt ein ähnliches Schicksal.¹⁰ Die Verschuldung der Dritten Welt ist auf über 2,5 Billionen Dollar angewachsen, und die Kosten, die Kreditgeber zu bedienen (2004 waren das über 375 Milliarden Dollar pro Jahr) sind höher als der Betrag, den alle Drittweltländer zusammen für Gesundheit und Bildung ausgeben, und zwanzigmal höher als die Summe, die Entwicklungsländer jedes Jahr an ausländischer Hilfe erhalten. Über die Hälfte der Weltbevölkerung lebt von weniger als 2 Dollar am Tag, was ungefähr der Summe entspricht, die sie Anfang der siebziger Jahre erhielten. Mittlerweile hält das oberste 1% der Haushalte in Drittweltländern 70 bis

90% des privaten Vermögens und der Immobilien in ihrem Land, die genaue Prozentzahl hängt vom jeweiligen Land ab.¹¹

Der Subaru wurde langsamer und schlängelte sich durch die Straßen des Urlaubsortes Baños, der berühmt für seine heißen Bäder in unterirdischen vulkanischen Flüssen ist, die vom sehr aktiven Tungurahua gespeist werden. Dann ließen wir Baños hinter uns. Die spektakulären Ausblicke endeten jäh, denn nun ließ der Subaru das Paradies hinter sich und näherte sich einer modernen Version von Dantes INFERNO.

Aus dem Fluß ragte ein gigantisches Monstrum, eine mammutgraue Wand. Der tropfende Beton wirkte hier völlig fehl am Platz, war unnatürlich und paßte nicht zur Landschaft. Eigentlich kam der Anblick nicht überraschend. Ich wußte schon die ganze Zeit, daß diese Mauer mich hier erwartete. Ich hatte sie schon oft gesehen und sie früher als ein Symbol für die Leistungen der EHM gerühmt. Trotzdem bekam ich eine Gänsehaut.

Die scheußliche Mauer ist ein Staudamm, der den rauschenden Pastaza aufstaut und das Wasser durch riesige Tunnel leitet, die durch den Berg gebohrt wurden und in denen mit Wasserkraft Elektrizität erzeugt wird: das 156 Megawatt-Wasserkraftwerk von Agoyan. Es versorgt die Industrien mit Strom, die eine Hand voll ecuadorianischer Familien reich machen. Für die Bauern und Indios, die am Fluß leben, ist das Kraftwerk eine Quelle unsäglichen Leids. Und dies ist nur eines von vielen Projekten, die aufgrund meiner Arbeit und der anderer EHM verwirklicht wurden. Solche Projekte sind der Grund dafür, warum Ecuador heute zum globalen Imperium gehört, und dafür, warum die Shuar und Kichwa und ihre Nachbarn den Ölgesellschaften mit Krieg drohen.

Wegen der EHM-Projekte ist Ecuador im Ausland hochverschuldet und muß einen unverhältnismäßig hohen Anteil seines nationalen Haushalts für Zinsen und Tilgung aufwenden, statt das Geld für die Millionen Bürger zu verwenden, die offiziell unterhalb der Armutsgrenze leben. Ecuador kann seinen Auslandsverpflichtungen nur nachkommen, indem es Regenwald an die Ölgesellschaften verkauft. Öl war natürlich einer der Gründe, warum die EHM Ecuador ins Visier nahmen. Man schätzt, daß die Ölvorkommen unter der Amazonasregion von Ecuador mit den Ölfeldern im Mittleren Osten zu vergleichen ist.¹² Das globale Imperium fordert seinen Anteil in Form von Bohrgenehmigungen.

Die Forderungen wurden nach dem 11. September 2001 besonders dringend, denn damals fürchtete Washington, die Ölversorgung aus dem Mittleren Osten könnte versiegen. Dazu kam noch, daß in Venezuela, dem drittgrößten Öllieferanten der USA, vor kurzem ein vor allem bei den unteren und mittleren Bevölkerungsschichten beliebter Präsident gewählt worden war. Hugo Chávez vertrat gegen den amerikanischen Imperialismus, wie er es nannte, eine harte Haltung und drohte, den Ölverkauf an die USA einzustellen. Die EHM waren im Irak und in Venezuela gescheitert, hatten aber in Ecuador Erfolg gehabt, nun wollten wir das Land in aller Ruhe zu Tode melken.

Ecuador ist ein typisches Beispiel für Länder auf der ganzen Erde, die EHM unter ihre Kontrolle gebracht haben. Von 100 Dollar für Rohöl, das im ecuadorianischen Regenwald gewonnen wird, erhalten die Ölgesellschaften 75 Dollar. Von den verbleibenden 25 Dollar müssen drei Viertel zur Tilgung der Auslandsschulden verwendet werden. Der Rest wird größtenteils fürs Militär und andere Staatsausgaben gebraucht – damit bleiben 2,50 Dollar für Gesundheit, Bildung und Programme zur Unterstützung der Armen.¹³ So gehen von 100 Dollar, die mit Öl aus dem Amazonasgebiet verdient werden, nicht einmal 3 Dollar an die Menschen, die das Geld am nötigsten brauchen, deren Leben durch die Staudämme, die Bohrungen und die Pipelines beeinträchtigt wird und die sterben, weil sie keine gesunden Lebensmittel und kein Trinkwasser haben.

All diese Menschen – Millionen in Ecuador, Milliarden auf der ganzen Welt – sind potentielle Terroristen. Nicht weil sie an den Kommunismus oder Anarchismus glauben

oder von Natur aus böse sind, sondern ganz einfach, weil sie verzweifelt sind. Ich betrachtete den Damm und fragte mich wie schon so oft, wann diese Menschen aufbegehren würden, so wie sich die Amerikaner 1773 gegen die Briten erhoben oder Anfang des 19. Jahrhunderts die Menschen in Lateinamerika gegen die Spanier.

Die Raffinesse, mit dem dieses moderne Reich aufgebaut wird, stellt die römischen Zenturionen, die spanischen Konquistadoren und die europäischen Kolonialmächte des 18. und 19. Jahrhunderts bei weitem in den Schatten. Wir EHM sind schlau, wir haben aus der Geschichte gelernt. Wir tragen keine Schwerter mehr. Wir tragen keine Rüstung oder Kleidung, die uns verraten könnte. In Ländern wie Ecuador, Nigeria oder Indonesien kleiden wir uns wie Schullehrer und Ladenbesitzer. In Washington und Paris sehen wir wie Regierungsbeamte oder Banker aus. Wir wirken bescheiden und normal. Wir besuchen Projekte und schlendern durch verarmte Dörfer. Wir bekunden Altruismus und sprechen mit den Lokalzeitungen über die wunderbaren humanitären Leistungen, die wir vollbringen. Wir bedecken die Konferenztische von Regierungsausschüssen mit Tabellen und finanziellen Hochrechnungen und halten an der Harvard Business School Vorlesungen über die Wunder der Makroökonomie. Wir sind stets präsent und agieren ganz offen. Oder zumindest stellen wir uns so dar und werden so akzeptiert. So funktioniert das System. Wir greifen selten zu illegalen Mitteln, weil das System auf Täuschung basiert, und das System ist von der Definition her legal.

Aber (und das ist ein sehr starkes »Aber«) wenn wir scheitern, greift eine ganz besonders finstere Truppe ein, die wir EHM als Schakale bezeichnen – Männer, die die direkten Erben dieser frühen Weltreiche sind. Die Schakale sind immer da, sie lauern im Schatten. Wenn sie auftauchen, werden Staatschefs gestürzt oder sterben bei »Unfällen«. ¹⁴ Und wenn die Schakale versagen sollten, wie zum Beispiel in Afghanistan oder im Irak, dann muß doch wieder das alte Modell erhalten. Dann werden junge Amerikaner in den Krieg geschickt, um zu töten und zu sterben.

Als ich an dem Monstrum vorbeifuhr, der riesigen massiven Mauer aus grauem Beton, die sich aus dem Fluß erhob, spürte ich deutlich meine schweißnassen Kleider. Mein Magen zog sich zusammen. Ich war unterwegs in den Dschungel, um mich mit Indios zu treffen, die entschlossen waren, bis zum letzten Mann zu kämpfen und dieses Imperium aufzuhalten, das ich miterschaffen hatte. Ich wurde von Schuldgefühlen gepeinigt.

Wie, fragte ich mich, schliddert ein netter Junge aus dem ländlichen New Hampshire in so schmutzige Geschäfte hinein?

Teil I: 1963–1971

1 Ein Economic Hit Man wird geboren

Alles begann ganz harmlos.

Ich war ein Einzelkind und wurde 1945 in eine Familie der Mittelschicht hineingeboren. Meine Eltern stammten beide aus Yankee-Familien, die seit drei Jahrhunderten in Neuengland lebten; ihre strenge Moral und aufrecht republikanische Haltung war seit Generationen durch die puritanischen Vorfahren geprägt. Sie waren die Ersten in ihrer Familie, die aufs College gingen – mit Hilfe von Stipendien. Meine Mutter wurde Lateinlehrerin an der High School. Mein Vater ging im Zweiten Weltkrieg zur Marine und führte als Leutnant die bewaffnete Mannschaft an Bord eines Tankers der Handelsmarine im Atlantik, die das Schiff vor deutschen Angriffen schützen sollte. Als ich in Hanover, New Hampshire geboren wurde, kurierte er gerade seine gebrochene Hüfte in einem Militärkrankenhaus in Texas. Er sah mich das erste Mal, als ich ein Jahr alt war.

Er bekam eine Stelle als Sprachenlehrer an der Tilton School, einem Jungeninternat im ländlichen New Hampshire. Der Campus lag hoch auf einer Anhöhe, stolz (manche würden sagen arrogant) überragte das Schulgebäude die Stadt gleichen Namens. Die exklusive Schule beschränkte die Schülerzahl auf 50 Schüler in jeder Klassenstufe, von der 9. bis zur 12. Klasse. Die Schüler waren meist die Abkömmlinge reicher Familien aus Buenos Aires, Caracas, Boston und New York.

In meiner Familie war Geld knapp, dennoch betrachteten wir uns keineswegs als arm. Die Lehrer verdienten sehr wenig, aber alles, was wir zum Leben brauchten, wurde kostenlos gestellt: Lebensmittel, Unterkunft, Heizung, Wasser und die Arbeiter, die unseren Rasen mähten und den Schnee schippten. Ab meinem vierten Geburtstag aß ich im Speisesaal der Schule, sammelte die übers Feld hinausgeschossenen Bälle für die Fußballmannschaft wieder ein, die mein Vater trainierte, und verteilte im Umkleideraum die Handtücher.

Daß die Lehrer und ihre Frauen sich den Einheimischen bloß überlegen fühlten, wäre eine Untertreibung. Meine Eltern scherzten gerne, sie seien die Gutsherren im Herrenhaus und würden über die niedrigen Landarbeiter – die Bewohner im Städtchen – herrschen. Ich wußte, daß dies nicht nur scherzhaft gemeint war.

Meine Freunde in der Grund- und Mittelschule gehörten zu diesen »niederen Arbeitern«, sie waren sehr arm. Ihre Eltern waren Kleinbauern, Holzfäller oder arbeiteten im Sägewerk. Sie verabscheuten die »Snobs auf dem Hügel«. Umgekehrt versuchten meine Eltern zu verhindern, daß ich allzu viel Kontakt mit den Mädchen aus der Stadt hatte, die sie als »Flittchen« und »Schlampen« bezeichneten. Ich hatte mit diesen Mädchen seit der ersten Klasse Buntstifte und Schulbücher geteilt und verliebte mich im Lauf der Jahre in drei von ihnen: Ann, Priscilla und Judy. Es war schwer für mich, die Haltung meiner Eltern zu verstehen, trotzdem fügte ich mich ihren Wünschen.

Jedes Jahr verbrachten wir die dreimonatigen Sommerferien meines Vaters in einem Häuschen am See, das mein Großvater 1921 gebaut hatte. Es lag mitten in den Wäldern, nachts hörten wir die Rufe von Eulen und das Gebrüll von Berglöwen. Wir hatten keine Nachbarn, ich war das einzige Kind weit und breit. In den ersten Jahren stellte ich mir immer vor, daß die Bäume die Ritter der Tafelrunde waren, und die Burgfräulein in Gefahr nannte ich (je nach Jahr) Ann, Priscilla oder Judy. Meine Leidenschaft war, da

hatte ich keine Zweifel, so groß wie die von Lancelot für Guinevere – und ich mußte sie sogar noch sorgfältiger geheim halten.

Mit vierzehn erhielt ich kostenlos Unterricht an der Tilton School. Unter dem Einfluß meiner Eltern lehnte ich alles ab, was mit der Stadt zu tun hatte, und sah meine alten Freunde nie wieder. Wenn meine neuen Klassenkameraden in den Ferien nach Hause zu ihren Villen und Penthäusern fuhren, blieb ich allein auf dem Hügel zurück. Ihre Freundinnen waren Debütantinnen, ich hatte keine Freundinnen. Alle Mädchen, die ich kannte, waren »Schlampen«; ich hatte sie fallen gelassen, und sie hatten mich vergessen. Ich war allein – und schrecklich frustriert.

Meine Eltern waren Meister der Manipulation; sie versicherten mir immer wieder, was für ein Privileg es sei, eine solche Chance zu bekommen. Eines Tages würde ich dafür dankbar sein. Ich würde die perfekte Frau finden, eine, die unseren hohen moralischen Ansprüchen genüge. Innerlich schäumte ich vor Wut. Ich sehnte mich nach einer Freundin – nach Sex. Der Gedanke an eine Schlampe war sehr verführerisch.

Aber anstatt zu rebellieren, unterdrückte ich meine Wut. Meiner Frustration machte ich mit hervorragenden Leistungen Luft. Ich war ein Musterschüler, Kapitän von zwei Schulmannschaften und Chefredakteur der Schulzeitung. Ich war entschlossen, meine reichen Klassenkameraden weit in den Schatten zu stellen und Tilton für immer hinter mir zu lassen.

In meinem letzten Jahr erhielt ich ein Sportstipendium für die Brown University und ein akademisches Stipendium für Middlebury. Ich wollte auf die Brown University, vor allem, weil ich gern Sport trieb und weil die Universität in einer Stadt lag. – Meine Mutter hatte in Middlebury ihren Abschluß gemacht, und mein Vater hatte dort seinen Master gemacht, daher bevorzugten sie Middlebury, obwohl Brown zu den Ivy-League-Universitäten zählte.

»Was ist, wenn du dir ein Bein brichst?«, fragte mein Vater. »Nimm lieber das akademische Stipendium.« Ich fügte mich.

Middlebury war meiner Meinung nach nur ein aufgeblähter Abklatsch von Tilton – wenn auch im ländlichen Vermont anstatt im ländlichen New Hampshire gelegen. Gut, dort studierten Jungen und Mädchen, aber ich war arm, und fast alle anderen waren reich, außerdem war ich seit vier Jahren nicht mehr mit Mädchen zur Schule gegangen. Mir fehlte das Selbstvertrauen, ich fühlte mich als Außenseiter und war unglücklich. Ich bat meinen Vater, die Schule verlassen oder ein Jahr aussetzen zu dürfen. Ich wollte nach Boston ziehen, das Leben und die Frauen kennen lernen. Er wollte nichts davon hören. »Kann ich die Kinder anderer Leute fürs College vorbereiten, und dann will mein eigener Sohn nicht studieren?« fragte er.

Mittlerweile weiß ich, daß im Leben eine Reihe von Zufällen entscheidend ist. Entscheidend ist, wie wir darauf reagieren (was manche als Akte des *freien Willens* bezeichnen); die Entscheidungen, die wir innerhalb der Grenzen von Schicksalswendungen treffen, bestimmen auch, wer wir sind. In Middlebury kam ich an zwei Wendepunkte meines Lebens. Die eine Wendung trat in Gestalt eines Iraners auf, der Sohn eines Generals, der persönlicher Berater des Schahs war, die andere war eine schöne junge Frau, und sie hieß Ann wie der Schwarm meiner Kindheit.

Der Iraner, den ich hier Farhad nenne, war in Rom Profifußballer gewesen. Er hatte einen athletischen Körper, lockige schwarze Haare und sanfte, walnußbraune Augen. Seine Herkunft und sein Charisma machten ihn für Frauen unwiderstehlich. In vieler Hinsicht war er das genaue Gegenteil von mir. Ich bemühte mich sehr, seine Freundschaft zu erringen, und er brachte mir Dinge bei, die mir in den kommenden Jahren noch von Nutzen sein sollten. Außerdem kamen Ann und ich uns näher. Obwohl sie mit einem jungen Mann ernsthaft liiert war, der ein anderes College besuchte, nahm sie mich unter

ihre Fittiche. Unsere platonische Beziehung war die erste wirklich liebevolle Beziehung meines jungen Lebens.

Farhad ermunterte mich zum Trinken und Feiern. Er bestärkte mich darin, mich von meinen Eltern zu lösen. Ich entschied mich bewußt dafür, nicht mehr zu studieren. Ich wollte mir mein akademisches Bein brechen und es so meinem Vater heimzahlen. Meine Noten sackten in den Keller; ich verlor mein Stipendium. Nachdem mein zweites Jahr am College zur Hälfte vorüber war, beschloß ich, das Studium zu schmeißen. Mein Vater drohte, mich zu verstoßen; Farhad stachelte mich weiter an. Ich stürmte in das Büro des Dekans und verließ die Schule. Das war ein entscheidender Wendepunkt in meinem Leben.

Farhad und ich feierten meinen letzten Abend in der Stadt zusammen in einer Kneipe. Ein betrunkenener Farmer, ein wahrer Riese, beschuldigte mich, mit seiner Frau zu flirten, packte mich am Kragen und schleuderte mich gegen die Wand.

Farhad ging dazwischen, zog ein Messer und schlitzte dem Farmer die Wange auf. Dann schleppte er mich durch den Raum und schob mich durchs Fenster, auf ein Fensterbrett hoch über dem Otter Creek. Wir sprangen hinaus und gingen am Fluß entlang zurück zu unserem Wohnheim.

Am nächsten Morgen wurde ich von der Campus-Polizei verhört. Ich log und behauptete, ich wisse nichts von dem Vorfall. Trotzdem wurde Farhad vom College verwiesen. Wir zogen nach Boston und teilten uns ein Apartment. Ich bekam einen Job bei einer Zeitung und arbeitete für den *Record American* und *Sunday Advertiser*, die beide zum Hearst-Imperium gehörten. Ich war persönlicher Assistent des Chefredakteurs vom *Sunday Advertiser*.

Später im Jahr 1965 wurden einige meiner Freunde aus der Redaktion zum Militär eingezogen. Um einem ähnlichen Schicksal zu entgehen, schrieb ich mich am *College of Business Administration der Boston University* als Student ein. Zu der Zeit hatte Ann mit ihrem alten Freund Schluß gemacht und besuchte mich oft in Boston. Ich genoß ihre Zuwendung sehr. Sie machte 1967 ihren Abschluß, ich dagegen hatte noch ein Jahr Studium vor mir. Sie weigerte sich hartnäckig, mit mir zusammenzuziehen, solange wir nicht verheiratet waren. Ich scherzte, das sei Erpressung, ich bezichtigte Ann der archaischen und prüden Moralvorstellungen meiner Eltern, doch ich genoß unsere gemeinsame Zeit und wollte mehr. Wir heirateten.

Anns Vater war ein hervorragender Ingenieur und hatte das Navigationssystem für einen wichtigen Raketentyp entwickelt. Für seine Arbeit wurde er mit einer hohen Position im Marineministerium belohnt. Sein bester Freund, ein Mann, den Ann Onkel Frank nannte (nicht sein richtiger Name), arbeitete in den höchsten Rängen der *National Security Agency* (NSA), dem am wenigsten bekannten (nach den meisten Darstellungen aber größten) US-Geheimdienst.

Kurz nach unserer Heirat mußte ich zur Musterung. Ich war tauglich und mußte nun damit rechnen, daß ich nach meinem Studium nach Vietnam kam. Die Vorstellung, in Südostasien zu kämpfen, zerriß mich innerlich. Krieg hat mich immer fasziniert. Ich wuchs mit Geschichten über meine Vorfahren in der Kolonialzeit auf (zu denen unter anderem auch der Publizist Thomas Paine und der Kriegsheld Ethan Allen gehörten) und hatte alle Schlachtfelder des Britisch-Französischen Kolonialkriegs und des Unabhängigkeitskriegs in Neuengland und im nördlichen Staat New York besucht. Ich las jeden historischen Roman, den ich in die Finger bekam. Als die ersten Spezialeinheiten in Südostasien landeten, wollte ich mich sogar freiwillig melden. Aber dann wurden in den Medien die Greuelthaten und Widersprüche der amerikanischen Politik offengelegt, und ich änderte meine Meinung. Ich fragte mich, auf welcher Seite Tom Paine gestanden hätte. Ich war überzeugt, er hätte sich unseren Feinden, den Vietkong, angeschlossen.

Onkel Frank rettete mich. Er sagte mir, daß man mit einer Stelle bei der NSA nicht zum Militär eingezogen würde, und arrangierte für mich eine Reihe von Vorstellungsgesprächen, darunter eine eintägige zermürbende Befragung, bei der ich an einen Lügendetektor angeschlossen war. Mir wurde gesagt, mit diesen Tests werde untersucht, ob ich für eine Rekrutierung und Ausbildung durch die NSA geeignet sei. Man erhalte damit ein Profil meiner Stärken und Schwächen und könne meine weitere Laufbahn planen. In Anbetracht meiner Einstellung zum Vietnamkrieg war ich überzeugt, daß ich bei den Tests durchfallen würde.

Beim Verhör gestand ich, daß ich zwar Amerika gegenüber loyal sei, den Krieg jedoch ablehne. Ich war überrascht, daß meine Gesprächspartner das Thema nicht weiter verfolgten. Stattdessen konzentrierten sie sich auf meine Erziehung, meine Einstellung zu meinen Eltern, auf die Emotionen, die durch die Tatsache hervorgerufen wurden, daß ich als armer Puritaner unter vielen reichen, hedonistischen Snobs aufgewachsen war. Auch meine Frustration darüber, daß ich nicht genug Frauen, Sex und Geld in meinem Leben gehabt hatte, wurde unter die Lupe genommen. Ich war erstaunt, wie viel Aufmerksamkeit man meiner Freundschaft zu Farhad widmete und welches Interesse meine Bereitschaft hervorrief, die Campus-Polizei anzulügen, um meinen Freund zu schützen.

Zuerst nahm ich an, daß ich aufgrund dieser Biographie und dieser Taten, die mir so negativ erschienen, für die NSA nicht in Frage käme. Doch die Befragungen und Gespräche wurden fortgesetzt, und allmählich zeichnete sich ein anderes Ergebnis ab. Erst viele Jahre später erkannte ich, daß diese negativen Eigenschaften aus Sicht der NSA positiv waren. Ihr Urteil hatte weniger mit meiner Loyalität zu meinem Land zu tun als mit den Enttäuschungen in meinem Leben. Die Wut auf meine Eltern, meine Besessenheit, was Frauen anging, und mein Ehrgeiz, eines Tages ein Leben in Wohlstand zu führen, machten mich verführbar. Meine Entschlossenheit, in der Schule und beim Sport hervorragende Leistungen zu bringen, meine Rebellion gegen den Vater, meine Fähigkeit, mit Ausländern gut auszukommen, und meine Bereitschaft, die Polizei anzulügen, waren genau die Eigenschaften, die die NSA suchte. Ich entdeckte später auch, daß Farhads Vater für den amerikanischen Geheimdienst im Iran arbeitete; meine Freundschaft mit Farhad erwies sich als wichtiger Pluspunkt.

Einige Wochen nach den Tests der NSA wurde mir eine Ausbildung in der Kunst der Spionage angeboten, die ich einige Monate nach meinem Abschluß an der Universität beginnen konnte. Bevor ich offiziell zusagte, besuchte ich aus einer Laune heraus ein Seminar an der Boston University, bei dem Freiwillige für das Peace Corps rekrutiert wurden. Für das Peace Corps sprach, daß man wie bei der NSA vom Militärdienst befreit war.

Die Entscheidung, das Seminar zu besuchen, war einer dieser Zufälle, die im ersten Moment unbedeutend erscheinen, aber das Leben für immer verändern. Der Seminarleiter beschrieb verschiedene Regionen auf der Welt, für die Freiwillige besonders dringend gebraucht wurden. Eine davon war der tropische Regenwald im Amazonasgebiet, wo, wie er erzählte, die Indios ganz ähnlich wie die Ureinwohner Nordamerikas bis zur Ankunft der Europäer lebten.

Ich hatte schon immer davon geträumt, wie die Abnakis zu leben, die New Hampshire bewohnten, als meine Vorfahren sich dort als Siedler niederließen. Ich wußte, daß Abnaki-Blut in meinen Adern floß, und wollte das jahrhundertealte überlieferte Wissen der Indianer kennenlernen. Nach dem Seminar wandte ich mich an den Leiter und fragte ihn, ob es möglich sei, mit dem Peace Corps ins Amazonasgebiet zu gehen. Er antwortete, in der Region herrsche großer Bedarf an Freiwilligen, meine Chancen seien daher hervorragend. Ich rief Onkel Frank an.

Zu meiner Überraschung ermutigte mich Onkel Frank, zum Peace Corps zu gehen. Er vertraute mir an, daß nach dem Sieg in Vietnam (der damals von Männern in seiner Po-

sition als Gewißheit betrachtet wurde) das Amazonasgebiet der nächste Krisenherd sein werde.

»Massenhaft Öl«, sagte er. »Wir werden dort gute Agenten brauchen – Leute, die die Einheimischen verstehen.« Er versicherte mir, das Peace Corps sei ein ausgezeichnetes Übungsfeld, und drängte mich, Spanisch und die Sprachen der Indios zu lernen. »Vielleicht«, kicherte er, »arbeitest du zu guter Letzt für ein privates Unternehmen anstatt für die Regierung.«

Ich verstand damals nicht, was er meinte. Ich wurde vom Spion zum EHM befördert, obwohl ich die Bezeichnung noch nie gehört hatte und sie in den nächsten Jahren auch nicht hören sollte. Ich hatte keine Ahnung, daß Hunderte von Männern und Frauen auf der ganzen Welt für Unternehmensberatungen und andere private Unternehmen arbeiteten, Leute, die nie einen Cent von einer Regierungsorganisation bekamen und trotzdem den imperialen Ambitionen der USA dienten. Ebenso wenig konnte ich ahnen, daß ein neuer Typ mit eher euphemistischen Titeln gegen Ende des Jahrtausends zu Tausenden aktiv sein und ich eine wichtige Rolle bei der Ausbildung dieser neuen Armee spielen würde.

Ann und ich bewarben uns beim Peace Corps und baten um einen Einsatz im Amazonasgebiet. Als die Zusage kam, war ich zuerst enttäuscht. Im Brief stand, daß wir nach Ecuador geschickt werden würden.

Oh nein, dachte ich. Ich wollte doch ins Amazonasgebiet, nicht nach Afrika.

Ich holte mir einen Atlas und suchte Ecuador. Zu meiner Bestürzung konnte ich es nirgends auf dem afrikanischen Kontinent finden. Im Index stellte ich fest, daß Ecuador in Lateinamerika liegt. Auf der Karte sah ich, daß das Flußsystem, das von den Andengletschern gespeist wird, die Quellflüsse für den mächtigen Amazonas bildet. Bei der weiteren Lektüre erfuhr ich, daß der Regenwald von Ecuador zu den artenreichsten und eindrucksvollsten der Welt gehört und die Eingeborenen größtenteils noch so lebten, wie sie es seit Jahrtausenden getan hatten. Wir sagten zu.

Ann und ich absolvierten die Ausbildung für das Peace Corps in Südkalifornien und brachen im September 1968 nach Ecuador auf. Wir lebten im Amazonasgebiet mit Menschen, deren Lebensstil tatsächlich dem der nordamerikanischen Ureinwohner vor der Kolonialzeit ähnelte. In den Anden arbeiteten wir auch mit Nachfahren der Inka zusammen. Wir lernten eine Welt kennen, deren Existenz ich nicht in meinen kühnsten Träumen für möglich gehalten hätte. Die einzigen Südamerikaner, die ich bis dahin kennengelernt hatte, waren die reichen Snobs, die mein Vater unterrichtet hatte. Ich empfand große Sympathie für die Indios, die von der Jagd und der Landwirtschaft lebten. Ich fühlte mich ihnen merkwürdig verbunden. Irgendwie erinnerten sie mich an die Leute in meiner Heimatstadt, die ich stets gemieden hatte.

Eines Tages landete ein Mann im Anzug auf der Flugpiste unseres Dorfes. Er hieß Einar Greve und war Vizepräsident bei *Chas. T. Main, Inc.* (MAIN), einer internationalen Unternehmensberatung, die sich gern im Hintergrund hielt, aber großen Einfluß ausübte. MAIN führte Wirtschaftsanalysen durch, mit denen entschieden wurde, ob die Weltbank Ecuador und seinen Nachbarländern Milliarden Dollar zum Bau von Staudämmen und anderen Infrastrukturprojekten lieh. Einar war außerdem Oberst der Reserve der US Army.

Er sprach mit mir über die Vorteile, wenn man für ein Unternehmen wie MAIN arbeitete. Als ich erwähnte, daß ich vor meiner Anstellung beim Peace Corps von der NSA angenommen worden sei und mit dem Gedanken spiele, für diesen Geheimdienst zu arbeiten, sagte er mir, daß er manchmal als Verbindungsmann der NSA tätig sei. Der Blick, den er mir dabei zuwarf, weckte bei mir den Verdacht, daß er den Auftrag hatte, meine Fähigkeiten einzuschätzen. Heute glaube ich, daß er mein Profil aktualisierte und

vor allem meine Fähigkeiten bewertete, in einer Umgebung zu überleben, in der die meisten Nordamerikaner sich nicht zurechtfinden würden.

Wir verbrachten einige Tage zusammen in Ecuador und hielten danach Briefkontakt. Er bat mich, ihm Berichte zu schicken, in denen ich die wirtschaftlichen Aussichten Ecuadors bewertete. Ich hatte eine kleine Reiseschreibmaschine, schrieb gerne und freute mich, seiner Bitte nachzukommen. Im Lauf von etwa einem Jahr schickte ich Einar mindestens fünfzehn lange Briefe. In diesen Briefen spekulierte ich über die wirtschaftliche und politische Zukunft Ecuadors. Ich berichtete über die wachsende Unzufriedenheit der Indiogemeinschaften und über ihren Kampf gegen Ölgesellschaften, internationale Entwicklungsagenturen und andere Versuche, sie gegen ihren Willen in die moderne Welt zu holen.

Als meine Zeit beim Peace Corps vorüber war, lud mich Einar zu einem Bewerbungsgespräch in die MAIN-Zentrale nach Boston ein. Bei einer privaten Unterhaltung betonte Einar, das Hauptgeschäft von MAIN sei die Entwicklung und Planung von Bauprojekten, aber der größte Kunde, die Weltbank, bestehe seit kurzer Zeit darauf, daß er auch Wirtschaftswissenschaftler beschäftige. Sie sollten kritische Wirtschaftsprognosen erstellen, mit deren Hilfe man die Machbarkeit und den Umfang der Projekte einschätzen könne. Er vertraute mir an, er habe vor kurzem drei hochqualifizierte Wirtschaftswissenschaftler mit makellosen Zeugnissen eingestellt – zwei mit einem Master und einen mit einem Dokortitel. Sie waren kläglich gescheitert.

»Keiner von ihnen«, erklärte Einar, »war in der Lage, Wirtschaftsprognosen für Länder zu erstellen, in denen es keine verlässlichen Statistiken gibt.« Er fuhr fort, alle wären außerstande gewesen, die Konditionen ihres Arbeitsvertrags zu erfüllen, zu denen auch Reisen in ferne Länder wie Ecuador, Indonesien, Iran und Ägypten gehörten. Dort sollten sie mit lokalen Politikern sprechen und die Aussichten für die wirtschaftliche Entwicklung der Region persönlich beurteilen. Einer hatte in einem abgelegenen Dorf in Panama einen Nervenzusammenbruch erlitten, er wurde von der panamesischen Polizei zum Flughafen eskortiert, in ein Flugzeug gesetzt und zurück in die USA geschickt.

»Die Briefe, die Sie mir geschickt haben, zeigen, daß Sie sich vorwagen, selbst wenn es keine harten Fakten gibt. Und in Anbetracht Ihrer Lebensumstände in Ecuador bin ich mir sicher, daß Sie fast überall überleben können.« Einar sagte mir, er habe bereits einen Wirtschaftsexperten entlassen und werde auch die beiden anderen feuern, wenn ich die Stelle annehmen sollte.

Im Januar 1971 wurde mir also eine Position als Wirtschaftswissenschaftler bei MAIN angeboten. Ich war gerade 26 geworden – das magische Alter, in dem mich die Einberufungsbehörde nicht mehr wollte. Ich beriet mich mit Anns Eltern, sie ermutigten mich, die Stelle anzunehmen. Ich nahm an, daß sie damit auch Onkel Franks Meinung zum Ausdruck brachten. Ich erinnerte mich, wie er gesagt hatte, daß ich womöglich eines Tages für ein privates Unternehmen arbeiten würde. Es wurde nie ausgesprochen, aber ich war mir sicher, daß meine Anstellung bei MAIN Teil jener Arrangements war, die Onkel Frank vor drei Jahren getroffen hatte. Dazu kamen natürlich noch meine Erfahrungen in Ecuador und meine Bereitschaft, über die politische und wirtschaftliche Situation des Landes zu berichten.

Das Angebot stieg mir zu Kopf, und ein paar Wochen lang trug ich die Nase sehr hoch. Ich hatte an der Boston University nur den Grad eines Bachelor erworben, was nicht gerade als Qualifikation für eine Stelle als Volkswirt bei einer renommierten Unternehmensberatung taugte. Ich wußte, daß viele meiner Kommilitonen an der BU, die untauglich gewesen waren und daher bis zum Master und anderen akademischen Graden weiterstudiert hatten, sich vor Neid verzehren würden. Ich sah mich selbst als schneidigen Geheimagenten, der in exotische Länder reiste und sich mit einem Martini in der

Hand, umringt von schönen Bikinimädchen, lässig in einem Liegestuhl am hoteleigenen Swimmingpool herumlümmelte.

Das waren freilich Hirngespinnste, doch ich sollte bald feststellen, daß meine tatsächlichen Aufgaben meine Phantasien weit übertrafen. Ich war James Bond näher, als ich es mir jemals hätte träumen lassen.

2 »Lebenslänglich«

Rechtlich betrachtet würde man MAIN als ein nicht börsennotiertes Unternehmen bezeichnen, dessen Anteile von wenigen Gesellschaftern gehalten wurden; konkret gesagt, MAIN gehörte etwa 5% der 2000 Mitarbeiter. Sie wurden Partner oder Teilhaber genannt, und ihre Position war sehr begehrt. Die Partner hatten nicht nur Macht über alle anderen, sondern verdienten auch das große Geld. Diskretion war ihr Markenzeichen; sie verhandelten mit Staatschefs und hochrangigen Managern, die von ihren Beratern ähnlich wie von ihren Rechtsanwältinnen und Psychotherapeuten absolute Diskretion erwarteten. Gespräche mit der Presse waren tabu. Dergleichen wurde einfach nicht toleriert. Folglich hatte außerhalb von MAIN kaum jemand je von uns gehört, allerdings kannten viele unsere Konkurrenten wie Arthur D. Little, Stone & Webster, Brown & Root, Halliburton und Bechtel.

Ich verwende den Begriff *Konkurrenten* im weiteren Sinn, weil MAIN in einer eigenen Liga spielte. Unsere Mitarbeiter waren größtenteils Ingenieure, allerdings besaßen wir keine Maschinen und hatten noch nie etwas gebaut, noch nicht einmal einen Lagerstoppfen. Viele Mitarbeiter von MAIN waren früher beim Militär gewesen, allerdings arbeiteten wir nicht für das Verteidigungsministerium oder andere militärische Stellen. Unsere Arbeit war so völlig anders, daß selbst ich in den ersten Monaten nicht begriff, was wir eigentlich machten. Ich wußte nur, daß mich mein erster richtiger Auftrag nach Indonesien führen und ich Teil eines elfköpfigen Teams sein würde, das einen Masterplan für die Stromversorgung der Insel Java entwickeln sollte.

Ich merkte auch, daß Einar und andere, die mit mir über den Auftrag sprachen, mich unbedingt davon überzeugen wollten, daß die Wirtschaft Javas boomen würde. Wenn ich mich selbst durch gute Prognosen herausstellen (und damit auch für entsprechende Beförderungen empfehlen) wollte, sollten meine Analysen und Hochrechnungen diesen zu erwartenden Boom widerspiegeln.

»Von null auf hundert«, sagte Einar gern. Er fuhr mit den Fingern durch die Luft und hob die Arme über den Kopf. »Eine Wirtschaft, die in die Höhe schießen wird wie eine Rakete!«

Einar verreiste häufig für zwei oder drei Tage. Niemand redete viel darüber, und anscheinend wußte niemand, wohin er reiste. Wenn er im Büro war, lud er mich oft zu einem Gespräch bei einer Tasse Kaffee ein. Er erkundigte sich nach Ann, nach unserer neuen Wohnung und nach der Katze, die wir aus Ecuador mitgebracht hatten. Nachdem ich ihn besser kennen gelernt hatte, wurde ich mutiger und versuchte, mehr über ihn und darüber zu erfahren, was man von mir und meiner Arbeit erwartete. Aber ich erhielt nie eine befriedigende Antwort, er war ein Meister darin, meinen Fragen auszuweichen. Einmal sah er mich merkwürdig an.

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen«, sagte er. »Wir setzen große Erwartungen in Sie. Ich war vor kurzem in Washington ...« Seine Stimme verlor sich, und er lächelte geheimnisvoll. »Auf alle Fälle, Sie wissen ja, wir haben ein großes Projekt in Kuwait. Es dauert noch eine Weile, bis Sie nach Indonesien aufbrechen. Ich denke, Sie sollten die Zeit nutzen und sich über Kuwait informieren. Die Boston Public Library ist sehr gut ausgestattet, außerdem können wir Ihnen Ausweise für das MIT und die Bibliotheken von Harvard besorgen.«

Danach verbrachte ich viele Stunden in Bibliotheken, vor allem in der Bostoner Stadtbibliothek, die nur wenige Straßen vom Büro entfernt und ganz in der Nähe meiner Wohnung am Back Bay lag. Ich informierte mich über Kuwait und las auch viele Bücher über Wirtschaftsstatistik, die von der UNO, dem Internationalen Währungsfonds (IWF) und der Weltbank herausgegeben wurden. Ich wußte, daß man von mir ökonomisch

metrische Modelle für Indonesien und Java erwartete, und beschloß, daß ich genauso gut gleich anfangen und ein Modell für Kuwait erstellen könnte.

Allerdings hatte ich bei meinem Studium der Betriebswirtschaft nichts über Ökonometrie gelernt, daher verbrachte ich viel Zeit mit der Frage, wie ich so ein Modell entwickeln könnte. Ich belegte sogar einige Seminare zu dem Thema. Dabei entdeckte ich, daß Statistiken manipuliert werden können. Sie lassen die unterschiedlichsten Schlußfolgerungen zu und untermauern in der Regel vor allem die bereits gefaßte Meinung des Analytikers.

MAIN war eine Macho-Firma. 1971 gab es dort nur vier Frauen in höheren Positionen. Allerdings gab es etwa 200 Frauen, die als Sekretärinnen den verschiedenen Abteilungen zugeteilt waren – jeder Vizepräsident und Abteilungsleiter hatte eine Sekretärin. Dann gab es noch das Sekretariat, das für den Rest der Truppe arbeitete. Ich hatte mich an diese Schieflage gewöhnt und war daher sehr erstaunt über die Begegnung, die mir eines Tages im Lesesaal der Boston Library zuteil wurde.

Eine attraktive brünette Frau kam vorbei und setzte sich mir gegenüber an den Tisch. In ihrem dunkelgrünen Kostüm wirkte sie sehr elegant. Ich schätzte sie auf einige Jahre älter, versuchte aber so zu tun, als hätte ich sie nicht bemerkt. Nach ein paar Minuten schob sie wortlos ein aufgeschlagenes Buch in meine Richtung. Es enthielt eine Tabelle mit Informationen über Kuwait, nach der ich gesucht hatte – und eine Visitenkarte: Claudine Martin, Spezielle Beraterin für Chas. T. Martin, Inc. Ich blickte auf und sah in ihre sanften grünen Augen. Sie streckte die Hand aus.

»Ich wurde gebeten, Ihnen bei Ihrer Ausbildung zu helfen«, sagte sie. Ich glaubte zu träumen.

Am nächsten Tag trafen wir uns in Claudines Wohnung in der Beacon Street, ein paar Straßen von der MAIN-Zentrale im Prudential Center entfernt. Während unserer ersten gemeinsamen Stunde erklärte mir Claudine, meine Position sei ungewöhnlich, daher müssten wir alles streng vertraulich behandeln. Sie sagte mir, daß niemand genauere Angaben zu meinem Job gemacht habe, weil niemand befugt sei – das sei nur sie. Dann teilte sie mir mit, ihre Aufgabe sei es, aus mir einen Economic Hit Man zu machen.

Allein das Wort weckte in mir alte Mantel-und-Degen-Vorstellungen. »Hit Man«, das war ein Schläger, ein gedungener Schurke oder ein Berufskiller. Das nervöse Lachen, das ich ausstieß, war mir selbst peinlich. Sie lächelte und versicherte mir, einer der Gründe, warum die Bezeichnung verwendet werde, sei der humoristische Aspekt. »Wer würde so was schließlich ernst nehmen?«, fragte sie.

Ich gestand, daß ich keine Ahnung von den Aufgaben eines Economic Hit Man hatte.

»Da sind Sie nicht der Einzige«, lachte sie. »Wir sind eine seltene Spezies in einem schmutzigen Geschäft. Niemand darf etwas über Ihre Arbeit wissen – nicht einmal Ihre Frau.« Dann wurde sie ernst. »Ich werde ganz offen zu Ihnen sein und Ihnen in den nächsten Wochen so viel wie möglich beibringen. Dann müssen Sie sich entscheiden. Ihre Entscheidung ist endgültig. Wenn man einmal dabei ist, dann ist man es lebenslänglich.« Danach verwendete sie nur noch selten die volle Bezeichnung; wir waren einfach EHM.

Heute weiß ich, was ich damals nicht wußte. Claudine nutzte alle meine Schwächen, die mit dem NSA-Profil analysiert worden waren, rücksichtslos aus. Ich weiß nicht, woher sie diese Informationen hatte – von Einar, der NSA, der Personalabteilung von MAIN oder jemand anderem. Aber sie nutzte sie meisterhaft. Ihre Vorgehensweise, eine Kombination aus Verführung mit erotischen Mitteln und verbaler Manipulation, war perfekt auf mich zugeschnitten und paßte dennoch zu den üblichen Verfahren, die ich seitdem in verschiedenen Unternehmen kennengelernt habe. Wenn viel auf dem Spiel steht und

der Druck, ein lukratives Geschäft zu machen, groß ist, ist jedes Mittel recht. Sie wußte von Anfang an, daß ich meine Ehe nicht aufs Spiel setzen und zu Hause unsere Heimlichkeiten beichten würde. Und sie war brutal offen, als sie mir die dunklen Seiten meiner Aufgabe erklärte.

Ich habe keine Ahnung, wer sie bezahlte, obwohl ich keinen Grund habe, einen anderen Geldgeber als MAIN anzunehmen, wie es auf ihrer Visitenkarte stand. Damals war ich zu naiv, zu schüchtern und zu geblendet, um die Fragen zu stellen, die mir heute so offensichtlich erscheinen.

Claudine sagte mir, meine Arbeit habe zwei Hauptziele. Erstens solle ich Argumente für die Vergabe hoher internationaler Kredite liefern. Das Geld werde dann mit Hilfe von Ingenieur- und Bauprojekten zurück zu MAIN und anderen amerikanischen Unternehmen (wie Bechtel, Halliburton, Stone & Webster und Brown & Root) geschleust. Zweitens solle ich daran arbeiten, die Länder in den Bankrott zu treiben, die die Kredite erhielten (natürlich erst, nachdem diese Länder MAIN und die anderen amerikanischen Firmen bezahlt hatten), damit sie für immer von ihren Geldgebern abhängig wurden und gefügig waren, wenn wir einen Gefallen brauchten, etwa einen Militärstützpunkt, Stimmen in der UNO oder Zugang zu Öl und anderen Rohstoffen.

Meine Aufgabe, erläuterte Claudine, war es, zu prognostizieren, welche Auswirkungen es hatte, wenn Milliarden Dollar in einem Land investiert wurden. Ich sollte vor allem Analysen anfertigen, in denen das wirtschaftliche Wachstum in den nächsten 20 oder 25 Jahren vorhergesagt und die Auswirkung verschiedener Projekte einbezogen wurden. Wenn zum Beispiel einem Land eine Milliarde Dollar geliehen werden sollte, um seine Regierung davon abzuhalten, sich mit der Sowjetunion zu verbünden, analysierte ich, ob das Geld in ein Kraftwerk, in ein neues landesweites Eisenbahnnetz oder in ein Telekommunikationssystem investiert wurde. Oder mir wurde gesagt, einem Land werde der Bau eines modernen Stromnetzes angeboten. Dann sollte ich belegen, daß das Netz ein ausreichendes Wirtschaftswachstum garantierte, mit dem sich der Kredit rechtfertigen ließ. Der kritische Faktor war stets das Bruttoinlandsprodukt. Das Projekt, das den höchsten jährlichen Anstieg des Bruttoinlandsprodukts zur Folge hatte, gewann. Wenn nur ein Projekt in Erwägung gezogen wurde, mußte ich belegen, daß sich die Umsetzung vorteilhaft auf das BIP des Landes auswirken würde.

Unausgesprochen blieb bei all diesen Projekten, daß sie große Gewinne für die Auftragnehmer abwerfen sollten. In den Empfängerländern bekamen eine paar reiche und einflußreiche Familien den Geldsegen, gleichzeitig sorgte man dafür, daß das Land auf lange Zeit finanziell abhängig blieb. So sicherte man sich die politische Loyalität von Regierungen auf der ganzen Welt. Je höher der Kredit, desto besser. Daß die Schuldenlast, die man einem Land auferlegte, seine ärmsten Bürger für Jahrzehnte um Gesundheitsfürsorge, Bildung und andere staatliche Leistungen brachte, spielte keine Rolle.

Claudine und ich diskutierten offen über die zweifelhafte Aussagekraft des Bruttoinlandsprodukts. Das BIP wächst zum Beispiel auch, wenn nur ein Einzelner davon profitiert, etwa jemand, dem ein öffentlicher Versorgungsbetrieb gehört, selbst wenn die Mehrheit der Bevölkerung hochverschuldet ist. Die Reichen werden reicher und die Armen werden ärmer. Doch aus statistischer Sicht gilt auch das als wirtschaftlicher Fortschritt.

Wie die meisten amerikanischen Bürger glaubten auch die Mitarbeiter von MAIN, daß wir den Entwicklungsländern einen Dienst erwiesen, wenn wir Kraftwerke, Schnellstraßen und Häfen bauten. In der Schule und in den Medien werden all diese Maßnahmen als altruistisch gepriesen. Im Laufe der Jahre habe ich wiederholt Kommentare gehört wie: »Wenn die unsere amerikanische Flagge verbrennen und vor unserer Botschaft demonstrieren, warum ziehen wir uns dann nicht einfach aus dem verdammten Land zurück und überlassen sie ihrer Armut und ihrem Elend?«

Solche Ansichten äußern auch Leute mit Universitätsabschlüssen und einer guten Ausbildung. Sie haben keine Ahnung, daß wir Botschaften auf der ganzen Welt nur einrichten, um unsere eigenen Interessen durchzusetzen. Und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bestand dieses Interesse darin, aus der amerikanischen Republik ein globales Imperium zu machen. Trotz ihrer akademischen Titel sind diese Leute so unwissend wie die Siedler des 18. Jahrhunderts, die glaubten, daß die Indianer, die um ihr Land kämpften, Diener des Teufels wären.

In wenigen Monaten sollte ich nach Indonesien reisen, auf die Insel Java, die damals als das am dichtesten besiedelte Gebiet der Welt beschrieben wurde. Indonesien war oben drein ein muslimisches Land mit einem großen Ölvorkommen und eine Brutstätte kommunistischer Aktivitäten.

»Das ist der nächste Dominostein nach Vietnam«, meinte Claudine. »Wir müssen die Indonesier auf unsere Seite ziehen. Wenn sie sich dem kommunistischen Block anschließen, dann ...«. Sie zog den Finger über die Kehle und lächelte liebevoll. »Sagen wir einfach, Sie müssen eine sehr optimistische Wirtschaftsprognose vorlegen und beschreiben, wie das Land boomen wird, wenn erst einmal die neuen Kraftwerke und Stromleitungen gebaut sind. Damit können USAID und die internationalen Banken die Kredite rechtfertigen. Und Sie werden natürlich reich belohnt und können sich um andere Projekte in exotischen Ländern kümmern. Die Welt ist Ihr Einkaufswagen.« Sie warnte mich, daß mein Auftrag schwierig sein würde. »Nach Ihnen sind die Experten der Banken an der Reihe. Ihre Aufgabe ist es, Lücken in Ihren Prognosen zu finden – dafür werden sie bezahlt. Diese Burschen wollen Sie in die Pfanne hauen, damit sie selbst gut dastehen.«

Eines Tages erinnerte ich Claudine daran, daß das Team von MAIN, das nach Java geschickt wurde, noch aus zehn weiteren Mitarbeitern bestand. Ich fragte, ob sie alle die gleiche Ausbildung wie ich erhielten. Sie versicherte mir, daß dem nicht so sei.

»Das sind Ingenieure«, sagte sie. »Sie konstruieren Kraftwerke, Übertragungs- und Verteilungsleitungen, außerdem Häfen und Straßen, um den Treibstoff heranzuschaffen. Sie sind der Einzige, der die Zukunft vorhersagt. Ihre Prognosen bestimmen die Größe und den Umfang ihrer Entwürfe – und die Höhe der Kredite. Wie Sie sehen, sind Sie die Schlüsselfigur.« Wir kamen uns mitunter sehr nahe, zumindest glaubte ich das, aber wir siezten uns immer höflich.

Jedes Mal, wenn ich Claudines Wohnung verließ, fragte ich mich, ob ich das Richtige tat. Irgendwo in meinem Herzen regte sich der Verdacht, daß es falsch sein könnte. Aber die Enttäuschungen, die ich in meiner Kindheit und Jugend erlitten hatte, peinigten mich noch immer. MAIN schien alles zu bieten, was mir bisher in meinem Leben vorenthalten worden war, dennoch fragte ich mich immer wieder, ob Thomas Paine mein Verhalten gebilligt hätte. Am Ende überzeugte ich mich, daß ich, wenn ich mehr darüber erfuhr und Erfahrungen sammelte, später alles aufdecken konnte – die alte Beschwichtigung des eigenen Gewissens, man wolle das System »von innen her unterwandern«.

Als ich Claudine diesen Gedanken mitteilte, sah sie mich verblüfft an. »Machen Sie sich nicht lächerlich. Wenn man einmal dabei ist, kommt man nie wieder raus. Sie müssen eine Entscheidung treffen, bevor Sie noch tiefer hineingeraten.« Ich verstand. Was sie sagte, erschreckte mich. Nach unserem Gespräch schlenderte ich über die Commonwealth Avenue, bog in die Dartmouth Street ab und redete mir ein, ich sei die Ausnahme von der Regel.

Ein paar Monate später saßen Claudine und ich eines Nachmittags auf einer Couch am Fenster und sahen zu, wie der Schnee auf die Beacon Street fiel. »Wir sind ein kleiner, exklusiver Club«, sagte sie. »Wir werden dafür bezahlt – und zwar sehr gut bezahlt, daß

wir Länder auf der ganzen Welt um Milliarden Dollar betrügen. Ein Großteil Ihrer Aufträge besteht darin, Staats- und Regierungschefs dafür zu gewinnen, Teile eines ausgedehnten Netzwerks zu werden, das den wirtschaftlichen Interessen der USA dient. Am Ende haben sich die Staatschefs in einem Netz von Schulden verstrickt, und das garantiert uns ihre Loyalität. Wir können auf sie zurückgreifen, wann immer wir wollen – um unsere politischen, wirtschaftlichen oder militärischen Bedürfnisse zu befriedigen. Umgekehrt sichern die Politiker ihre Position ab, indem sie Fabriken, Kraftwerke und Flughäfen bauen lassen. Und die Besitzer von amerikanischen Ingenieurbüros und Bauunternehmen werden sagenhaft reich.«

An jenem Nachmittag in der idyllischen Wohnung von Claudine erfuhr ich, während wir am Fenster saßen und dem wirbelnden Schnee draußen zusahen, sehr viel über die Geschichte meines künftigen Berufs und Standes. Claudine beschrieb, wie Weltreiche in der Geschichte meist mit Hilfe von militärischer Gewalt oder ihrer Androhung entstanden waren. Aber mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, dem Aufstieg der Sowjetunion und dem Schreckgespenst eines Atomkriegs wurde die militärische Option für den Aufbau von Macht zu riskant.

Der entscheidende Augenblick kam 1951, als die Menschen im Iran gegen eine britische Ölgesellschaft rebellierten, die die iranischen Rohstoffe und die Bevölkerung ausbeutete. Das Unternehmen war der Vorgänger von British Petroleum, bekannter als BP. Als Reaktion darauf verstaatlichte der sehr beliebte, demokratisch gewählte iranische Premierminister (und 1951 Mann des Jahres im Magazin *Time*) Mohammad Mossadegh die gesamten iranischen Ölvorkommen. Empört wandte sich England an die USA, seinen Verbündeten aus dem Zweiten Weltkrieg. Allerdings fürchteten beide Länder, daß ein militärischer Vergeltungsschlag die Sowjetunion provozieren und veranlassen könnte, zur Unterstützung des Iran einzugreifen.

Washington schickte daher nicht die Marines, sondern den CIA-Agenten Kermit Roosevelt (Theodore Roosevelts Enkel) in den Iran. Er leistete hervorragende Arbeit und zog die Menschen mit Bestechungsgeldern und Drohungen auf seine Seite. Dann wurden in seinem Auftrag Unruhen und gewalttätige Demonstrationen organisiert, die den Eindruck erweckten, daß Mossadegh unbeliebt und unfähig wäre. Schließlich wurde Mossadegh gestürzt und verbrachte den Rest seines Lebens unter Hausarrest. Der pro-amerikanische Schah Mohammed Reza Pahlewi wurde der unumschränkte Herrscher des Iran. Kermit Roosevelt hatte das Modell für einen neuen Berufsstand geschaffen, dem ich nun beitreten sollte.¹⁵

Roosevelts Schachzug veränderte die Geschichte des Nahen Ostens und machte die alten Strategien zur Errichtung eines Weltreichs überflüssig. Die neue Taktik ergab sich zeitgleich mit dem Beginn von Experimenten im Bereich »begrenzter nichtnuklearer Militäreinsätze«, die schließlich zu den amerikanischen Niederlagen in Korea und Vietnam führten. 1968, in dem Jahr, in dem ich mein Bewerbungsgespräch bei der NSA hatte, war eines deutlich geworden: Wenn die USA ihren globalen Herrschaftsanspruch (wie er etwa den Präsidenten Johnson und Nixon vorschwebte) durchsetzen wollten, dann mußte sich die neue Strategie an Roosevelts Beispiel im Iran orientieren. Das war der einzige Weg, die Sowjetunion zu besiegen, ohne einen Atomkrieg zu provozieren.

Allerdings gab es da ein Problem. Kermit Roosevelt war ein Mitarbeiter der CIA. Hätte man ihn gefaßt, wären die Konsequenzen furchtbar gewesen. Er hatte die erste amerikanische Operation zum Sturz einer ausländischen Regierung geleitet, und wahrscheinlich würden noch viele weitere folgen. Nun war es wichtig, ein Vorgehen zu finden, bei dem Washington außen vor bleiben konnte.

Zum Glück für die Strategen vollzog sich in den sechziger Jahren noch eine weitere Revolution: der Machtzuwachs von internationalen Unternehmen und multinationalen Organisationen wie der Weltbank und des Währungsfonds. Der IWF wurde hauptsächlich

von den USA und unseren Gefolgsleuten auf dem Weg zur Weltherrschaft, den Europäern, finanziert. Zwischen Regierungen, Unternehmen und multinationalen Organisationen entwickelte sich ein symbiotisches Verhältnis.

Als ich mein Studium an der Business School der Boston University begann, zeichnete sich bereits eine Lösung für das Problem mit den CIA-Agenten ab. Die amerikanischen Geheimdienste, darunter die NSA, machten potenzielle EHM aus, die dann von internationalen Unternehmen eingestellt werden konnten. Diese EHM wurden nie von der Regierung bezahlt, sondern bekamen ihr Gehalt von der Privatwirtschaft. Wenn ihre schmutzige Arbeit aufflog, dann waren das eben die Aktivitäten eines habgierigen und skrupellosen Unternehmens gewesen, die amerikanische Regierung jedoch konnte ihre Hände in Unschuld waschen.

Ein weiterer wichtiger Vorteil war, daß die Unternehmen, die die EHM beschäftigten, zwar von Regierungsagenturen und ihren Partnern im multinationalen Bankwesen (und damit vom Geld der Steuerzahler) bezahlt wurden, aber trotzdem der Kontrolle durch den Kongreß und die Öffentlichkeit entzogen waren. Sie wurden zusätzlich durch eine wachsende Zahl von Gesetzen abgeschirmt, etwa den Bestimmungen zum Urheberrecht, zum internationalen Handel und durch den Freedom of Information Act.¹⁶

»Sie sehen also«, schloß Claudine, »wir sind nur die nächste Generation und folgen einer stolzen Tradition, die ihren Anfang nahm, als Sie in der ersten Klasse waren.«

3 Indonesien: Lektionen für einen EHM

Ich erfuhr nicht nur viel über meine neue Karriere, sondern las auch eifrig Bücher über Indonesien. »Je mehr Sie über ein Land wissen, bevor Sie dort hinreisen, desto einfacher ist Ihre Aufgabe«, riet mir Claudine. Ich nahm mir ihre Worte zu Herzen.¹⁷

Als Kolumbus 1492 in See stach, wollte er eigentlich die »Gewürzinseln«, das heutige Indonesien, erreichen. Während der gesamten Kolonialzeit war man der Ansicht, das Land biete noch größere Schätze als die Reichtümer Amerikas. Java mit seinen prächtigen Stoffen, sagenhaften Gewürzen und reichen Fürstentümern war sowohl das Kronjuwel als auch der Schauplatz heftiger Konflikte zwischen spanischen, holländischen, portugiesischen und britischen Abenteurern. 1750 gingen die Niederlande aus den Auseinandersetzungen als Sieger hervor und errangen die Kontrolle über Java, allerdings brauchten sie noch über 150 Jahre, um die anderen Inseln zu unterwerfen.

Als die Japaner im Zweiten Weltkrieg in Indonesien einfielen, leisteten die holländischen Truppen kaum Widerstand. Die Indonesier, vor allem die Bewohner Javas, litten sehr unter der japanischen Besatzung. Nach der japanischen Kapitulation rief einer der Führer der Unabhängigkeitsbewegung, der charismatische Sukarno, die »Republik Indonesien« aus. Vier Jahre dauerten die Kämpfe an, dann holten die Niederlande am 27. Dezember 1949 ihre Flagge ein und entließen ein Land in die Unabhängigkeit, dessen Bewohner seit über 300 Jahren unter fortgesetzten Kämpfen und unter der Fremdherrschaft gelitten hatten. Sukarno wurde der erste Präsident der neuen Republik.

Indonesien zu regieren war jedoch eine schwierigere Aufgabe als der Kampf gegen die Holländer. Das Land war mit seinen 13.677 Inseln völlig inhomogen, ein brodelnder Kessel mit verschiedenen Stammesstrukturen, gegensätzlichen Kulturen, Dutzenden von Sprachen und Dialekten und ethnischen Gruppen, die jahrhundertealte Feindschaften hegten. Häufig kam es zu brutalen Konflikten, und Sukarno griff hart durch. 1960 löste er das Parlament auf und wurde 1963 zum Präsidenten auf Lebenszeit ernannt. Er knüpfte enge Allianzen mit kommunistischen Regierungen auf der ganzen Welt, im Gegenzug wurde das indonesische Militär ausgebildet und mit Waffen versorgt. Sukarno schickte von den Sowjets bewaffnete Truppen ins benachbarte Malaysia in dem Versuch, den Kommunismus in Südostasien zu verbreiten und sich damit das Wohlwollen der sozialistischen Staaten zu sichern.

Die Opposition wuchs, 1965 kam es zum Aufstand. Sukarno entkam seiner Ermordung nur dank dem wachen Verstand seiner Geliebten. Viele seiner ranghohen Offiziere und engsten Verbündeten hatten weniger Glück. Die Ereignisse erinnerten an die Vorfälle im Iran 1953. Schließlich wurde die kommunistische Partei verantwortlich gemacht – vor allem die Gruppierungen, die politisch auf der Linie Chinas lagen. Man schätzt, daß bei den anschließenden, von der Armee initiierten Massakern 300.000 bis 500.000 Menschen getötet wurden. Nach der Entmachtung Sukarnos wurde General Suharto 1968 Präsident.

Die USA wollten unbedingt verhindern, daß sich Indonesien dem Kommunismus anschloß. Diese Haltung wurde 1971 noch dadurch verstärkt, daß der Ausgang des Vietnamkriegs ungewiß war. Präsident Nixon hatte im Sommer 1969 eine Reihe von Truppen abgezogen, und die amerikanische Außenpolitik war nun wieder globaler ausgerichtet. Die Strategie bestand darin, einen Dominoeffekt zu verhindern, bei dem ein Land nach dem anderen unter kommunistische Herrschaft geriet. Die USA konzentrierten sich auf mehrere Länder, und Indonesien hatte eine Schlüsselrolle. Das Elektrifizierungsprojekt von MAIN war Teil eines umfassenden Plans, mit dem die amerikanische Dominanz in Südostasien gesichert werden sollte.

Ziel der amerikanischen Außenpolitik war, daß Suharto Washington ähnlich dienen sollte wie der Schah von Persien. Außerdem hofften die USA, daß Indonesien als Beispiel für andere Länder in der Region dienen könnte. Washingtons Strategie basierte zum Teil auf der Annahme, daß Verbesserungen in Indonesien positive Auswirkungen in der ganzen islamischen Welt haben könnten, vor allem im explosiven Nahen Osten. Und wenn das noch nicht als Anreiz genügte, war da noch das Öl. Niemand kannte die Größe oder Qualität des indonesischen Ölvorkommens, aber die Seismologen der Ölgesellschaften schwärmten überschwänglich von den sich bietenden Chancen.

Während ich in der Bibliothek von Boston über Büchern brütete, wuchs meine Aufregung. Ich malte mir die Abenteuer aus, die mich erwarteten. Mit meiner Arbeit für MAIN tauschte ich den ärmlichen Lebensstil beim Peace Corps gegen ein wahrlich luxuriöses und glanzvolles Leben. Durch meine Zeit mit Claudine war bereits eine meiner Phantasien Wirklichkeit geworden; alles schien zu schön, um wahr zu sein. Ich fühlte mich zumindest ein bißchen dafür entschädigt, daß ich meine Jugend an einer reinen Jungenschule verbracht hatte.

In meinem Leben gab es noch eine andere Entwicklung: Ann und ich drifteten auseinander. Ich glaube, sie spürte, daß ich zwei Leben führte. Ich rechtfertigte unsere Eheprobleme vor mir damit, daß sie unsere Heirat quasi erzwungen hatte. Schon damals hatte ich nur widerstrebend eingewilligt. Obwohl Ann mich bei unserem Peace-Corps-Auftrag in Ecuador unterstützt und mir zur Seite gestanden hatte, sah ich in ihrem Verhalten eine Fortsetzung der Methoden, die bereits meine Eltern angewandt hatten, um mich ihren Launen zu unterwerfen. Wenn ich jetzt zurückblicke, bin ich mir sicher, daß meine Beziehung zu Claudine eine große Rolle spielte. Ich konnte Ann meine Eskapade nicht beichten, aber sie spürte, daß etwas im Busch war. Wir beschlossen, in getrennte Wohnungen zu ziehen.

Als ich 1971 eines Tages in Claudines Wohnung kam, es muß etwa eine Woche vor meiner geplanten Abreise nach Indonesien gewesen sein, war der kleine Eßzimmertisch mit einer Käseplatte und Brot gedeckt, daneben stand eine Flasche Beaujolais. Sie protestete mir zu.

»Sie haben es geschafft.« Sie lächelte, aber irgendwie wirkte sie nicht aufrichtig. »Jetzt sind Sie einer von uns.«

Wir plauderten etwa eine halbe Stunde. Dann, als wir den letzten Schluck Wein tranken, warf sie mir einen Blick zu, den ich noch nie an ihr gesehen hatte. »Erzählen Sie nie jemandem von unseren Treffen«, sagte sie mit strenger Stimme. »Ich werde Ihnen nie verzeihen, wenn Sie es tun, und ich werde abstreiten, daß ich Sie je kennen gelernt habe.« Sie musterte mich – wohl zum ersten Mal fühlte ich mich bedroht. Dann lachte sie kalt. »Wenn Sie über uns reden, könnte das für Sie lebensgefährlich werden.«

Ich war sprachlos und zutiefst erschüttert. Aber als ich später allein zum Prudential Center zurückging, mußte ich doch einräumen, wie schlau der Plan gewesen war. Wenn wir zusammen waren, hatten wir uns immer in ihrer Wohnung aufgehalten. Es gab nicht die Spur eines Beweises für unsere Beziehung, und bei MAIN war auch niemand beteiligt. Ein Teil von mir wußte Claudines Ehrlichkeit zu schätzen; sie hatte mich nicht getäuscht, wie es meine Eltern mit Tilton und Middlebury getan hatten.

4 Ein Land soll vor dem Kommunismus bewahrt werden

Ich hatte romantische Vorstellungen von Indonesien, dem Land, in dem ich die nächsten drei Monate verbringen sollte. In einigen Büchern, die ich gelesen hatte, waren Fotos von Frauen in farbenprächtigen Sarongs abgebildet, exotische balinesische Tänzerinnen, feuerspeiende Schamanen und Krieger in Einbäumen, die auf smaragdgrünem Wasser am Fuße von rauchenden Vulkanen paddelten. Besonders faszinierend war eine Abhandlung über die prächtigen Schiffe der berühmten Bugi-Piraten mit ihren schwarzen Segeln, die immer noch in den Gewässern des Archipels ihr Unwesen trieben. Sie hatten die ersten europäischen Seeleute so erschreckt, daß sie daheim ihre Kinder warnten: »Seid brav, sonst holen euch die Bugi-Men.« Im Englischen existiert die Redewendung noch heute mit leicht veränderter Schreibweise (»Bogeyman«). Oh, wie mich diese Bilder faszinierten und meine Phantasie anregten.

Die Geschichte und Legenden des Landes bieten ein Füllhorn an sagenhaften Gestalten: zornige Götter, Komodowarane, Stammesfürsten und uralte Geschichten, die lange vor Christi Geburt über die asiatischen Berge, durch persische Wüsten und über das Mittelmeer zu uns gelangt waren und sich tief in unser kollektives Gedächtnis eingegraben haben. Allein die Namen dieser sagenhaften Inseln – Java, Sumatra, Borneo, Sulawesi – lassen die Gedanken schweifen. Ein Land der Mystik, der Mythen und exquisiter Erotik; ein unerreichbarer Schatz, den Kolumbus suchte, aber nie erreichte; eine Prinzessin, die von den Spaniern, Holländern, Portugiesen und Japanern umworben, aber nie richtig in Besitz genommen wurde; eine Phantasie und ein Traum.

Ich hatte große Erwartungen, sie ähnelten wahrscheinlich denen der großen Entdecker. Wie Kolumbus hätte ich allerdings meine Phantasie zügeln sollen. Vielleicht hätte ich erraten können, daß es im Leben oft ganz anders kommt, als man denkt. Indonesien bot Schätze, aber es war nicht das Land der Wunder, das ich erwartet hatte. Meine ersten Tage in Jakarta, der schwülen Hauptstadt Indonesiens, im Sommer 1971 waren ein Schock für mich.

Die Schönheit war durchaus vorhanden. Hinreißende Frauen trugen farbenprächtige Sarongs. In den üppigen Gärten erstrahlten tropische Blüten. Exotische balinesische Tänzerinnen, Fahrradrikschas mit üppigen, in allen Farben des Regenbogens glänzenden Gemälden an der Seite der Sitze, auf denen sich die Passagiere vor den strampelnden Fahrern gemütlich zurücklehnten, Häuser im holländischen Kolonialstil und Moscheen mit Türmchen und Minaretten. Aber die Stadt hatte auch eine häßliche und verstörende Seite. Leprakranke streckten den Passanten anstelle von Händen blutige Stümpfe entgegen. Junge Mädchen boten ihren Körper für ein paar Münzen an. Die einst prächtigen holländischen Kanäle hatten sich in Jauchegruben verwandelt. In Hütten aus Karton lebten ganze Familien an den müllgesäumten Ufern schwarzer Flüsse. Lärmende Hupen und erstickender Qualm. Das Schöne und Häßliche, das Elegante und Vulgäre, das Spirituelle und Profane. Das war Jakarta, wo der betörende Duft von Gewürznelken und Orchideenblüten mit dem Gestank der offenen Latrinen wetteiferte.

Ich hatte zuvor schon Armut gesehen. Einige meiner Schulkameraden in New Hampshire lebten in Hütten aus Teerpappe, in denen es nur kaltes Wasser gab. An Wintertagen unter null Grad kamen sie in dünnen Jacken und zerschlissenen Tennisschuhen in die Schule, ihre ungewaschene Haut roch nach altem Schweiß und Mist. In den Anden hatte ich in Lehmhütten zusammen mit Bauern gelebt, die sich ausschließlich von getrocknetem Mais und Kartoffeln ernährten. Dort schien es oft wahrscheinlicher, daß ein Neugeborenes starb, als daß es seinen ersten Geburtstag erlebte. Ich hatte Armut erlebt, aber ich war durch nichts auf Jakarta vorbereitet.

Meine Kollegen und ich waren natürlich im besten Hotel des Landes untergebracht, dem Hotel InterContinental Indonesia. Es gehörte wie die anderen Hotels der InterContinental-Kette der Fluggesellschaft Pan American Airways und war auf die extravaganteren Launen der reichen Ausländer ausgerichtet, vor allem auf die Mitarbeiter von Ölgesellschaften und ihre Familien. Am Abend unseres ersten Tages gab unser Projektleiter Charlie Illingworth ein Essen für uns im eleganten Restaurant im obersten Stock.

Charlie war ein selbst ernannter Kriegsexperte, seine Freizeit widmete er vor allem der Lektüre von Geschichtsbüchern und historischen Romanen über große Schlachten und berühmte Feldherren. Er war der Inbegriff des Salonstrategen, der unbedingt für den Vietnamkrieg war, aber selbst nie gekämpft hatte. Wie üblich trug er an diesem Abend Khakihosen und ein kurzärmeliges Khakihemd mit militärisch wirkenden Schulterklappen.

Nach der Begrüßung zündete er sich eine Zigarre an. »Auf das gute Leben«, seufzte er und hob das Champagnerglas. Wir schlossen uns an. »Auf das gute Leben.« Unsere Gläser klirrten.

Eifrig an seiner Zigarre paffend sah Charlie sich um. »Wir werden hier richtig verwöhnt werden«, sagte er und nickte anerkennend. »Die Indonesier werden sich mit Hingabe um uns kümmern. Und die Leute von der amerikanischen Botschaft genauso. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß wir einen Auftrag zu erfüllen haben.« Er blickte auf die Notizzettel in seiner Hand. »Ja, wir sind hier, um einen Masterplan für die Elektrifizierung Javas zu entwickeln – die dichtbesiedeltste Region der Welt. Aber das ist nur die Spitze des Eisbergs.«

Seine Miene wurde ernst; er erinnerte mich an George C. Scott in der Rolle von General Patton, einem von Charlies Helden. »Wir sind wegen nichts Geringerem hier, als das Land den Klauen des Kommunismus zu entreißen. Wie Sie wissen, hat Indonesien eine lange und tragische Geschichte. Nun, da es kurz davor steht, den Übergang ins 20. Jahrhundert zu vollziehen, wird es erneut auf den Prüfstand gestellt. Wir sind verantwortlich und müssen dafür sorgen, daß Indonesien nicht in die Fußstapfen seiner nördlichen Nachbarn Vietnam, Kambodscha und Laos tritt. Ein einheitliches Stromnetz ist ein Schlüsselement. Das wird mehr als jeder andere Faktor (wahrscheinlich einmal abgesehen vom Öl) dafür sorgen, daß sich Kapitalismus und Demokratie durchsetzen.« Charlie zog noch einmal an seiner Zigarre und überblätterte ein paar seiner Notizkärtchen.

»Da wir gerade von Öl reden«, fuhr er fort. »Wir alle wissen, wie sehr unser Land auf Öllieferungen angewiesen ist. Indonesien kann in dieser Hinsicht ein starker Verbündeter für uns werden. Wenn Sie daher den Masterplan entwickeln, achten Sie bitte darauf, daß die Ölindustrie und die damit verbundenen Einrichtungen – Häfen, Pipelines, Bauunternehmen – den erforderlichen Strom bekommen, den sie für die gesamte Dauer des 25-Jahres-Plans benötigen.«

Er hob den Blick von seinen Notizen und sah mich direkt an. »Lieber ein bißchen übertreiben, als etwas zu unterschätzen. Sie wollen sicher nicht, daß das Blut der indonesischen Kinder – oder Ihrer eigenen Kinder – an Ihren Händen klebt. Sie wollen sicher nicht, daß die Bevölkerung Indonesiens unter Hammer und Sichel oder der roten Flagge Chinas leben muß!«

Als ich nachts in meinem Bett hoch über der Stadt bequem und geborgen in meiner Luxussuite lag, trat mir plötzlich Claudines Bild vor Augen. Ihre Ausführungen über Verschuldung verfolgten mich. Ich versuchte mich zu beruhigen und rief mir Lektionen aus meinen Makroökonomie-Seminaren ins Gedächtnis. Schließlich, sagte ich mir, bin ich hier, um Indonesien zu helfen, damit es seine mittelalterliche Wirtschaft überwindet und seinen Platz in der modernen industrialisierten Welt findet. Aber ich wußte, daß ich am

nächsten Morgen aus meinem Fenster blicken und jenseits des prächtigen Hotelparks mit seinem Swimmingpool die Slums sehen würde, die sich kilometerweit erstreckten. Ich wußte, daß dort Babys starben, weil sie nicht genug zu essen und kein sauberes Trinkwasser hatten. Kinder und Erwachsene litten gleichermaßen an furchtbaren Krankheiten und lebten unter schrecklichen Bedingungen.

Ich warf mich in meinem Bett hin und her und gestand mir ein, daß Charlie und alle anderen in unserem Team aus eigennützigen Motiven hier waren. Wir arbeiteten für die amerikanische Außenpolitik und die wirtschaftlichen Interessen unseres Landes. Unsere Motivation war Gier, nicht der Wunsch, das Leben der Indonesier zu verbessern. Ein Wort kam mir in den Sinn: Korporatokratie, die Herrschaft der Konzerne. Ich war mir nicht sicher, ob ich es schon einmal gehört oder gerade erfunden hatte, aber es schien die neue Elite perfekt zu beschreiben, die fest entschlossen war, die Weltherrschaft an sich zu reißen.

Die Korporatokratie war eine eingeschworene Gemeinschaft einiger weniger Männer mit gemeinsamen Zielen. Die Mitglieder dieser Gemeinschaft wechselten mühelos und häufig zwischen Unternehmensvorständen und Regierungsämtern hin und her. Der damalige Präsident der Weltbank, Robert McNamara, war dafür ein perfektes Beispiel. Er war Vorstandsvorsitzender der Ford Motor Company gewesen und wurde dann Verteidigungsminister unter Kennedy und Johnson. Mittlerweile hatte er die wichtigste Position am mächtigsten Finanzinstitut der Welt inne.

Ich erkannte auch, daß meine Professoren an der Universität nicht die wahre Natur der Makroökonomie verstanden hatten: Wenn man einer Volkswirtschaft zu Wachstum verhilft, werden oft nur die wenigen Menschen noch reicher, die ganz oben an der Spitze der Pyramide stehen. Für diejenigen ganz unten wird nichts getan, sie versinken nur noch tiefer im Elend. Die Verbreitung des Kapitalismus führt oft zu einem System, das an die mittelalterliche Ständegesellschaft erinnert. Falls einer meiner Professoren das gewußt haben sollte, dann hatte er es nicht zugegeben – wahrscheinlich weil große Unternehmen und die Männer, die sie leiten, Universitäten finanzieren. Hätte ein Professor die Wahrheit ausgesprochen, hätte ihn das unweigerlich seine Stelle gekostet – genau wie die offene Äußerung meiner Gedanken mich meinen Job kosten konnte.

Diese Gedanken hielten mich jede Nacht wach, die ich im Hotel InterContinental Indonesia verbrachte. Letzten Endes war das Argument, das ich zu meiner Verteidigung vorbrachte, sehr privater Natur: Ich hatte mich aus einer Kleinstadt in New Hampshire hochgearbeitet, hatte die Schule hinter mir gelassen und war der Einberufung entgangen. Durch eine Mischung aus Zufall und harter Arbeit hatte ich mir einen Platz auf der Sonnenseite des Lebens erkämpft. Außerdem tröstete ich mich mit dem Umstand, daß ich vom Standpunkt meiner Kultur aus das Richtige tat. Ich war auf dem Weg, ein erfolgreicher und angesehener Wirtschaftsexperte zu werden. Ich tat das, worauf mein Studium mich vorbereitet hatte. Ich half, ein Entwicklungsmodell umzusetzen, das von den besten Köpfen in den angesehensten Denkfabriken der Welt befürwortet wurde.

Trotzdem mußte ich mich mitten in der Nacht oft mit dem Versprechen trösten, daß ich eines Tages die Wahrheit offenlegen würde. Dann las ich mich mit den Wildwestromanen von Louis L'Amour in den Schlaf.

5 Die Seele verkaufen

Unser elfköpfiges Team verbrachte sechs Tage in Jakarta. Wir meldeten uns bei der amerikanischen Botschaft an, trafen uns mit verschiedenen Regierungsbeamten, organisierten unsere Arbeit und entspannten uns am Pool. Die Zahl der Amerikaner, die im Hotel InterContinental lebten, verblüffte mich. Mit großem Vergnügen betrachtete ich die schönen jungen Frauen, die mit den Managern amerikanischer Ölgesellschaften und Bauunternehmen verheiratet waren und ihre Tage am Swimmingpool und die Abende in dem halben Dutzend nobler Restaurants in unserem Hotel und der näheren Umgebung verbrachten.

Dann verlegte Charlie unser Team in die Bergstadt Bandung. Das Klima war dort milder und die Armut weniger offensichtlich; allerdings gab es auch weniger Zerstörungen. Wir wurden in einem Gästehaus der Regierung untergebracht, das als das Wisma bekannt war, komplett mit einem Verwalter, Koch, Gärtner und einer Reihe Bediensteter. Das Wisma war unter der holländischen Kolonialherrschaft erbaut worden und eine Oase der Ruhe. Der Blick von der großzügigen Veranda schweifte über Teeplantagen in der hügeligen Landschaft und an den Vulkanhängen Javas. Zusätzlich zum Gästehaus stellte uns die Regierung elf Toyota-Geländewagen zur Verfügung, jeweils mit Fahrer und Dolmetscher. Außerdem wurden wir in den exklusiven Golf and Racket Club von Bandung aufgenommen. Unsere Büros lagen in der örtlichen Niederlassung der Perusahaan Umum Listrik Negara (PLN), der staatlichen Elektrizitätsgesellschaft.

In den ersten Tagen in Bandung hatte ich mehrere wichtige Besprechungen mit Charlie und Howard Parker. Howard war über siebzig und eigentlich schon im Ruhestand. Früher hatte er die Lastprognosen für die Elektrizitätsgesellschaft New England Electric System erstellt. Heute sollte er Prognosen über die Strommenge und Stromerzeugungskapazität (die Last) erstellen, die die Insel Java in den kommenden 25 Jahren benötigen würde. Zusätzlich schlüsselte er den Bedarf nach Städten und Regionen auf. Da der Strombedarf eng mit der wirtschaftlichen Entwicklung zusammenhängt, stützten sich seine Prognosen auf meine wirtschaftlichen Hochrechnungen. Das restliche Team sollte den Generalplan anhand dieser Vorhersagen entwickeln, Standorte für Kraftwerke auswählen und planen, außerdem die Übertragungs- und Verteilungsleitungen und die Wege für die Treibstoffversorgung so planen, daß unsere Hochrechnungen so gut wie möglich realisiert wurden.

Bei unseren Besprechungen betonte Charlie ständig, wie wichtig meine Aufgabe sei, und lag mir in den Ohren, daß meine Prognosen möglichst optimistisch ausfallen sollten. Claudine hatte Recht gehabt; ich war der Schlüssel für den gesamten Masterplan.

»In den ersten Wochen geht es darum, Daten zu sammeln«, erklärte Charlie.

Er, Howard und ich saßen in den großen Korbsesseln in Charlies luxuriösem privatem Büro. Die Wände schmückten gebatikte Wandbehänge, die Epen aus alten Hindu-Texten, der Ramayana, darstellten. Charlie paffte eine dicke Zigarre.

»Die Ingenieure erstellen ein detailliertes Bild des vorhandenen Stromnetzes, der Hafenzapfenkapazitäten, Straßen, Schienenverbindungen, all diese Sachen.« Er deutete mit der Zigarre auf mich. »Sie müssen schnell arbeiten. Am Ende des ersten Monats braucht Howard eine ziemlich genaue Vorstellung vom Ausmaß des Wirtschaftswunders, das sich einstellen wird, wenn wir das neue Netz installieren. Am Ende des zweiten Monats braucht er mehr Details, aufgeschlüsselt nach Regionen. Im letzten Monat werden die Lücken gefüllt. Das wird ganz entscheidend sein. Wir werden dann alle die Köpfe zusammenstecken. Bevor wir hier abreisen, müssen wir absolut sicher sein, daß wir sämtliche Informationen haben, die wir benötigen. Daheim Thanksgiving feiern, das ist mein Motto. Wir kommen nicht zurück.«

Howard wirkte wie ein liebenswürdiger, großväterlicher Typ. Tatsächlich war er ein verbitterter alter Mann, der sich vom Leben betrogen fühlte. Er hatte es nie bis an die Spitze der Elektrizitätsgesellschaft geschafft, und darüber ärgerte er sich sehr. »Ich wurde übergangen«, erzählte er mir immer wieder, »weil ich den Standpunkt der Firma nicht vertreten habe.« Howard war in den Ruhestand geschickt worden, aber weil er die Untätigkeit daheim mit seiner Frau nicht aushielt, hatte er eine Stelle als Berater für MAIN angenommen. Indonesien war sein zweiter Auftrag, und Einar und Charlie hatten mich vor ihm gewarnt. Sie beschrieben Howard mit Begriffen wie *halsstarrig*, *niederträchtig* und *nachtragend*.

Wie sich herausstellen sollte, war Howard einer meiner besten Lehrer, allerdings konnte ich ihn damals noch nicht als solchen akzeptieren. Er hatte die Ausbildung nicht, die ich von Claudine erhalten hatte. Ich nehme an, er galt als zu alt, vielleicht auch als zu stur. Oder vielleicht dachte man, er sei ohnehin nur kurze Zeit dabei, bis man einen gefügigen Vollzeitmitarbeiter wie mich gefunden hatte. Auf jeden Fall erwies sich Howard aus Sicht der Firma als Problemfall. Er verstand ganz genau die Situation und wußte, was man von ihm erwartete, wollte sich aber nicht auf dieses Spiel einlassen. Die Adjektive, mit denen Einar und Charlie ihn beschrieben hatten, paßten sehr gut, aber zumindest ein Teil seiner Sturheit erwuchs aus seiner Entschlossenheit, nicht ihr Knecht zu werden. Ich bezweifle, daß er je den Begriff Economic Hit Man gehört hatte, aber er wußte, daß man ihn dazu benutzen wollte, eine Form des Imperialismus durchzusetzen, die er nicht akzeptieren konnte.

Nach einer unserer Besprechungen mit Charlie nahm er mich beiseite. Er trug ein Hörgerät und fummelte an dem kleinen Kästchen unter seinem Hemd herum, mit dem er die Lautstärke kontrollierte.

»Das bleibt unter uns«, sagte Howard mit gedämpfter Stimme. Wir standen am Fenster unseres gemeinsamen Büros und blickten auf das träge Wasser im Kanal, der am PLN-Gebäude vorbeifloß. Eine junge Frau badete im stinkenden Wasser und versuchte, zumindest einen Hauch von Anstand zu wahren, indem sie einen Sarong lose um ihren nackten Körper geschlungen hatte. »Sie versuchen, Sie davon zu überzeugen, daß die Wirtschaft wie eine Rakete abheben wird«, sagte Howard. »Charlie ist rücksichtslos. Lassen Sie sich von ihm nicht beeinflussen.«

Seine Worte gaben mir ein flaes Gefühl im Magen. Andererseits regte sich in mir auch der Wunsch, ihn davon zu überzeugen, daß Charlie Recht hatte; schließlich hing meine Karriere davon ab, daß ich die Erwartungen meiner Chefs bei MAIN erfüllte.

»Natürlich wird die Wirtschaft hier boomen«, sagte ich. Ich konnte den Blick nicht von der Frau im Kanal abwenden. »Sehen Sie doch nur, was sich hier abspielt.«

»Da haben wir's«, murmelte er, offensichtlich hatte er die Szene vor uns gar nicht mitbekommen. »Sie sind denen also schon auf den Leim gegangen?«

Eine Bewegung weiter oben am Kanal lenkte mich ab. Ein älterer Mann war das Ufer hinuntergestiegen, ließ die Hosen fallen, kauerte sich hin und folgte dem Ruf der Natur. Die junge Frau sah ihn, war aber offensichtlich von seinem Treiben nicht beeindruckt und badete weiter. Ich wandte mich vom Fenster ab und sah Howard direkt an.

»Ich war viel unterwegs und kenne mich aus«, sagte ich. »Ich bin vielleicht jung, aber ich war gerade drei Jahre in Südamerika. Ich habe erlebt, was passiert, wenn Öl gefunden wird. Die Dinge können sich schnell ändern.«

»Oh, ich war auch viel unterwegs«, sagte Howard spöttisch. »Viele Jahre lang. Ich sage Ihnen was, junger Mann. Ich kümmerge mich einen Dreck um Öl und all das. Ich habe mein ganzes Leben lang Stromlasten vorausberechnet – während der Weltwirtschaftskrise, im Zweiten Weltkrieg, in Pleiten und Boomzeiten. Ich habe erlebt, was das so ge-

nannte Wirtschaftswunder von Massachusetts an der Route 128 Boston gebracht hat. Und ich kann mit Gewißheit sagen, daß eine Stromlast langfristig gesehen noch nie um mehr als 7 bis 9% pro Jahr gestiegen ist. Und das im bestmöglichen Fall. Sechs Prozent sind realistischer.«

Ich starrte ihn an. Ein Teil von mir vermutete, daß er Recht hatte, aber ich fühlte mich angegriffen. Ich wollte ihn unbedingt überzeugen, schon um mein eigenes Gewissen zu beruhigen.

»Howard, das hier ist nicht Boston. Das ist ein Land, in dem bis jetzt niemand Strom hatte. Die Dinge liegen hier anders.«

Howard machte auf dem Absatz kehrt und wedelte mit der Hand, als ob er mich beiseite fegen könnte.

»Nur weiter so«, knurrte er. »Verkaufen Sie sich. Mir ist es egal, welche Prognose Sie erstellen.« Er zog seinen Stuhl vom Schreibtisch zu sich heran und ließ sich darauf fallen. »Ich erstelle meine Elektrizitätsprognose so, wie ich es für richtig halte, nicht anhand von irgendwelchen hochfliegenden Wirtschaftsprognosen.« Er nahm einen Bleistift und begann, auf einem Block Notizen zu machen.

Diese Provokation konnte ich nicht ignorieren. Ich baute mich vor seinem Schreibtisch auf.

»Sie werden ganz schön dumm dastehen, wenn ich das liefere, was alle erwarten – einen Boom, der es mit dem Goldrausch in Kalifornien aufnehmen kann –, und Sie prognostizieren eine Wachstumsrate beim Strombedarf, die der von Boston in den sechziger Jahren entspricht.«

Er schleuderte den Bleistift auf den Schreibtisch und starrte mich an. »Unerhört! Das ist unerhört. Sie – Sie alle hier ...« Er fuchtelte mit den Armen und deutete auf die Büros hinter der Wand, »Sie haben Ihre Seele an den Teufel verkauft. Sie machen das wegen des Geldes. Nun gut ...« Er verzog die Lippen zu einem scheelen Lächeln und faßte unter sein Hemd. »Ich stelle jetzt mein Hörgerät ab und arbeite weiter.«

Der Streit erschütterte mich sehr. Ich polterte aus dem Zimmer und machte mich auf den Weg zu Charlies Büro. Auf halbem Weg blieb ich jedoch stehen, weil ich nicht wußte, was ich eigentlich wollte. Ich machte kehrt und ging die Treppe hinunter, verließ das Gebäude und trat ins nachmittägliche Sonnenlicht. Die junge Frau kletterte aus dem Kanal, den Sarong eng um den Körper geschlungen. Der ältere Mann war verschwunden. Ein paar Jungen spielten im Kanal und bespritzten sich gegenseitig, begleitet von Rufen und Kreischen. Eine ältere Frau stand knietief im Wasser und putzte sich die Zähne, eine andere schrubkte Wäsche.

Ich hatte einen dicken Klumpen im Hals. Ich setzte mich auf ein Stück bröckelige Betonmauer und versuchte, den beißenden Gestank des Kanals zu ignorieren. Ich konnte nur mühsam die Tränen unterdrücken. Ich mußte herausfinden, warum es mir so schlecht ging.

Sie machen das wegen des Geldes. Ich hatte Howards Worte noch in den Ohren, ich hörte sie wieder und wieder. Er hatte den Finger in die Wunde gelegt.

Die kleinen Jungen bespritzten sich weiter, ihre fröhlichen Stimmen erfüllten die Luft. Ich fragte mich, was ich tun konnte. Was brauchte ich, um so sorglos zu werden wie sie? Die Frage quälte mich, während ich zusah, wie sie in paradiesischer Unschuld herumtobten. Offenbar hatten sie keine Ahnung, daß das übelriechende Wasser sie krank machen konnte. Ein buckliger alter Mann mit einem knorrigen Stock humpelte am Ufer entlang. Er blieb stehen und sah den Jungen zu, sein Mund verzog sich zu einem zahnlosen Grinsen.

Vielleicht konnte ich mich Howard anvertrauen, vielleicht würden wir gemeinsam eine Lösung finden. Sofort überkam mich ein Gefühl der Erleichterung. Ich hob einen kleinen Stein auf und schleuderte ihn in den Kanal. Als die kleinen Wellen verebhten, schwand auch meine Euphorie. Ich wußte, daß ich das nicht machen konnte. Howard war alt und verbittert. Er hatte sich einige Karrierechancen entgehen lassen. Sicher würde er jetzt nicht nachgeben. Ich war jung, fing gerade erst an und wollte ganz gewiß nicht enden wie Howard.

Ich starrte auf das Wasser des ekligen Kanals und hatte wieder Bilder der Schule auf dem Hügel in New Hampshire vor Augen. Ich dachte daran, wie ich meine Ferien allein verbracht hatte, während die anderen Jungen zu ihren Bällen gingen und mit den Debütantinnen tanzten. Langsam erkannte ich die traurige Tatsache. Wieder einmal gab es niemanden, mit dem ich reden konnte.

Abends lag ich noch lange wach und dachte an die Menschen in meinem Leben – Howard, Charlie, Claudine, Ann, Einar, Onkel Frank. Ich fragte mich, wie mein Leben aussehen würde, wenn ich sie alle nie getroffen hätte. Wo würde ich leben? Sicher nicht in Indonesien. Ich dachte auch über meine Zukunft nach, fragte mich, wohin ich steuerte. Ich grübelte über die Entscheidung, die ich treffen mußte. Charlie hatte klar gesagt, daß er von Howard und mir Wachstumsraten von mindestens 17% im Jahr erwartete. Was für eine Prognose würde ich erstellen?

Plötzlich kam mir ein Gedanke, der mich sehr beruhigte. Warum war mir das nicht schon früher eingefallen? Die Entscheidung lag gar nicht bei mir. Howard hatte gesagt, er würde tun, was er für das Richtige halte, egal, welche Schlußfolgerungen ich traf. Ich konnte meine Chefs mit einer optimistischen Wirtschaftsprognose zufrieden stellen, und er würde seine eigene Prognose abgeben. Meine Arbeit würde keine Auswirkung auf den Masterplan haben. Ständig wurde die Bedeutung meiner Aufgabe betont, aber das war falsch. Eine schwere Last war mir von den Schultern genommen. Ich fiel in tiefen Schlaf.

Ein paar Tage später wurde Howard krank, er hatte sich eine schwere Darminfektion zugezogen. Wir brachten ihn schnell ins katholische Missionskrankenhaus. Die Ärzte verschrieben ihm Medikamente und rieten ihm dringend, sofort in die USA zurückzukehren. Howard versicherte uns, er habe bereits alle notwendigen Informationen und könne die Lastprognose leicht in Boston fertig stellen. Seine Abschiedsworte waren eine Wiederholung seiner früheren Warnung.

»Kein Grund, die Zahlen zu manipulieren«, sagte er. »Bei diesem Betrug mache ich nicht mit, egal, was Sie über die Wunder des Wirtschaftswachstums sagen!«

TEIL II: 1971–1975

6 Meine Rolle als Inquisitor

Aufgrund unserer Verträge mit der indonesischen Regierung, der Asiatischen Entwicklungsbank und USAID mußte einer aus unserem Team alle großen Städte in dieser Region besuchen, die vom Masterplan abgedeckt wurden. Ich war für diese Aufgabe prädestiniert. »Du hast den Amazonas überlebt und weißt, wie man mit Infektionskrankheiten, Schlangen und fauligem Wasser zurechtkommt«, meinte Charlie.

Zusammen mit einem Fahrer und einem Dolmetscher besuchte ich viele schöne Städte und stieg in einigen ziemlich trostlosen Herbergen ab. Ich traf mich vor Ort mit Unternehmern und Politikern, um mir ihre Meinungen hinsichtlich der Möglichkeiten wirtschaftlichen Wachstums anzuhören. Doch die meisten meiner Gesprächspartner hielten sich sehr bedeckt. Meine Anwesenheit schien sie einzuschüchtern. Ihre üblichen Ausflüchte lauteten, ich solle mich mit ihren Vorgesetzten in Verbindung setzen, mit Regierungsbehörden oder mit den Firmenzentralen in Jakarta. Mitunter hatte ich den Verdacht, daß eine Art Verschwörung gegen mich im Gange war.

Diese Reisen dauerten in der Regel nicht länger als zwei oder drei Tage. Dazwischen kehrte ich immer wieder ins Wisma in Bandung zurück. Die Managerin des Gästehauses hatte einen Sohn, der ein paar Jahre jünger war als ich. Er hieß Rasmon, aber alle außer seiner Mutter nannten ihn Rasy. Er studierte Wirtschaft an einer Universität der Stadt und begann sich sofort für meine Arbeit zu interessieren. Ich fürchtete sogar, er würde mich irgendwann fragen, ob ich nicht einen Job für ihn hätte. Er begann auch, mir Bahasa Indonesia beizubringen.

Nachdem Indonesien seine Unabhängigkeit von den Niederlanden erlangt hatte, betrachtete es Präsident Sukarno als vordringliches Ziel, eine Sprache zu schaffen, die möglichst einfach zu erlernen war. Im indonesischen Archipel werden mehr als 350 Sprachen und Dialekte gesprochen,¹⁸ und Sukarno war bewußt, daß sein Land eine gemeinsame Sprache brauchte, um die Menschen der zahlreichen Inseln und unterschiedlichen Kulturen zu einen. In seinem Auftrag entwickelte eine internationale Gruppe von Linguisten Bahasa Indonesia, das zu einer sehr erfolgreichen neuen Sprache wurde. Es beruht auf dem Malaiischen, verzichtet jedoch auf viele Zeitwechsel, unregelmäßige Verben und andere Kompliziertheiten, welche die meisten Sprachen kennzeichnen. Anfang der siebziger Jahre sprachen bereits die meisten Indonesier Bahasa, obwohl sie auch weiterhin an Javanisch und anderen lokalen Dialekten festhielten. Rasy war ein großartiger Lehrer mit einem wunderbaren Sinn für Humor, und im Vergleich zu Shuar oder auch Spanisch war Bahasa Indonesia wirklich leicht zu erlernen.

Rasy besaß einen Motorroller und erklärte sich bereit, mir seine Stadt und ihre Menschen vorzustellen. »Ich werde Ihnen eine Seite von Indonesien zeigen, die Sie noch nicht kennen«, versprach er mir eines Abends und lud mich ein, mich hinter ihm auf den Roller zu setzen.

Wir fuhren an Schattenspiel-Aufführungen vorbei, an Musikern, die auf traditionellen Instrumenten spielten, an Feuerschluckern, Jongleuren und Straßenhändlern, die alle erdenklichen Waren feilboten, von eingeschmuggelten amerikanischen Kassetten bis zu seltenen einheimischen Kunstwerken. Schließlich landeten wir in einem kleinen Café, in dem junge Männer und Frauen saßen, deren Kleidung, Hüte und Frisuren vielleicht auf

einem Beatles-Konzert Ende der sechziger Jahre angesagt gewesen wären; doch sie waren alle eindeutig Indonesier. Rasy stellte mich einer kleinen Gruppe an einem Tisch vor, und wir setzten uns zu ihnen.

Sie sprachen alle Englisch, unterschiedlich flüssig, aber sie schätzten es, daß ich Bahasa zu lernen versuchte. Sie sprachen dieses Thema offen an und fragten, weshalb sich die meisten Amerikaner niemals die Mühe machten, ihre Sprache zu erlernen. Ich wußte keine Antwort. Und ich konnte auch nicht erklären, warum ich der einzige Amerikaner oder Europäer war, der sich in diesen Teil der Stadt begab, während man viele von uns im Golf and Racket Club, den noblen Restaurants, den Kinos und den besseren Supermärkten antreffen konnte.

Es war ein Abend, den ich nie vergessen werde. Rasy und seine Freunde behandelten mich wie ihresgleichen. Ich freute mich, bei ihnen zu sitzen, ihre Stadt, ihr Essen und ihre Musik mit ihnen zu teilen, den Duft ihrer Nelkenzigaretten und die vielen anderen Gerüche zu riechen, die zu ihrem Leben gehörten, mit ihnen zu scherzen und zu lachen. Es war fast wieder wie in den Zeiten des Peace Corps, und ich fragte mich, warum ich unbedingt First Class reisen und mich von solchen Menschen hatte fern halten wollen. Die Stunden vergingen wie im Fluge, und die jungen Leute interessierten sich immer mehr dafür, was ich über ihr Land dachte und über den Krieg, den mein Land in Vietnam führte. Sie alle waren entsetzt über diese »illegale Invasion«, wie sie es nannten, und waren erleichtert, als sie erfuhren, daß ich genauso dachte.

Als Rasy und ich ins Gästehaus zurückkamen, war es schon spät, und alles war dunkel. Ich bedankte mich ausdrücklich bei ihm, daß er mich in seine Welt mitgenommen hatte; er dankte mir, daß ich seinen Freunden offen gegenübergetreten war. Wir versprachen uns, daß wir diesen Ausflug wiederholen würden, umarmten uns kurz, dann ging jeder in sein Zimmer.

Dieses Erlebnis mit Rasy weckte in mir den Wunsch, mehr Zeit außerhalb des MAIN-Teams zu verbringen. Am nächsten Vormittag traf ich mich mit Charlie und erklärte ihm, daß es mich allmählich zu langweilen beginne, die Leute in der Stadt um Informationen anzugehen. Die meisten Statistiken, die ich für die Entwicklung von Wirtschaftsprognosen brauchte, könne ich ohnehin nur bei den Regierungsbehörden in Jakarta bekommen. Charlie und ich verständigten uns darauf, daß ich für ein bis zwei Wochen in die Hauptstadt reisen sollte.

Er bekundete mir sein Mitgefühl, daß ich Bandung verlassen und mich in die heiße, stickige Metropole begeben müsse, während ich so tat, als ob ich von dieser Idee gar nicht begeistert wäre. Insgeheim jedoch freute ich mich darauf, wieder etwas mehr Zeit für mich selbst zu haben, Jakarta zu erforschen und im eleganten Hotel InterContinental Indonesia zu wohnen. Als ich in Jakarta angekommen war, wurde mir jedoch klar, daß ich das Leben nun aus einem anderen Blickwinkel betrachtete. Der Abend, den ich mit Rasy und den jungen Indonesiern verbracht hatte, und auch meine Reisen im Land hatten mich verändert. Ich sah meine amerikanischen Landsleute jetzt in einem anderen Licht. Die jungen Frauen erschienen mir nicht mehr so schön. Der Maschendrahtzaun um den Pool und die Stahlgitter vor den Fenstern in den unteren Stockwerken, die ich zuvor kaum wahrgenommen hatte, wirkten nun beunruhigend auf mich. Das Essen im feinen Hotelrestaurant schmeckte fad.

Noch etwas anderes fiel mir auf. Bei meinen Gesprächen mit Politikern und Wirtschaftsführern registrierte ich bestimmte Feinheiten in ihrem Umgang mit mir. Das hatte ich zuvor nie wahrgenommen, aber jetzt merkte ich, daß vielen von ihnen meine Anwesenheit Unbehagen bereitete. Wenn sie mich zum Beispiel ihren Kollegen vorstellten, verwendeten sie häufig Bahasa-Ausdrücke, die laut meinem Wörterbuch so viel bedeuteten wie *Inquisitor* oder *Vernehmer*. Ich gab absichtlich nicht zu erkennen, daß ich ihre Sprache einigermaßen verstand – selbst mein Dolmetscher war in dem Glauben, daß ich

nur einige Standardsätze beherrschte –, und kaufte mir ein gutes Bahasa-Englisch-Wörterbuch, das ich häufig aufschlug, nachdem unsere Besprechungen beendet waren.

Handelte es sich bei diesen Bezeichnungen lediglich um sprachliche Zufälle? Um falsche Übersetzungen in meinem Wörterbuch? Ich wollte mir das einreden. Doch je mehr Zeit ich mit diesen Männern verbrachte, desto deutlicher wurde mir, daß ich ein Eindringling war, daß sie von irgendjemandem die Anweisung erhalten hatten, mit mir zusammenzuarbeiten, und daß ihnen gar keine andere Wahl blieb. Ich hatte keine Ahnung, ob diese Anweisung von einem Regierungsbeamten, einem Banker, einem General oder der US-Botschaft gekommen war. Obwohl sie mich in ihren Büros empfingen, mir Tee anboten, höflich meine Fragen beantworteten und mich scheinbar freudig begrüßten, spürte ich einen Anflug von Reserviertheit und Groll.

Daher begann ich allmählich auch ihre Antworten auf meine Fragen und die Aussagekraft der Daten, die sie mir gaben, in Zweifel zu ziehen. So konnte ich beispielsweise nie mit meinem Dolmetscher einfach in ein bestimmtes Büro gehen und mit jemandem sprechen; wir mußten immer zuerst einen Termin vereinbaren. Das wäre an sich nicht sonderlich bemerkenswert gewesen, aber es kostete eine Menge Zeit. Da die Telefone nur selten funktionierten, mußten wir uns durch die überfüllten Straßen quälen, die so verschachtelt angelegt waren, daß man manchmal bis zu einer Stunde brauchte, um ein Gebäude zu erreichen, das nur zwei Blocks entfernt lag. Dann mußten wir immer mehrere Formulare ausfüllen. Schließlich erschien ein männlicher Sekretär. Mit jenem höflichen Lächeln, für das die Javaner berühmt sind, erkundigte er sich dann, welche Art von Informationen ich wünschte, um anschließend einen Termin für das Gespräch vorzuschlagen.

Der vereinbarte Termin war stets mehrere Tage später, und wenn das Gespräch dann schließlich stattfand, händigte man mir einen Ordner mit vorbereitetem Material aus. Die Fabrikbesitzer gaben mir Fünf- und Zehn-Jahres-Pläne, die Banker warteten mit Diagrammen und Grafiken auf, und die Regierungsmitarbeiter legten Listen mit Projekten vor, die gerade aus dem Planungsstadium herauskamen und sich zu Wachstumsmotoren entwickeln sollten. Alles, was diese Industriebosse und Beamten in diesen Interviews sagten, deutete darauf hin, daß Java wahrscheinlich kurz vor dem größten Wirtschaftsboom stand, den je ein Land erlebt hatte. Niemand – kein einziger meiner Gesprächspartner – stellte jemals diese Prämisse in Frage oder lieferte mir Informationen, die gegen dieses Szenario sprachen.

Als ich nach Bandung zurückfuhr, ließ ich mir alle diese Erlebnisse durch den Kopf gehen; irgendetwas beunruhigte mich zutiefst. Mir kam es vor, als sei alles, was ich in Indonesien tat, ein Spiel und nicht Wirklichkeit. Es erschien mir wie ein Pokerspiel. Wir hielten unsere Karten verdeckt. Keiner konnte dem anderen oder den Informationen trauen, die er erhielt. Doch dieses Spiel war blutiger Ernst, und sein Ausgang sollte auf Jahrzehnte hinaus das Leben von Millionen Menschen prägen.

7 Die Zivilisation am Pranger

»Ich bringe Sie zu einem *Dalang*«, rief Rasy strahlend. »Sie wissen schon, zu einem der berühmten indonesischen Puppenspieler.« Er freute sich, daß ich wieder zurück in Bandung war. »Heute Abend kommt ein sehr berühmter Mann in die Stadt.«

Er fuhr mich mit seinem Motorroller durch Teile seiner Stadt, die ich noch nie zuvor gesehen hatte, durch Viertel mit traditionellen javanischen *Kampong*-Häusern, die aussahen wie eine ärmliche Version kleiner Ziegeldach-Tempel. Die stattlichen Villen im holländischen Kolonialstil und die Bürogebäude, in denen ich sonst zu tun hatte, lagen weit hinter uns. Die Menschen waren offensichtlich arm, strahlten aber Würde und Stolz aus. Sie trugen abgenutzte, aber saubere Batik-Sarongs, bunte Blusen und breitkrepelige Strohhüte. Überall, wo wir hinkamen, wurden wir mit einem freundlichen Lächeln oder fröhlichem Lachen empfangen. Wenn wir stehenblieben, liefen die Kinder auf mich zu und betasteten den Stoff meiner Jeans. Ein kleines Mädchen steckte mir die Blüte einer Frangipani-Blume ins Haar.

Wir stellten den Motorroller in der Nähe einer kleinen Straßenbühne ab, vor der sich bereits mehrere hundert Menschen versammelt hatten; einige standen, andere saßen auf Klappstühlen. Es war ein heiterer, schöner Abend. Obwohl wir uns im Herzen des ältesten Stadtteils von Bandung befanden, gab es keine Straßenbeleuchtung, so daß wir die funkelnden Sterne am Himmel sehen konnten. In der Luft lag der Geruch von Holzfeuern, Erdnüssen und Nelken.

Rasy verschwand in der Menge und kehrte kurz darauf mit mehreren jungen Leuten zurück, die ich bereits im Café kennengelernt hatte. Sie boten mir heißen Tee an, kleine Kuchenstücke und *Sate*, Fleischkügelchen, die in Erdnussöl gebraten waren. Ich zögerte anscheinend ein wenig, bevor ich letztere annahm, denn eine der jungen Frauen deutete zu einem kleinen Feuer. »Das Fleisch ist wirklich frisch«, sagte sie und lachte. »Gerade erst gebraten.«

Dann hob die Musik an – die zauberhaften Klänge eines *Gamalong*, eines Instruments, das an Tempelglocken erinnert.

»Der *Dalang* spielt ganz allein«, flüsterte mir Rasy zu. »Er bedient auch selbst alle Puppen und spricht ihre Stimmen, in mehreren Sprachen. Wir werden für Sie übersetzen.«

Es war eine bemerkenswerte Vorstellung, in der traditionelle Legenden mit aktuellen Ereignissen verbunden wurden. Später sollte ich erfahren, daß ein *Dalang* ein Schamane ist, der seine Arbeit in Trance verrichtet. Er hatte mehr als hundert Puppen und gab allen unterschiedliche Stimmen. Dies war ein weiterer unvergeßlicher Abend, der mein Leben nachhaltig beeinflussen sollte.

Nachdem der *Dalang* einen Text aus dem alten Ramayana-Epos vorgetragen hatte, präsentierte er eine Puppe von Richard Nixon mit der charakteristischen langen Nase und den Hängebacken. Der US-Präsident war angezogen wie Uncle Sam mit einem Stars-and-Stripes-Zylinder und entsprechendem Frack. An seiner Seite stand eine weitere Puppe, die einen dreiteiligen Nadelstreifenanzug trug. Diese zweite Figur hielt in der einen Hand einen Eimer, der mit Dollarzeichen versehen war. In der anderen Hand hatte sie eine amerikanische Flagge, die sie über Nixons Kopf schwenkte, so wie ein Sklave seinem Herrn mit einem Fächer Luft zuwedelt.

Hinter den beiden Puppen tauchte eine Karte des Mittleren und des Fernen Ostens auf, auf der die verschiedenen Länder an Haken an ihrer jeweiligen Position hingen. Nixon trat an die Karte heran, nahm Vietnam vom Haken und schob es sich in den Mund. Dann rief er etwas, das übersetzt wurde als: »Ah, schmeckt das bitter! Grauenhaft! Davon wollen wir keine zweite Portion!« Er warf Vietnam in den Eimer und wandte sich einem anderen Land zu.

Überrascht verfolgte ich, daß es sich bei den nächsten Ländern, die er sich vornahm, nicht um die Domino-Staaten des Fernen Ostens handelte. Vielmehr lagen diese Länder alle im Nahen und Mittleren Osten – Palästina, Kuwait, Saudi-Arabien, Irak, Syrien und der Iran. Danach befaßte er sich mit Pakistan und Afghanistan. Jedes Mal rief die Nixon-Puppe irgendeinen Schimpfnamen, bevor sie das Land in den Eimer warf, und immer hatten diese abwertenden Bezeichnungen eine antiislamische Färbung: »Moslemische Hunde«, »Mohammeds Ungeheuer« und »islamische Teufel«.

Die Menge wurde immer aufgeregter, und die Spannung wuchs mit jedem Neuzugang im Eimer. Die Zuschauer waren offensichtlich hin- und hergerissen zwischen Lachen, Entsetzen und Wut. Manchmal nahmen sie auch Anstoß an der Ausdrucksweise der Puppe, wie ich bemerkte. Mir wurde allmählich mulmig; ich stand hier mitten in der Menge, überragte die Zuschauer und fürchtete, sie könnten ihren Zorn an mir auslassen. Dann übersetzte mir Rasy eine Äußerung Nixons, die mir die Nackenhaare aufstellte.

»Gib das der Weltbank. Schau zu, was sie machen kann, damit wir in Indonesien ein bißchen Geld verdienen können.« Er nahm Indonesien von der Landkarte und ließ es in den Eimer fallen, aber genau in diesem Augenblick sprang eine andere Puppe aus dem Schatten. Diese Puppe stellte einen Indonesier dar, trug ein Batikhemd und eine Khakihose und hatte ein Namensschild am Revers.

»Das ist ein bekannter Politiker aus Bandung«, erklärte mir Rasy.

Diese Puppe schoß zwischen Nixon und dem Mann mit dem Eimer hin und her und stieß eine Hand in die Höhe.

»Halt!«, rief der Mann. »Indonesien ist ein souveränes Land.«

Die Menge begann zu applaudieren. Da hob der Mann mit dem Eimer seine Flagge und schleuderte sie wie einen Speer gegen den Indonesier, der zu Boden stürzte und auf höchst dramatische Weise starb. Die Zuschauer buhten, pffiften, kreischten und schüttelten die erhobenen Fäuste. Nixon und der Mann mit dem Eimer standen auf der Bühne und schauten uns an. Dann verbeugten sie sich und traten ab.

»Ich glaube, wir sollten jetzt lieber gehen«, sagte ich zu Rasy.

Er legte mir schützend eine Hand um die Schultern. »Alles in Ordnung«, sagte er. »Die Leute haben nichts gegen Sie persönlich.« Ich war mir da nicht so sicher.

Später kehrten wir alle ins Café zurück. Rasy und seine Freunde versicherten mir, sie hätten nicht gewußt, daß dieser Sketch über Nixon und die Weltbank aufgeführt werden sollte. »Man weiß nie, was ein solcher Puppenspieler bringt«, bemerkte einer der jungen Männer.

Ich stellte die Frage, ob dieses Stück mir zu Ehren aufgeführt worden sei. Da lachte einer der jungen Männer und meinte, ich sei wohl sehr von mir eingenommen. »Typisch Amerikaner«, fügte er hinzu und klopfte mir freundschaftlich auf den Rücken.

»Die Indonesier interessieren sich sehr für Politik«, bemerkte der Mann auf dem Stuhl neben mir. »Besucht ihr Amerikaner keine solchen Shows?«

Eine junge Frau, die an der Universität Englisch als Hauptfach studierte, saß am Tisch mir gegenüber. »Aber Sie arbeiten doch für die Weltbank, nicht wahr?«, fragte sie.

Ich erklärte ihr, daß meine gegenwärtigen Auftraggeber die Asiatische Entwicklungsbank und die US-Agency for International Development seien.

»Ist das nicht das Gleiche?« Sie wartete meine Antwort nicht ab. »Ist das nicht so wie in dem Puppenspiel heute Abend? Betrachtet Ihre Regierung Indonesien und die anderen Länder nicht wie ...« Sie suchte nach einem passenden Wort.

»Wie eine Traube«, half ihr einer ihrer Freunde aus.

»Genau. Wie eine Traube. Sie pflücken die Trauben und suchen sich dann die beste aus. Behalten wir England. Verspeisen wir China. Und werfen wir Indonesien weg.«

»Nachdem ihr uns unser Öl genommen habt«, ergänzte eine andere junge Frau.

Ich versuchte mich zu verteidigen, war der Situation jedoch nicht gewachsen. Ich wollte eigentlich stolz sein darauf, daß ich in diesen Teil der Stadt gekommen war und mir dieses antiamerikanische Puppenspiel angesehen hatte, das ich eigentlich als persönlichen Affront hätte auffassen müssen.

Ich wollte, daß sie begriffen, wie mutig ich war, daß ich das einzige Mitglied unseres Teams war, das sich die Mühe machte, Bahasa zu lernen oder sich mit ihrer Kultur zu beschäftigen, und ich wollte sie auch darauf hinweisen, daß ich der einzige Ausländer bei dieser Aufführung gewesen war. Aber dann überlegte ich mir, daß es klüger wäre, nichts dergleichen zu sagen. Stattdessen versuchte ich das Gespräch auf ein anderes Thema zu lenken. Ich fragte sie, warum der Dalang ihrer Ansicht nach mit Ausnahme von Vietnam lauter moslemische Länder ausgewählt habe.

Die hübsche Englischstudentin lachte über meine Frage. »Weil das der Plan ist.«

»Vietnam ist nur eine Zwischenstation«, warf einer der Männer ein, »so wie Holland für die Nazis. Ein Sprungbrett.«

»Das eigentliche Ziel«, fuhr die Frau fort, »ist die islamische Welt.«

Das konnte ich nicht unwidersprochen stehen lassen. »Aber ihr könnt doch nicht behaupten, daß die Vereinigten Staaten gegen den Islam sind«, protestierte ich.

»Nein?«, fragte sie. »Seit wann denn? Da muß man doch nur einen eurer Historiker lesen – einen Briten namens Toynbee. Schon in den fünfziger Jahren hat er behauptet, daß der entscheidende Krieg im nächsten Jahrhundert nicht zwischen Kommunisten und Kapitalisten ausgefochten werden wird, sondern zwischen Christen und Muslimen.«

»Arnold Toynbee hat das geschrieben?« Ich war verblüfft.

»Ja, lesen Sie CIVILIZATION ON TRIAL und THE WORLD AND THE WEST.«

»Aber weshalb sollte eine solche Feindschaft zwischen den Muslimen und den Christen entstehen?«, fragte ich.

Die jungen Leute am Tisch warfen sich vielsagende Blicke zu. Sie konnten es anscheinend kaum glauben, daß ich eine so törichte Frage stellte.

»Weil der Westen, und insbesondere seine Führungsmacht, die Vereinigten Staaten von Amerika ...«, antwortete die junge Frau langsam, als spreche sie zu jemandem, der ein wenig schwer von Begriff ist, »entschlossen sind, die ganze Welt zu beherrschen und das größte Weltreich der Geschichte aufzubauen. Damit seid ihr auch schon sehr weit vorangekommen. Die Sowjetunion steht euch noch im Weg, aber die Sowjets werden sich nicht auf Dauer halten können. Toynbee hat das erkannt. Sie haben keine Religion und keinen Glauben, ihre Ideologie hat keine Substanz. Die Geschichte lehrt, daß der Glaube – die Seele, das Vertrauen auf höhere Mächte – etwas ganz Entscheidendes ist. Wir Muslime haben diesen Glauben. Bei uns ist er stärker ausgeprägt als bei allen anderen Menschen auf der Welt, selbst stärker als bei den Christen. Also müssen wir nur warten. Wir werden immer stärker werden.«

»Wir werden warten, bis unsere Zeit gekommen ist«, mischte sich einer der anderen Männer ein, »und dann zubeißen wie eine Schlange.«

»Was für ein schrecklicher Gedanke!« Ich konnte mich kaum mehr beherrschen. »Was können wir tun, um das zu verhindern?«

Die Englischstudentin schaute mich offen an. »Hört auf, so gierig zu sein«, sagte sie, »und so selbstsüchtig. Begreift endlich, daß es auf der Welt mehr gibt als eure großen Häuser und schicken Einkaufszentren. Die Menschen verhungern, und ihr macht euch Sorgen um das Öl für eure Autos. Babys verdursten, und ihr sucht euch in Modekatalogen die neuesten Klamotten aus. Länder wie unseres gehen an ihrer Armut zugrunde, aber ihr hört unsere Hilferufe nicht. Ihr verschließt eure Ohren vor den Stimmen derer, die euch all diese Dinge sagen wollen. Ihr bezeichnet sie als Radikale oder als Kommunisten. Ihr müsst eure Herzen öffnen für die Armen und Getretenen, anstatt sie noch tiefer in die Armut und die Knechtschaft zu treiben. Es bleibt nicht mehr viel Zeit. Wenn ihr euch nicht ändert, seid ihr verloren.«

Einige Tage später wurde der populäre Politiker aus Bandung, dessen Puppe sich Nixon entgegengestellt hatte und die von dem Mann mit dem Eimer aufgespießt worden war, von einem Auto überfahren. Der Mann erlag seinen Verletzungen.

8 Jesus, einmal anders gesehen

Die Erinnerung an diesen Dalang und an die Worte der hübschen Englischstudentin verfolgte mich. Dieser Abend in Bandung hob mich auf eine neue Ebene des Denkens und Fühlens. Zwar war ich auch bisher nicht gleichgültig gewesen gegenüber den Folgen unseres Tuns, aber meine Reaktionen waren emotional gesteuert worden, und meist war es mir gelungen, meine Gefühle zu unterdrücken, indem ich die Vernunft ins Spiel brachte, die Geschichte und den biologischen Imperativ. Ich hatte unser Handeln als etwas grundlegend Menschliches gerechtfertigt und mir eingeredet, daß Einar, Charlie und der Rest unseres Teams einfach nur das taten, was Männer immer tun: für sich selbst und für ihre Familien zu sorgen.

Das Gespräch mit diesen jungen Indonesiern zwang mich jedoch, die Dinge auch von einer anderen Seite zu sehen, sie gewissermaßen mit ihren Augen zu betrachten. Eine eigennützige, egoistische Außenpolitik, erkannte ich, trägt nichts bei zur Sicherung künftiger Generationen. Sie ist kurzsichtig, ebenso wie die Jahresberichte der Konzerne und die Wahlkampfstrategien der Politiker, die diese Außenpolitik bestimmen.

Es stellte sich heraus, daß ich häufiger nach Jakarta mußte, um jene Daten zu beschaffen, die ich für meine Wirtschaftsprognosen benötigte. Ich nutzte die Zeit, die ich für mich allein hatte, um über diese Fragen nachzudenken und meine Gedanken dazu in einem Tagebuch festzuhalten. Ich streifte durch die Straßen dieser Stadt, schenkte Bettlern Geld und versuchte, mit Aussätzigen, Prostituierten und Obdachlosen ins Gespräch zu kommen.

Die ganze Zeit dachte ich über das Wesen der Auslandshilfe nach und darüber, wie die entwickelten Länder zur Linderung von Armut und Elend in den Entwicklungsländern beitragen könnten. Ich grübelte darüber nach, wann Auslandshilfe ernst gemeint und echt ist und wann eigennützig und selbstüchtig. Ich begann mich sogar zu fragen, ob derartige Hilfe überhaupt je altruistisch sein könne, und wenn nicht, wie sich dies ändern ließe. Ich war überzeugt, daß Länder wie mein eigenes eine Verpflichtung besaßen, den Armen und Kranken der Welt zu helfen, aber mir war genauso klar, daß dies nur selten – wenn überhaupt – das eigentliche Motiv für unser Eingreifen war.

Immer wieder kam ich auf die Hauptfrage zurück: Wenn die Auslandshilfe imperialistischen Zwecken dient, ist das wirklich so falsch? Häufig ertappte ich mich dabei, daß ich Leute wie Charlie beneidete, die so unerschütterlich an unser System glaubten, daß sie es dem Rest der Welt aufzwingen wollten. Ich bezweifelte, ob die begrenzten Ressourcen es der gesamten Welt ermöglichen würden, einen ähnlich verschwenderischen Lebensstil wie die Vereinigten Staaten zu pflegen, denn schließlich lebten sogar in den USA Millionen Menschen in Armut. Außerdem war ich nicht völlig überzeugt davon, daß die Menschen in anderen Ländern wirklich so leben wollten wie wir. Unsere Statistiken über Gewalt, Depressionen, Drogenmißbrauch, Scheidungen und Verbrechen wiesen darauf hin, daß wir zwar eine sehr wohlhabende, aber auch eine sehr unglückliche Gesellschaft waren. Weshalb sollten andere Völker ausgerechnet uns nacheifern?

Womöglich hatte Claudine mich vor all dem gewarnt. Ich war mir nicht mehr sicher, was sie mir eigentlich hatte sagen wollen. Mittlerweile war mir klar geworden, daß ich meine Unschuld verloren hatte. Ich schrieb in mein Tagebuch:

Ist irgendjemand in den USA unschuldig? Zwar profitieren jene am meisten, die an der Spitze der wirtschaftlichen Pyramide stehen, aber der Lebensstandard von Millionen von Menschen in den reichen Ländern hängt direkt oder indirekt von der Ausbeutung der Entwicklungsländer ab. Die Rohstoffe und die billigen Arbeitskräfte, die nahezu unsere gesamte Wirtschaft am Laufen halten, kommen aus Ländern wie Indonesien, und nur ein sehr geringer Anteil der Wert-

schöpfung fließt zurück in diese Länder. Die Kredite der Auslandshilfe sorgen dafür, daß heute die Kinder und künftig deren Kindes-
kinder als Geiseln gehalten werden. Sie müssen hilflos zusehen, wie unsere Konzerne die Rohstoffe ihrer Länder plündern, und werden auf Bildung, Gesundheit und andere soziale Dienste verzichten müssen, nur um uns Zinsen und Tilgung zu zahlen. Die Tatsache, daß unsere Konzerne bereits den Großteil dieses Geldes erhalten haben, um Kraftwerke, Flughäfen und Industrieparks zu bauen, wird in dieser Rechnung nicht berücksichtigt. Den meisten Amerikanern muß man zugute halten, daß sie sich dieser Tatsachen nicht bewußt sind, aber bedeutet das auch, daß sie unschuldig sind? Sie sind nicht informiert oder wurden bewußt falsch informiert, das stimmt – aber sind sie deshalb auch unschuldig?

Natürlich konnte ich mich nicht mehr darüber täuschen, daß ich ebenfalls zu jenen gehörte, die andere gezielt falsch informierten.

Die Vorstellung eines weltweiten »heiligen Krieges« war für mich äußerst beunruhigend, aber je länger ich darüber nachdachte, desto mehr kam ich zu der Überzeugung, daß er stattfinden könnte. Doch meiner Meinung nach würde dieser Dschihad weniger zwischen den Muslimen und den Christen als zwischen den unterentwickelten und den entwickelten Ländern ausgetragen werden, vielleicht mit Muslimen an der vordersten Front. Wir, die Bewohner der entwickelten Länder, verbrauchten die Rohstoffe; die Menschen in den unterentwickelten Ländern lieferten sie uns. Die kolonialistischen Handelsstrukturen waren noch immer in Kraft; Sie ermöglichten es jenen, die über Macht, aber nicht über Rohstoffe verfügten, jene anderen auszubeuten, die Rohstoffe besaßen, aber keine Macht.

Ich mußte nicht erst das Buch von Toynbee lesen, denn ich verstand genug von Geschichte, um zu wissen, daß Lieferanten, wenn sie lange genug ausgebeutet werden, eines Tages rebellieren. Dazu brauchte ich nur an die Amerikanische Revolution und an Thomas Paine denken. Ich erinnerte mich daran, daß Großbritannien seine Steuerforderungen an die Kolonien in Neuengland damit begründet hatte, daß es die Siedler militärisch vor den Franzosen und den Indianern schütze. Die Kolonisten aber sahen das ganz anders.

Mit seiner brillanten Schrift COMMON SENSE lieferte Paine seinen Landsleuten jene Seele, auf die sich auch meine jungen indonesischen Freunde bezogen hatten – eine Idee, einen Glauben an die Gerechtigkeit einer höheren Macht und eine Religion der Freiheit und Gleichheit, die der britischen Monarchie und ihrer elitären Klassengesellschaft diametral entgegengesetzt waren. Die Muslime legten ein ähnliches Gedankengebäude vor: den Glauben an eine höhere Macht und die Überzeugung, daß die entwickelten Länder nicht das Recht haben, den Rest der Welt zu unterwerfen und auszubeuten. Ähnlich wie die Freiwilligen im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg drohten die Moslems, den Kampf für ihre Rechte aufzunehmen, und ähnlich wie die Briten des 18. Jahrhunderts bezeichnen wir diese Handlungen als Terrorismus. Die Geschichte schien sich zu wiederholen.

Ich überlegte mir, wie die Welt wohl beschaffen sein würde, wenn die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten all das Geld, das sie für Kolonialkriege – wie beispielsweise für den Vietnamkrieg – ausgegeben hatten, dafür eingesetzt hätten, den Hunger auf der Welt auszurotten oder allen Menschen, auch der Bevölkerung der USA, eine elementare Schulbildung und Gesundheitsversorgung zu bieten. Ich dachte darüber nach, was es für künftige Generationen bedeuten würde, wenn wir uns der Aufgabe verschreiben würden, die Ursachen von Not und Elend zu beseitigen und die Wasserreservoirs, die Wälder und andere Naturräume zu schützen, die uns sauberes Wasser, frische

Luft und all jene Dinge liefern, mit denen wir unseren Geist und unseren Körper stärken. Ich konnte nicht glauben, daß die Gründerväter das Recht auf Leben, Freiheit und das Streben nach Glück nur für Amerikaner gefordert hatten, und ich fragte mich, weshalb wir jetzt Strategien verfolgten, die gerade jenen imperialistischen Zielen verpflichtet waren, gegen die jene Pioniere einst in Amerika gekämpft hatten.

In meiner letzten Nacht in Indonesien erwachte ich aus einem Traum, setzte mich im Bett auf und machte das Licht an. Ich hatte das Gefühl, daß noch jemand in meinem Zimmer sei. Ich ließ meine Blicke über das vertraute Mobiliar des Hotels InterContinental wandern, die Batik-Bildteppiche und die gerahmten Schattenpuppen, die an den Wänden hingen. Dann kehrte der Traum zurück.

Ich hatte Jesus gesehen, er stand dicht vor mir und sah aus wie jener Jesus, mit dem ich als kleiner Junge jeden Abend geredet hatte, nachdem ich meine Gebete gesprochen hatte. Der Unterschied bestand darin, daß der Jesus meiner Kindheit hellhäutig und blond gewesen war, während dieser Jesus hier gelockte dunkle Haare und eine dunkle Hautfarbe hatte. Er kniete sich auf den Boden und wuchtete sich etwas auf die Schulter. Ich nahm an, es sei ein Kreuz. Doch dann sah ich, daß es eine Autoachse war, an der noch eine Felge hing, die über seinen Kopf hinausragte und einen metallischen Heiligenschein bildete.

Er richtete sich auf, sah mir in die Augen und sagte: »Wenn ich jetzt in die Welt kommen würde, würdet ihr mich anders sehen.« Ich fragte ihn, weshalb. »Weil sich die Welt verändert hat«, erwiderte er.

Ich warf einen Blick auf die Uhr und sah, daß es kurz vor Tagesanbruch war. Ich wußte, ich würde nicht wieder einschlafen können, daher zog ich mich an, fuhr mit dem Aufzug in die leere Hotelhalle hinab, ging in den Garten hinaus und wanderte um den Swimmingpool. Der Mond schien hell; der süße Duft von Orchideen lag in der Luft. Ich setzte mich in einen Stuhl und überlegte, was ich hier eigentlich tat, weshalb mich das Schicksal hierher verschlagen hatte, warum gerade nach Indonesien. Ich wußte, mein Leben hatte sich verändert, aber ich ahnte nicht, wie einschneidend die Veränderung noch werden würde.



Ann und ich trafen uns auf meiner Heimreise in Paris und unternahmen noch einmal einen Versöhnungsversuch. Aber auch während dieses Urlaubs in Frankreich stritten wir unablässig. Obwohl es auch schöne und wundervolle Augenblicke gab, kamen wir, wie ich glaube, gemeinsam zu der Erkenntnis, daß die vielen Verletzungen und Spannungen unserer letzten Jahre eine zu hohe Barriere für unsere Ehe waren. Außerdem gab es vieles, was ich nicht mit Ann besprechen konnte. Der einzige Mensch, mit dem ich über meine Gedanken hätte sprechen können, war Claudine, und ich dachte ständig an sie. Ann und ich landeten auf dem Logan Airport in Boston und fuhren mit einem Taxi zu unseren getrennten Wohnungen an der Back Bay.

9 Die Chance meines Lebens

Die eigentliche Prüfung erwartete mich bei MAIN. Am nächsten Morgen fuhr ich als Erstes zum Hauptquartier der Firma im Prudential Center, und während ich mit Dutzenden anderer Angestellter vor dem Aufzug wartete, hörte ich, daß Mac Hall, der undurchsichtige greise Vorsitzende und CEO von MAIN, Einar zum Leiter des Büros in Portland, Oregon befördert hatte. Das bedeutete, daß ich nun offiziell Bruno Zambotti unterstellt war.

Der »Silberfuchs« wurde Bruno seiner Haarfarbe wegen genannt. Außerdem hatte er die unheimliche Fähigkeit, jeden auszutricksen, der ihm gefährlich werden konnte. Bruno hatte das blendende Aussehen eines Cary Grant. Er war sehr eloquent und hatte ein Ingenieursdiplom und einen MBA-Abschluß. Er besaß gute Kenntnisse der Ökonometrie, war Vizepräsident der Stromsparte von MAIN und zuständig für die meisten internationalen Projekte der Firma. Zudem galt er als erste Wahl für den Posten des obersten Chefs der Firma, wenn sein Mentor, der alternde Jake Dauber, in den Ruhestand treten würde.

Wie die meisten Mitarbeiter von MAIN war auch ich von Bruno Zambotti einerseits fasziniert, andererseits flößte er mir auch Angst ein.

Kurz vor dem Mittagessen wurde ich in Brunos Büro gerufen. Nach einer kurzen Unterhaltung über Indonesien sagte er etwas, das mich zusammenzucken ließ.

»Ich werde Howard Parker entlassen. Ich will hier nicht in Einzelheiten gehen, aber er hat einfach den Kontakt zur Wirklichkeit verloren.« Sein Lächeln wirkte irritierend freundlich, während er mit einem Finger auf einen Stapel Papiere auf seinem Schreibtisch klopfte. »Acht Prozent im Jahr. Das ist seine Stromprognose. Halten Sie das für möglich? In einem Land mit dem Potential Indonesiens!«

Sein Lächeln verschwand, und er schaute mir in die Augen. »Charlie Illingworth hat mir mitgeteilt, daß Ihre Wirtschaftsprognose genau dem Zielbereich entspricht und ein Wachstum der Leistungsbilanz von 17 bis 20% anpeilt. Ist das richtig?«

Ich bejahte es.

Er stand auf und reichte mir die Hand. »Glückwunsch. Sie sind befördert.«

Vielleicht hätte ich jetzt hinausgehen und mit ein paar Kollegen in einem guten Restaurant feiern sollen – oder auch allein. Doch ich dachte an Claudine. Ich brannte darauf, ihr von meiner Beförderung und von meinen Erlebnissen in Indonesien zu erzählen. Sie hatte mir geraten, sie nicht aus dem Ausland anzurufen, und ich hatte mich daran gehalten. Aber jetzt mußte ich bestürzt feststellen, daß sie unter ihrer Telefonnummer nicht mehr zu erreichen war und auch keine neue Nummer angegeben wurde. Ich machte mich auf die Suche nach ihr.

In ihrer Wohnung lebte jetzt ein junges Paar. Es war Mittagszeit, aber ich hatte die beiden wahrscheinlich aus dem Bett geholt; sie waren verärgert und sagten, sie würden keine Claudine kennen. Daraufhin suchte ich das Maklerbüro auf und gab mich als Claudines Cousin aus. In den Unterlagen des Büros fand sich jedoch kein Hinweis auf eine Vermietung an eine Person mit diesem Namen; der vorhergehende Mietvertrag sei mit einem Mann abgeschlossen worden, der anonym bleiben wollte. Im Personalbüro von MAIN im Prudential Center erhielt ich die Auskunft, daß keine Unterlagen über Claudine vorhanden seien. Man verwies jedoch auf eine Akte über »Spezial-Consultants«, die mir allerdings nicht ausgehändigt werden dürfe.

Am späten Nachmittag war ich erschöpft und deprimiert. Zu allem Überfluß machte sich nun bei mir auch die Zeitverschiebung bemerkbar. Als ich in meine leere Wohnung

zurückkehrte, fühlte ich mich einsam und verlassen. Meine Beförderung erschien mir bedeutungslos oder, schlimmer noch, lediglich als Auszeichnung für meine Bereitschaft, mich zu prostituieren. Verzweifelt warf ich mich aufs Bett. Ich war von Claudine benutzt und fallengelassen worden. Aber ich wollte mich nicht von meiner Wut und meiner Enttäuschung überwältigen lassen und verdrängte meine Gefühle. Stundenlang, wie es mir vorkam, lag ich auf dem Bett und starrte an die Decke.

Schließlich hatte ich mich wieder einigermaßen gefangen. Ich stand auf, trank ein Bier und schleuderte die leere Flasche gegen einen Tisch. Dann schaute ich aus dem Fenster. Ich blickte eine entfernte Straße entlang und glaubte, ich sähe Claudine auf mich zukommen. Ich sah zur Tür und dann wieder aus dem Fenster. Die Frau war näher gekommen. Ich sah, daß sie attraktiv war, und ihr Gang erinnerte mich an Claudine, aber es war eine andere Frau. Mich verließ der Mut, und Zorn und Wut verwandelten sich in Angst.

Ich sah Claudine vor mir, wie sie um sich schlug, wie sie in einem Kugelhagel umhertaumelte, bevor sie zu Boden fiel. Ich schüttelte das Bild ab, nahm eine Valium-Tablette und trank mich in den Schlaf.

Am nächsten Morgen weckte mich ein Anruf aus dem Personalbüro von MAIN. Paul Mormino, der Personalchef, versicherte mir, er verstehe durchaus, daß ich mich ein wenig ausruhen wolle, aber er müsse mich am Nachmittag sprechen.

»Gute Nachrichten«, sagte er. »Etwas, das Sie sehr freuen wird.«

Ich kam pünktlich ins Büro und erfuhr, daß Bruno wirklich Wort gehalten hatte. Ich war nicht nur auf Howards alten Posten befördert worden, sondern hatte den Titel Chefvolkswirt und eine Gehaltserhöhung bekommen. Das heiterte mich ein wenig auf.

Ich nahm mir den Nachmittag frei und spazierte mit einer Flasche Bier hinunter zum Ufer des Charles River. Ich beobachtete die Segelboote und verdaute den Jetlag und meinen Kater. Langsam wurde mir klar, daß Claudine ihre Aufgabe erledigt hatte und sich nun ihrem nächsten Auftrag widmete. Sie hatte stets darauf beharrt, daß wir absolut diskret sein mußten. Sie würde mich schon anrufen. Mormino hatte Recht. Meine Niedergeschlagenheit – und meine Sorgen – schwanden allmählich.

In den folgenden Wochen versuchte ich, alle Gedanken an Claudine beiseite zu schieben. Ich konzentrierte mich auf meinen Bericht über die indonesische Wirtschaft und die Überarbeitung von Howards Prognosen zum Strombedarf. Ich lieferte einen Bericht ab, der ganz nach dem Geschmack meiner Vorgesetzten war: Nach Fertigstellung des neuen Systems würde der Strombedarf zwölf Jahre lang um durchschnittlich 19% pro Jahr wachsen, in den folgenden acht Jahren würde das Wachstum auf durchschnittlich 17% sinken und dann für den Rest der 25-Jahre-Projektion bei rund 15% bleiben.

Ich präsentierte meine Erkenntnisse bei Besprechungen mit internationalen Kreditinstituten. Deren Experten befragten mich ausgiebig und gnadenlos. Unterdessen hatte mich eine grimmige Entschlossenheit gepackt, vergleichbar jener Einstellung, die mich in der Schule dazu gebracht hatte, mich im Unterricht besonders hervorzutun, statt mich aufzulehnen. Dennoch mußte ich immer wieder an Claudine denken. Als mich ein frecher junger Volkswirt, der sich bei der Asiatischen Entwicklungsbank einen Namen machen wollte, einen ganzen Nachmittag lang unbarmherzig in die Mangel nahm, erinnerte ich mich an den Ratschlag, den mir Claudine gegeben hatte.

»Wer kann 25 Jahre in die Zukunft blicken?«, hatte sie gefragt, als wir vor vielen Monaten in ihrer Wohnung in der Beacon Street saßen. »Ihre Prognose ist genauso gut wie alle anderen. Es geht einzig um das Vertrauen.«

Ich bestärkte mich in dem Glauben, daß ich ein Experte war, und erinnerte mich daran, daß ich mehr Zeit meines Lebens in Entwicklungsländern verbracht hatte, als viele die-

ser Männer – von denen einige doppelt so alt waren wie ich –, die nun meine Arbeit beurteilen wollten. Ich hatte am Amazonas gelebt und war auf Java in Gebiete gereist, in die sich sonst niemand vorgewagt hatte. Ich hatte mehrere Kurse besucht, in denen Managern und Wirtschaftsführern die Feinheiten der Ökonometrie beigebracht wurden, und ich hielt mich für einen jener neuen, statistisch orientierten und auf ökonometrische Modelle setzenden Wunderknaben, die sich Robert McNamara wünschte, der zukunftsweisende Chef der Weltbank, der früher Präsident der Ford Motor Company und dann John F. Kennedys Verteidigungsminister gewesen war. Und hier war ein Mann, der sich mit Zahlen, Wahrscheinlichkeitstheorien und mathematischen Modellen ein gewisses Ansehen erworben hatte, aber vermutlich auch durch sein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein.

Ich wollte sowohl McNamara als auch meinem Chef Bruno nacheifern. Ich übernahm Redewendungen und Ausdrucksweisen des Ersteren und imitierte das großspurige Auftreten des Letzteren und ließ mit federndem Gang den Diplomatenkoffer an meiner Seite dynamisch schwingen. Rückblickend muß ich mich wundern über meine Dreistigkeit. Mein Fachwissen war ziemlich begrenzt, aber was mir an Ausbildung und Kenntnissen fehlte, machte ich durch Frechheit wett.

Und es funktionierte. Das Expertenteam akzeptierte meine Prognosen. Im Lauf der folgenden Monate nahm ich an Besprechungen in Teheran, Caracas, Guatemala-City, London, Wien und Washington D. C. teil. Ich lernte berühmte Persönlichkeiten kennen, wie den Schah von Persien, mehrere ehemalige Staatspräsidenten und schließlich auch Robert McNamara. Wie die Prep School war auch dies eine Männerwelt. Erstaunt beobachtete ich, wie mein neuer Titel und die Berichte über meine jüngsten Erfolge bei den internationalen Kreditinstituten andere Menschen beeindruckten.

Zunächst stieg mir all diese Aufmerksamkeit zu Kopf. Ich kam mir vor wie der Zauberer Merlin, der mit seinem Zauberstab über ein Land fährt und dafür sorgt, daß sich dort schlagartig die Lage aufhellt und neue Fabriken und Betriebe wie Blumen aus dem Boden schießen. Aber dann kam die Desillusionierung. Ich stellte meine eigenen Motive und jene der Menschen, mit denen ich zusammenarbeitete, immer mehr in Frage. Ein klangvoller Titel hilft einem nicht, die verzweifelte Lage eines Aussätzigen zu verstehen, der neben einer Kloake in Jakarta hausen muß, und ich bezweifelte auch, daß ein versierter Umgang mit Statistiken einen Menschen dazu befähigt, in die Zukunft zu blicken. Je besser ich die Leute kennenlernte, die weltbewegende Entscheidungen treffen, desto skeptischer wurde ich hinsichtlich ihrer Fähigkeiten und ihrer Absichten. Wenn ich in die Gesichter schaute, die um die Konferenztische saßen, mußte ich mich oft sehr bemühen, meine Wut zu verbergen.

Aber schließlich veränderte sich auch diese Sichtweise. Ich gelangte zu der Überzeugung, daß diese Männer überwiegend in dem Glauben handelten, das Richtige zu tun. Ebenso wie Charlie waren sie überzeugt, daß Kommunismus und Terrorismus böse Kräfte wären – und nicht vorhersehbare Reaktionen auf Entscheidungen, die sie und ihre Vorgänger getroffen hatten – und daß sie ihrem Heimatland, ihren Kindern und Gott gegenüber verpflichtet wären, die Welt zum Kapitalismus zu bekehren. Sie vertraten auch das Prinzip vom Überleben des Stärkeren; wenn sie das Glück gehabt hatten, in eine privilegierte Gesellschaftsschicht hineingeboren zu werden, statt in eine Slumsiedlung, empfanden sie dies als Verpflichtung, ihren sozialen Status an ihre Nachkommen zu vererben.

Ich war unschlüssig und betrachtete diese Menschen einmal als Mitwisser einer Verschwörung und dann wieder als eine verschworene Bruderschaft, die entschlossen ist, die Welt zu beherrschen. Im Lauf der Zeit jedoch verglich ich sie immer häufiger mit den Plantagenbesitzern in den Südstaaten in der Zeit vor dem amerikanischen Bürgerkrieg. Diese Männer bildeten eine lockere Vereinigung, die durch gemeinsame Über-

zeugungen und Eigeninteressen zusammengehalten wurde; sie waren keine elitäre Gruppe, die sich an geheimen Treffpunkten versammelte und finstere Pläne ausbrütete. Die autokratischen Plantagenbesitzer waren mit Bediensteten und Sklaven aufgewachsen und in dem Glauben erzogen worden, daß es ihr Recht und sogar ihre Pflicht sei, sich um die »Heiden« zu kümmern und sie zur Religion und Lebensweise ihrer Herren zu bekehren. Auch wenn sie die Sklaverei vielleicht aus philosophischen Gründen ablehnten, konnten sie dieses Wirtschaftssystem doch, wie etwa Thomas Jefferson, als Notwendigkeit rechtfertigen, da die Abschaffung der Sklaverei zu einem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Chaos führen würde. Aus ähnlichem Holz schienen auch die Führer der modernen Oligarchie geschnitzt zu sein, die ich mittlerweile als »Korporatokratie« bezeichnete.

Ich begann mir auch die Frage zu stellen, wer von Kriegen profitiert, von der massenhaften Produktion von Waffen, vom Bau von Staudämmen und von der Zerstörung indigener Kulturen und Lebenswelten. Ich begann mich dafür zu interessieren, wem es nützt, wenn Hunderttausende Menschen an Hunger, verschmutztem Wasser und an Krankheiten sterben, die problemlos geheilt werden könnten. Allmählich wurde mir klar, daß dies langfristig niemandem nützt, daß kurzfristig aber jene, die an der Spitze der Pyramide stehen – meine Vorgesetzten und ich – zumindest materiell davon profitierten.

Daraus ergaben sich weitere Fragen: Warum besteht diese Situation weiter? Weshalb ist das seit Jahrhunderten so? Liegt die Antwort vielleicht in der alten Weisheit, daß »Macht gleichbedeutend ist mit Recht«, daß jene, die an der Macht sind, das System aufrechterhalten?

Doch die Annahme, daß diese Situation allein durch Macht erhalten wird, erschien mir unzureichend. Obwohl dieser Zusammenhang durchaus vieles erklärte, hatte ich doch den Eindruck, daß es noch eine stärkere Triebkraft geben müsse. Ich erinnerte mich an einen Ökonomeprofessor aus meiner Zeit an der Business School, einen Mann aus Nordindien, der in seinen Vorlesungen von begrenzten Ressourcen, vom Zwang der Menschheit zu unablässigem Wachstum und vom Prinzip der Sklavenarbeit gesprochen hatte. Diesem Professor zufolge zeichnet sich jedes erfolgreiche kapitalistische System durch Hierarchien mit rigiden Befehlsstrukturen aus: Ganz oben steht eine Hand voll Menschen, die über Untergebene auf mehreren absteigenden Hierarchiestufen herrscht, während der Boden durch ein riesiges Heer von Arbeitskräften gebildet wird, die man in wirtschaftlicher Hinsicht auch als Sklaven bezeichnen könnte. Ich gelangte schließlich zu der Überzeugung, daß wir dieses System fördern, weil die Korporatokratie uns, den Amerikanern, eingeredet hat, Gott selbst habe uns das Recht verliehen, einige wenige Vertreter von uns an die Spitze dieser kapitalistischen Pyramide zu stellen und unser System der ganzen Welt zu oktroyieren.

Wir sind natürlich nicht die Ersten, die das tun. Die Liste unserer Vorgänger reicht zurück bis zu den alten Imperien in Nordafrika, im Mittleren Osten und in Asien, gefolgt von den Reichen der Perser, der Griechen und der Römer, den Kreuzfahrern und den Gründern der europäischen Reiche in der Zeit vor Kolumbus. Diese imperialistischen Bestrebungen waren und sind die Ursache für die meisten Kriege, für Umweltverschmutzung, Hunger, die Ausrottung von Arten und Völkermorde. Das Machtstreben hat jedoch auch von der Bevölkerung der betreffenden Imperien hohe Tribute gefordert, ihr Wohlergehen beeinträchtigt, soziale Probleme hervorgerufen und eine Situation heraufbeschworen, in der die reichsten Gesellschaften der Menschheitsgeschichte mit den höchsten Selbstmordraten, mit Drogenmißbrauch und mit Gewalt zu kämpfen haben.

Ich dachte intensiv über all diese Fragen nach, vermied es jedoch, meine eigene Rolle dabei zu hinterfragen. Ich versuchte mich selbst nicht als einen Economic Hit Man, sondern als einen Chefvolkswirt zu betrachten. Das erschien mir durchaus legitim, und wenn ich eine Bestätigung suchte, brauchte ich nur einen Blick auf meine Gehaltsabrechnung zu werfen: Sie stammte von MAIN, einer privaten Firma. Ich erhielt keinen Cent von der NSA oder einer anderen Regierungsbehörde. Und das überzeugte mich. Fast.

Eines Nachmittags rief mich Bruno in sein Büro. Er trat hinter den Stuhl, auf dem ich saß, und klopfte mir auf die Schulter. »Sie haben ausgezeichnete Arbeit geleistet«, schmeichelte er mir. »Um uns erkenntlich zu zeigen, bieten wir Ihnen die Chance Ihres Lebens, eine Gelegenheit, die nur sehr wenigen Männern geboten wird, selbst wenn sie doppelt so alt sind wie Sie.«

10 Panamas Präsident und Volksheld

Ich landete auf dem Tocumen International Airport in Panama an einem späten Abend im April 1972, als gerade ein tropischer Wolkenbruch niederging. Wie es damals üblich war, teilte ich mir ein Taxi mit anderen Passagieren, und weil ich Spanisch sprach, durfte ich mich vorn neben den Fahrer setzen. Ich blickte durch die Windschutzscheibe des Taxis nach draußen. Das Scheinwerferlicht erfaßte eine Plakatwand, auf der ein gutaussehender Mann mit buschigen Augenbrauen und blitzenden Augen abgebildet war. Eine Seite seines breitrempigen Hutes war keck nach oben gebogen. Es war Omar Torrijos, der Held des modernen Panama.

Ich hatte mich sorgfältig auf diese Reise vorbereitet und in der Boston Public Library die Abteilung mit den Nachschlagewerken aufgesucht. Ich wußte, daß Torrijos bei der Bevölkerung nicht zuletzt deshalb so beliebt war, weil er sich entschieden für das Recht Panamas auf Eigenständigkeit einsetzte und die Rückgabe der Hoheitsrechte über die Kanalzone verlangte. Unter seiner Führung, das hatte er versprochen, werde das Land die Fehler seiner schmachvollen Vergangenheit nicht wiederholen.

Panama gehörte zu Großkolumbien, als der französische Ingenieur Ferdinand Lesseps, der den Suezkanal konzipiert hatte, den Plan entwickelte, durch die zentralamerikanische Landbrücke einen Kanal zu bauen. Im Jahr 1881 nahmen die Franzosen das Projekt in Angriff, das den Atlantischen mit dem Pazifischen Ozean verbinden sollte. Doch sie erlitten trotz gewaltiger Anstrengungen einen Rückschlag nach dem anderen. Schließlich endete das Unternehmen 1889 in einem finanziellen Desaster – aber es hatte Theodore Roosevelt zu einem großen Traum inspiriert. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts drängten die USA Großkolumbien zur Unterzeichnung eines Vertrags, durch den die zentralamerikanische Landbrücke an ein nordamerikanisches Konsortium abgetreten werden sollte. Doch Kolumbien weigerte sich.

Im Jahr 1903 schickte Präsident Roosevelt das Kriegsschiff *Nashville* in die Region. US-Soldaten gingen an Land, nahmen einen populären einheimischen Milizenführer gefangen, töteten ihn und erklärten Panama zu einem unabhängigen Staat. Es wurde eine Marionettenregierung eingesetzt, die den ersten Kanalvertrag abschloß. Zu beiden Seiten der geplanten Wasserstraße wurde eine US-amerikanische Hoheitszone eingerichtet, außerdem legalisierte der Vertrag militärische Interventionen der USA und verschaffte den Vereinigten Staaten die Kontrolle über den neugebildeten »unabhängigen« Staat.

Interessanterweise wurde dieser Vertrag von US-Außenminister Hay und einem französischen Ingenieur namens Philippe Buneau-Varilla unterzeichnet, der bereits am ursprünglichen Kanalprojekt mitgearbeitet hatte, doch kein einziger Panamaer setzte seine Unterschrift unter das Dokument. Panama wurde gezwungen, sich von Kolumbien abzuspalten, was nur den Interessen der USA diente, und zwar durch ein Abkommen, das ein Amerikaner und ein Franzose besiegelt hatten – rückblickend betrachtet ein schicksalsträchtiger Anfang.¹⁹

Mehr als ein halbes Jahrhundert lang wurde Panama von einer Oligarchie reicher Familien beherrscht, die enge Verbindungen zu Washington unterhielten. Die Regierenden waren rechtsgerichtete Diktatoren, die skrupellos alles taten, was den US-Interessen diente. Wie die meisten lateinamerikanischen Diktatoren, die von Washington an der Macht gehalten wurden, interpretierten auch die panamaischen Herrscher die US-Interessen dahingehend, daß jede Volksbewegung unterdrückt werden mußte, die auch nur sozialistisch anmutete. Sie unterstützten die CIA und die NSA bei ihren Aktivitäten zur Bekämpfung des Kommunismus in der Hemisphäre und begünstigten große amerikanische Konzerne wie Rockefellers Standard Oil Company und die United Fruit Company (die später von George H. W. Bush gekauft wurde). Nach Ansicht dieser Regie-

rungen war es für die US-Interessen nicht förderlich, wenn die Lebensbedingungen jener Menschen verbessert wurden, die in bitterer Armut lebten oder auf den großen Plantagen und in den Fabriken der ausländischen Konzerne Sklavenarbeit verrichteten.

Die herrschenden Familien Panamas wurden für ihre Hilfsdienste sorgsam gehätschelt; zwischen der Abspaltung von Großkolumbien und 1968 griffen amerikanische Truppen mehr als ein Dutzend Mal zum Schutz dieser Cliquen ein. Doch in jenem Jahr, in dem ich noch als Freiwilliger für das Peace Corps in Ecuador tätig war, wurde in Panama Arnulfo Arias durch einen Militärputsch gestürzt, der letzte US-hörige Diktator, und Omar Torrijos gelangte an die Staatsspitze.²⁰

Torrijos genoß großes Ansehen in der Mittel- und Unterschicht des Landes. Er war in der ländlichen Kleinstadt Santiago aufgewachsen, in der seine Eltern Lehrer gewesen waren. Er hatte in der Nationalgarde Panamas rasch Karriere gemacht. Die Nationalgarde entwickelte sich in den sechziger Jahren zunehmend zum Hoffnungsträger der Armen. Torrijos war berühmt dafür, daß er ein offenes Ohr für die Armen hatte. Er ging durch die Straßen der Elendsviertel, hielt Versammlungen in Slums ab, in die sich die anderen Politiker nicht hineinwagten, half Arbeitslosen, eine neue Beschäftigung zu finden, und unterstützte mit seinen eigenen, freilich begrenzten finanziellen Mitteln Familien, die durch Krankheit oder andere Tragödien in Not gekommen waren.²¹

Seine Liebe zum Leben und sein Mitgefühl für die Menschen machten ihn auch außerhalb der Grenzen Panamas bekannt. Torrijos war entschlossen, sein Land zu einer Zuflucht für Verfolgte zu machen, zu einem Ort, der Flüchtlingen von beiden Extremen des politischen Spektrums Asyl bieten sollte, linken Gegnern des Pinochet-Regimes in Chile ebenso wie rechtsgerichteten kubanischen Guerilleros, die gegen Castro kämpften. Viele Menschen hielten ihn für einen Vorkämpfer des Friedens, was ihm in ganz Nord- und Südamerika Lob und Anerkennung eintrug. Außerdem bemühte er sich, in den politischen Konflikten zu vermitteln, die so viele lateinamerikanische Länder zerrissen, wie vor allem Honduras, Guatemala, El Salvador, Nicaragua, Kuba, Kolumbien, Peru, Argentinien, Chile und Paraguay. Sein kleines Land mit nur zwei Millionen Einwohnern entwickelte sich zu einem Modell für soziale Reformen und inspirierte unterschiedlichste politische Kräfte, wie zum Beispiel die Gewerkschaften, die in der Sowjetunion auf einen Regimewechsel hinarbeiteten, oder militante islamische Führer wie Muammar al-Gaddafi in Libyen.²²

Als ich an meinem ersten Abend in Panama nun an dieser roten Ampel stand und durch die quietschenden Scheibenwischer nach draußen schaute, da berührte mich dieser Mann, der von der Plakatwand herablächelte – ein attraktiver, charismatischer und mutiger politischer Führer. Durch meine Recherchen in der Bibliothek wußte ich, daß Torrijos voll hinter seinen Überzeugungen stand. Zum ersten Mal in seiner Geschichte war Panama nicht mehr eine Marionette Washingtons oder einer anderen Macht. Torrijos erlag nie den Verlockungen, die von Moskau oder Peking ausgingen; er glaubte an Sozialreformen und daran, daß den Armen geholfen werden mußte, aber er war kein Anhänger des Kommunismus. Anders als Castro war Torrijos entschlossen, die Freiheit von den Vereinigten Staaten zu erkämpfen, ohne sich mit den Feinden der USA zu verbünden.

In der Bibliothek war ich in irgendeinem obskuren Blatt auf einen Artikel gestoßen, in dem Torrijos als ein Mann gefeiert wurde, der die Geschichte Amerikas verändern und der im Laufe vieler Jahrzehnte entstandenen Vorherrschaft der USA ein Ende bereiten würde. Am Anfang des Artikels erwähnte der Autor die Doktrin der »Manifest Destiny« (Offenkundige Bestimmung), eine vor allem in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts von vielen weißen Amerikanern geteilte Auffassung, daß sie von der Vorsehung dazu bestimmt wären, den ganzen amerikanischen Kontinent zu beherrschen; daß die Vernichtung der Indianer, der Wälder und der Büffel dem Willen Gottes entspreche,

ebenso wie die Trockenlegung der Sümpfe, die Kanalisierung der Flüsse und die Entwicklung einer Wirtschaftsweise, die auf der fortgesetzten Ausbeutung der Arbeit und der natürlichen Rohstoffe beruhte.

Dieser Artikel regte mich dazu an, über die Haltung meines Landes gegenüber dem Rest der Welt nachzudenken. Durch die Monroe-Doktrin, die Präsident James Monroe 1823 verkündete, wurde das Konzept der Manifest Destiny weiterentwickelt. Zwischen 1850 und 1870 vertrat man die Auffassung, daß die Vereinigten Staaten besondere Befugnisse in der gesamten Hemisphäre hätten, einschließlich des Rechts, in allen Staaten in Mittel- und Südamerika einzumarschieren, die sich der US-Politik widersetzen. Teddy Roosevelt berief sich auf die Monroe-Doktrin, um die US-Interventionen in der Dominikanischen Republik, in Venezuela und während der »Befreiung« Panamas von Kolumbien zu rechtfertigen. Auch spätere US-Präsidenten – insbesondere Taft, Wilson und Franklin Roosevelt – begründeten damit bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs Washingtons panamerikanische Bestrebungen. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts diente den USA schließlich die kommunistische Bedrohung als Rechtfertigung für die Ausdehnung dieses Konzepts auf andere Regionen der Erde wie beispielsweise Vietnam und Indonesien.²³

Und jetzt stand, wie es schien, ein einzelner Mann Washington im Weg. Ich wußte, daß er nicht der erste war – politische Führer wie Castro und Allende waren ihm vorausgegangen –, aber Torrijos verfolgte seine Politik ohne Hinwendung zur kommunistischen Ideologie und ohne seine Bewegung als revolutionär zu bezeichnen. Er sagte einfach nur, daß Panama eigene Rechte besitze, daß es Anspruch habe auf Souveränität über sein Volk, sein Staatsgebiet und eine Wasserstraße, die sein Territorium in der Mitte durchschneide – und daß diese Rechte genauso unveräußerlich und gottgegeben seien wie jene Rechte, welche die Vereinigten Staaten für sich reklamierten.

Torrijos kämpfte auch gegen gegen die *School of the Americas* und das Zentrum für Dschungelkampfausbildung des *US-Southern Command*, die beide in der Kanalzone angesiedelt waren. Seit vielen Jahren ermöglichten es die US-Streitkräfte Diktatoren und Staatspräsidenten aus Lateinamerika, ihre Söhne und ihre Offiziere in diese Trainingscamps zu schicken – die größten und am besten ausgestatteten militärischen Ausbildungscamps außerhalb der USA. Dort lernten sie Verhörmethoden, wurden in der Durchführung verdeckter Operationen unterwiesen und mit militärischer Taktik vertraut gemacht, die sie im Kampf gegen den Kommunismus anwendeten und zum Schutz ihres eigenen Besitzes und des Vermögens der Ölkonzerne und anderer privater Firmen. Außerdem bekamen sie dort die Möglichkeit, die hohen Tiere aus den USA persönlich kennenzulernen.

Diese Einrichtungen waren bei den Lateinamerikanern verhaßt – mit Ausnahme der wenigen Reichen, denen sie nützten. Sie galten als Ausbildungsstätten für rechtsgerichtete Todesschwadronen und Folterknechte, die so viele Staaten in totalitäre Regime verwandelt hatten. Torrijos machte deutlich, daß er keine derartigen Trainingscamps auf dem Boden Panamas dulden werde und daß er die Kanalzone als Bestandteil des panamaischen Staatsgebietes betrachte.²⁴

Als ich den imposanten General auf der Plakatwand betrachtete und den Text unterhalb des Bildes las – »Omars Ideal ist die Freiheit; das Geschöß ist noch nicht erfunden, das ein Ideal töten kann!« – lief es mir kalt den Rücken hinab. Ich ahnte, daß die Geschichte Panamas im 20. Jahrhundert turbulent verlaufen würde und daß Torrijos ein schwieriges und vielleicht auch tragisches Schicksal beschieden sein könnte.

Der Tropensturm rüttelte an der Windschutzscheibe, die Ampel schaltete auf Grün und der Fahrer hupte das Auto vor uns an. Ich dachte über meine Position nach. Ich war nach Panama geschickt worden, um ein Geschäft unter Dach und Fach zu bringen, das der erste große Master-Entwicklungsplan von MAIN werden sollte. Dieser Plan würde der Weltbank, der Interamerikanischen Entwicklungsbank und USAID eine Begründung liefern, um Milliarden in den Energiesektor, das Transportwesen und die Landwirtschaft dieses winzigen, aber strategisch sehr wichtigen Landes zu investieren. Doch das war natürlich nur ein Täuschungsmanöver. Panama sollte in gewaltige, nicht rückzahlbare Schulden gestürzt werden, damit man es wieder zur Marionette degradieren konnte.

Als sich das Taxi in Bewegung setzte, packten mich Schuldgefühle, aber ich verdrängte sie. Warum machte ich mir Sorgen? Ich war in Java über meinen Schatten gesprungen und hatte meine Seele verkauft, und jetzt bot sich mir die Chance meines Lebens. Ich konnte mit einem Schlag reich, berühmt und mächtig werden.

11 Piraten in der Kanalzone

Am nächsten Tag schickte mir die panamaische Regierung einen Mann, der mir die Stadt zeigen sollte. Er hieß Fidel und war mir auf Anhieb sympathisch. Er war groß und schlank und sichtlich stolz auf sein Land. Sein Urgroßvater hatte an der Seite von Simon Bolivar für die Unabhängigkeit von Spanien gekämpft. Ich erzählte ihm, daß ich mit Thomas Paine verwandt sei, und war fasziniert, als ich von Fidel erfuhr, daß er COMMON SENSE auf Spanisch gelesen hatte. Er sprach Englisch, aber als er entdeckte, daß ich seine Landessprache fließend beherrschte, war er tief gerührt.

»Viele Ihrer Landsleute leben jahrelang hier und denken gar nicht daran, unsere Sprache zu lernen«, sagte er.

Fidel chauffierte mich durch ein sehr wohlhabendes Viertel in seiner Stadt, die er das Neue Panama nannte. Als wir an modernen Wolkenkratzern aus Glas und Stahl vorüberfuhren, erklärte er mir, daß es in Panama mehr internationale Banken gebe als in jedem anderen Land südlich des Rio Grande.

»Man bezeichnet uns gerne als die Schweiz Amerikas«, sagte er. »Wir stellen unseren Kunden nur sehr wenige Fragen.«

Am späten Nachmittag, als die Sonne über dem Pazifik unterging, kamen wir auf eine Straße, die den Konturen der Bucht folgte. Dort lagen viele Schiffe in einer langen Reihe vor Anker. Ich fragte Fidel, ob es Probleme mit dem Kanal gäbe.

»Das ist normal«, antwortete er und lachte. »Sie warten darauf, daß sie drankommen. Die Hälfte der Schiffe kommt aus Japan oder ist dorthin unterwegs. Mehr als in die USA.« Ich bemerkte, daß mir das neu sei. »Das überrascht mich nicht«, meinte er. »Nordamerikaner wissen meist nicht viel über den Rest der Welt.«

Wir hielten vor einem wunderschönen Park, in dem sich Bougainvilleen an alten Gemäuern hochrankten. Auf einem Schild stand, dies sei eine Festung gewesen, die erbaut worden sei, um die Stadt vor englischen Piraten zu schützen. Eine Familie hatte sich im Park zu einem Picknick niedergelassen: Vater, Mutter, ein Sohn und eine Tochter sowie ein älterer Mann, der vermutlich der Großvater der Kinder war. Ich verspürte eine plötzliche Sehnsucht nach der Ruhe und dem Frieden, die diese fünf Menschen anscheinend genossen. Als wir an ihnen vorübergingen, lächelte uns das Paar zu, winkte und grüßte uns auf Englisch. Ich fragte sie, ob sie Touristen seien, aber sie lachten. Der Mann kam zu uns herüber.

»Ich lebe in der dritten Generation in der Kanalzone«, erklärte er stolz. »Mein Opa ist drei Jahre nach ihrer Einrichtung hierher gekommen. Er fuhr einen dieser Traktoren, mit denen die Schiffe von Schleuse zu Schleuse gezogen wurden.« Er zeigte auf den älteren Mann, der den Kindern am Picknicktisch zur Hand ging. »Mein Vater war Ingenieur, und ich bin in seine Fußstapfen getreten.«

Die Frau half ihrem Schwiegervater und den Kindern. Hinter ihnen senkte sich die Sonne in das blaue Wasser des Meeres. Es war eine idyllische Szene, die mich an die Gemälde Monets erinnerte. Ich fragte den Mann, ob er und seine Angehörigen US-Bürger wären. Er schaute mich verwundert an. »Natürlich. Die Kanalzone ist US-amerikanisches Territorium.« Der Junge kam zu seinem Vater gelaufen und sagte, das Essen sei fertig.

»Wird Ihr Sohn die vierte Generation sein?« Der Mann faltete die Hände wie zum Gebet und hob sie zum Himmel.

»Ich bete jeden Tag zum lieben Gott, daß er eines Tages diese Chance bekommt. Das Leben in der Kanalzone ist herrlich.« Dann ließ er die Hände sinken und musterte Fidel. »Ich hoffe, wir können sie noch fünfzig Jahre halten. Dieser Despot Torrijos macht eine Menge Wirbel. Ein gefährlicher Mann.«

Ich konnte einem plötzlichen inneren Drang nicht widerstehen und sagte zu ihm auf Spanisch: »Adios. Ich hoffe, Sie und Ihre Familie erleben hier eine schöne Zeit und lernen viel über die Kultur Panamas.«

Er sah mich angewidert an. »Ich spreche die Sprache nicht«, sagte er. Dann drehte er sich schnell um und kehrte zu seiner Familie und zum Picknick zurück.

Fidel trat an mich heran, legte mir einen Arm um die Schultern und drückte mich leicht. »Danke«, sagte er. Auf dem Rückweg fuhr mich Fidel durch ein Viertel, das er als Slum bezeichnete.

»Das ist bei weitem nicht das schlimmste Viertel hier«, sagte er, »aber Sie kriegen wenigstens einen Eindruck.«

Holzhütten und Wassertümpel säumten die Straße; die baufälligen Behausungen, die wie heruntergekommene Boote wirkten, versanken im Morast. Der Gestank von Müll und Abwasser drang in den Wagen. Kinder mit aufgequollenen Bäuchen liefen neben uns her. Als wir langsamer fuhren, drängten sie sich an meiner Seite zusammen, nannten mich *uncle* und bettelten um Geld. Die Szene erinnerte mich an Jakarta. Die meisten Wände waren mit Graffiti beschmiert. Darunter gab es auch die üblichen Herzen, in die Namen von Paaren hineingekritzelt waren, aber die meisten Wandbemalungen bestanden aus Slogans, in denen Haß auf die Vereinigten Staaten zum Ausdruck kam. »Go home, Gringo«, »Hört auf, unseren Kanal vollzuschießen«, »Uncle Sam, Sklaventreiber« und »Sagt Nixon, daß Panama nicht Vietnam ist.« Am meisten berührte mich jedoch folgender Satz: »Für die Freiheit zu sterben, ist der Weg zu Christus.« Zwischen den Parolen hingen Plakate mit dem Porträt Torrijos'.

»Und jetzt auf die andere Seite«, sagte Fidel. »Ich habe amtliche Dokumente, und Sie sind US-Bürger, also können wir rein.« Unter einem rötlichen Abendhimmel brachte er uns zur Kanalzone. Ich hatte mich zwar vorbereitet, erlebte aber dennoch eine Überraschung. Ich konnte es nicht fassen, wie üppig und luxuriös hier alles war – große weiße Gebäude, gepflegte Rasenflächen, schöne Häuser, Golfplätze, Einkaufszentren und Kinos.

»So sieht es also aus«, sagte Fidel. »Alles hier ist US-Eigentum. Alle Geschäfte – die Supermärkte, die Friseurläden, die Schönheitssalons, die Restaurants – alles hier unterliegt nicht den Gesetzen und dem Fiskus Panamas. Es gibt sieben 18-Loch-Golfplätze, US-Postämter, die weiträumig verteilt sind, US-Gerichte und Schulen. Es ist wirklich ein Staat im Staat.«

»Was für ein Affront!« Fidel warf mir einen schnellen prüfenden Blick zu. »Ja«, pflichtete er mir bei. »Das ist der passende Ausdruck. Da drüben«, sagte er und zeigte zur Stadt, »beträgt das jährliche Pro-Kopf-Einkommen weniger als tausend Dollar, und die Arbeitslosigkeit liegt bei 30%. In dem kleinen Elendsviertel, das wir gerade besucht haben, verdient natürlich niemand tausend Dollar im Jahr, und kaum einer hat einen Job.«

»Was wird dagegen unternommen?« Fidel drehte sich um und warf mir einen Blick zu, in dem sich Wut und Traurigkeit zu mischen schienen.

»Was können wir schon tun?« Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, ich sage nur eines: Torrijos versucht es wenigstens. Er wird es vielleicht nicht überleben, aber er bemüht sich wirklich nach besten Kräften. Er ist ein Mann, der für sein Volk kämpft.«

Als wir weiter in die Kanalzone hineinfuhren, lächelte Fidel. »Wollen Sie tanzen?« Ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: »Gehen wir was essen, und dann zeige ich Ihnen noch eine Seite Panamas.«

12 Soldaten und Prostituierte

Nach einem saftigen Steak und einem kühlen Bier verließen wir das Restaurant und fuhren eine dunkle Straße entlang. Fidel empfahl mir dringend, niemals in dieser Gegend spazieren zu gehen. »Wenn Sie hierher kommen, lassen Sie sich mit dem Taxi bis zur Haustür bringen.« Er zeigte nach vorne. »Hier, hinter dem Zaun, da beginnt die Kanalzone.«

Wir erreichten einen Parkplatz, auf dem schon viele Autos standen. Er fand einen freien Platz und stellte den Wagen ab. Ein alter Mann kam herangeschlurft. Fidel stieg aus und klopfte ihm auf den Rücken. Dann strich er mit einer Hand liebevoll über den Kotflügel seines Autos.

»Paß gut auf mein Baby auf.« Er reichte dem Mann einen Geldschein.

Wir verließen über einen kleinen Fußweg den Parkplatz und gelangten auf eine Straße, die von grellen Neonlichtern erleuchtet wurde. Zwei Jungen rannten an uns vorüber, zielten mit Stöcken aufeinander und taten so, als würden sie aufeinander schießen. Einer von ihnen prallte gegen Fidels Flanke. Der kleine Junge, der Fidel nur bis zur Hüfte reichte, blieb stehen.

»Es tut mir leid, Sir«, keuchte er auf Spanisch.

Fidel legte dem Jungen beide Hände auf die Schultern. »Nichts passiert, junger Mann«, erwiderte er. »Aber sag mir, warum habt ihr beiden aufeinander geschossen?«

Nun kam auch der andere Junge zu uns. Er legte einen Arm schützend um den anderen Jungen. »Das ist mein Bruder«, erklärte er. »Es tut uns leid.«

»Schon gut.« Fidel kicherte leise. »Er hat mir nicht wehgetan. Ich habe ihn nur gefragt, warum ihr Jungs aufeinander geschossen habt. Ich glaube, dieses Spiel habe ich als Junge auch gespielt.«

Die Brüder sahen sich an. Der ältere der beiden lächelte. »Er ist der Gringo-General hier in der Kanalzone. Er hat versucht, unsere Mutter zu vergewaltigen, und deshalb habe ich ihm gesagt, er soll seine Sachen packen. Er soll gefälligst verschwinden.«

Fidel warf mir einen kurzen Blick zu. »Und wohin?«

»Nach Hause, in die Vereinigten Staaten.«

»Arbeitet eure Mutter hier?«

»Ja, da drüben.« Beide Jungen zeigten stolz zu einem Neonlicht weiter unten an der Straße. »Sie arbeitet als Bedienung.«

»Dann spielt mal weiter.« Fidel reichte jedem von ihnen eine Münze. »Aber paßt auf. Bleibt dort, wo es hell ist.«

»O ja, Sir. Danke.« Die beiden jagten davon.

Als wir weitergingen, erklärte mir Fidel, daß die Prostitution in Panama gesetzlich verboten sei. »Sie dürfen in Bars bedienen und tanzen, aber nicht ihren Körper verkaufen. Das dürfen nur importierte Nutten.«

Wir betraten eine Bar, wo wir von einem populären amerikanischen Schlager empfangen wurden. Ein paar stämmige US-Soldaten standen neben der Tür; Binden an ihren Hemdsärmeln wiesen sie als Militärpolizisten aus.

Fidel führte mich durch die Bar, und dann entdeckte ich die Bühne. Darauf tanzten drei junge Frauen, die bis auf ihre Kopfbedeckungen spliternackt waren. Eine trug eine Matrosenmütze, eine andere ein grünes Barett und die dritte einen Cowboyhut. Sie hat-

ten makellose Körper und lachten. Anscheinend spielten sie ein Spiel, und es sah aus, als tanzten sie um die Wette. Die Musik, die Art, wie sie tanzten, die Bühne – das hätte auch eine Disco in Boston sein können, wenn die Mädchen nicht nackt gewesen wären.

Wir drängten uns durch eine Gruppe junger, Englisch sprechender Männer. Sie trugen zwar T-Shirts und Jeans, aber wegen ihrer Bürstenhaarschnitte waren sie als Soldaten der Militärbasis in der Kanalzone erkennbar. Fidel klopfte einer Kellnerin auf die Schulter. Sie drehte sich um, stieß einen entzückten Schrei aus und fiel ihm um den Hals. Die jungen Männer beobachteten diese Szene aufmerksam und warfen sich mißbilligende Blicke zu. Ich überlegte, ob sie womöglich glaubten, zum Manifest Destiny gehöre auch ihr Recht auf diese Panamaerin. Die Bedienung führte uns in eine Ecke und brachte einen kleinen Tisch und zwei Stühle.

Nachdem wir uns gesetzt hatten, begrüßte Fidel auf Spanisch zwei Männer an einem Nebentisch. Anders als die Soldaten trugen sie bedruckte kurzärmelige Hemden und Bügelfaltenhosen. Die Bedienung kehrte mit zwei Flaschen Balboa-Bier zurück, und Fidel tätschelte ihre Hüften, als sie sich umdrehte, um zu gehen. Sie lächelte und warf ihm einen Kuß zu. Ich schaute mich um und stellte erleichtert fest, daß die jungen Männer an der Bar uns nicht mehr fixierten; sie konzentrierten sich jetzt auf die Tänzerinnen.

Die meisten Gäste waren Englisch sprechende Soldaten, aber es gab auch einige andere Besucher, wie die beiden Männer neben uns, die offensichtlich Panamaer waren. Sie fielen durch ihren nichtmilitärischen Haarschnitt auf und trugen keine T-Shirts und Jeans. Einige Einheimische saßen an Tischen, andere lehnten an den Wänden. Sie wirkten sehr aufmerksam und angespannt, wie Schäferhunde, die eine Herde bewachen müssen.

Frauen flanierten zwischen den Tischen umher. Sie bewegten sich ständig, setzten sich bei dem einen oder anderen Gast auf den Schoß, riefen den Kellnerinnen etwas zu, tanzten, sangen und stiegen abwechselnd auf die Bühne. Sie trugen enge T-Shirts, Jeans, eng anliegende Kleider und hochhackige Schuhe. Eine von ihnen trug ein viktorianisches Kleid mit Schleier. Eine andere hatte nur einen Bikini an. Offensichtlich durften hier nur besonders attraktive Frauen arbeiten. Ich staunte darüber, daß so viele junge Frauen den Weg nach Panama gefunden hatten, und ich überlegte, welche Not sie zu dieser Verzweiflungstat getrieben haben mochte.

»Kommen die Mädchen alle aus anderen Ländern?«, rief ich Fidel zu.

Er nickte. »Mit Ausnahmen ...« Er deutete auf die Kellnerinnen. »Sie stammen aus Panama.«

»Aus welchen Ländern kommen die Mädchen?«

»Aus Honduras, Costa Rica, Nicaragua und Guatemala.«

»Aus den Nachbarstaaten.«

»Nicht alle. Costa Rica und Kolumbien sind unsere nächsten Nachbarn.«

Die Bedienung, die uns zum Tisch geführt hatte, kam zurück und setzte sich bei Fidel aufs Knie. Er streichelte ihr sachte den Rücken.

»Clarissa«, sagte er, »erzähl bitte meinem nordamerikanischen Freund, warum diese Mädchen ihre Heimatländer verlassen haben.« Er deutete mit einem Kopfnicken zur Bühne. Drei neue Mädchen übernahmen die Kopfbedeckungen der anderen, die von der Bühne hüpfen und sich anzogen. Die Musik ging in eine Salsa über, und während die neuen Mädchen tanzten, ließen sie im Rhythmus der Musik alle Hüllen fallen.

Clarissa streckte die rechte Hand aus. »Ich freue mich, Sie kennen zu lernen«, sagte sie. Dann stand sie auf und griff nach unseren leeren Flaschen. »Um Fidels Frage zu beantworten, diese Mädchen sind vor der Gewalt in ihrer Heimat geflohen. Ich bringe euch noch zwei Flaschen Balboa.«

Als sie gegangen war, wandte ich mich an Fidel. »Ach was«, sagte ich, »die Mädchen kommen doch her, weil sie Dollars verdienen wollen.«

»Das auch. Aber warum stammen so viele aus Ländern, in denen faschistische Diktatoren herrschen?«

Ich sah wieder zur Bühne. Die drei jungen Frauen kicherten und warfen die Matrosenmütze wie einen Ball umher. Ich schaute Fidel in die Augen. »Meinen Sie das wirklich ernst?«

»Aber sicher«, erwiderte er. »Ich wünschte, sie wären freiwillig gekommen. Aber die meisten dieser Mädchen haben ihre Familie verloren – ihre Väter, ihre Brüder, ihre Ehemänner oder Freunde. Sie sind mit Folter und Tod aufgewachsen. Tanzen und Prostitution erscheinen ihnen vergleichsweise harmlos. Sie können hier eine Menge Geld verdienen und dann irgendwo anders neu anfangen, einen kleinen Laden kaufen, ein Café aufmachen ...«

Er wurde durch einen plötzlichen Tumult an der Bar unterbrochen. Ich sah, wie eine der Kellnerinnen mit der Faust gegen einen Soldaten ausholte. Er packte ihre Hand und verdrehte ihr Handgelenk. Sie kreischte und ging zu Boden. Der Soldat lachte und rief seinen Kumpels etwas zu. Auch sie lachten. Die Frau versuchte ihm mit der anderen Hand einen Schlag zu versetzen, da verdrehte er ihr Handgelenk noch stärker. Ihr Gesicht verzerrte sich vor Schmerz.

Die Militärpolizisten blieben an der Tür stehen und schauten gelassen zu. Fidel sprang auf und wollte zur Bar laufen. Einer der Männer am Nebentisch streckte eine Hand aus, um ihn aufzuhalten. »Tranquilo, hermano«, sagte er. »Bleib ruhig, Bruder. Enrique macht das schon.«

Ein großer, schlanker Panamaer kam hinter der Bühne hervor. Er bewegte sich flink wie eine Katze und war im Nu bei dem Soldaten. Mit einer Hand umfaßte er die Kehle des Mannes, während er ihm mit der anderen ein Glas Wasser ins Gesicht schüttete. Die Kellnerin robbte zur Seite. Mehrere Einheimische, die an den Wänden herumgestanden waren, bildeten nun einen schützenden Halbkreis um den Rausschmeißer. Er zog den Soldaten hoch, drückte ihn gegen die Bar und sagte etwas, was ich nicht hören konnte. Dann hob er seine Stimme und rief langsam auf Englisch, so daß ihn alle Anwesenden im Raum über die Musik verstanden.

»Die Kellnerinnen sind tabu für euch, und ihr rührt auch die anderen erst an, wenn ihr gezahlt habt.«

Nun griffen die beiden Militärpolizisten ein. Sie gingen auf die Panamaer zu. »Wir übernehmen das jetzt, Enrique«, sagten sie.

Der Rausschmeißer ließ den Soldaten auf den Boden sinken und drückte dessen Hals ein letztes Mal zusammen, so daß der Mann den Kopf nach hinten bog und einen Schmerzensschrei ausstieß.

»Hast du mich verstanden?« Der Mann ächzte. »Ja.« Der Rausschmeißer schubste den Soldaten den beiden Militärpolizisten zu. »Schafft ihn hier weg.«

13 Gespräche mit dem General

Die Einladung kam völlig unerwartet. Bei meinem Besuch 1972 saß ich eines Morgens in dem Büro, das man mir im Instituto de Recursos Hidraulicos y Electrificación zugewiesen hatte, der staatlichen Elektrizitätsgesellschaft Panamas. Ich brütete gerade über einer Statistik, als ein Mann sachte an meine offene Bürotür klopfte. Ich bat ihn herein, denn ich war froh über jeden Vorwand, der es mir erlaubte, mich von den Zahlen abzuwenden. Der Mann stellte sich als Fahrer des Generals vor und sagte, er solle mich zu einem Bungalow des Generals bringen.

Eine Stunde später saß ich an einem Tisch General Omar Torrijos gegenüber. Er trug panamaische Freizeitkleidung: eine Khakihose und ein kurzärmeliges, hellblaues Hemd mit einem dezenten grünen Muster. Er war groß, durchtrainiert und sah sehr gut aus. Für einen Mann mit seiner Verantwortung wirkte er außergewöhnlich entspannt. Eine dunkle Locke fiel ihm in die Stirn.

Er erkundigte sich nach meinen Reisen nach Indonesien, Guatemala und in den Iran. Diese drei Länder faszinierten ihn, doch besonders schien ihn Schah Mohammed Reza Pahlawi, der Herrscher des Iran, zu interessieren. Der Schah war 1941 an die Macht gekommen, nachdem die Briten und Franzosen seinen Vater gestürzt hatten, weil sie eine mögliche Zusammenarbeit mit Hitler fürchteten.²⁵

»Können Sie sich das vorstellen?«, fragte Torrijos. »Daß Sie an einer Verschwörung zum Sturz Ihres eigenen Vaters mitwirken?«

Panamas Staatschef wußte anscheinend gut Bescheid über die Geschichte dieses fernen Landes. Wir unterhielten uns darüber, wie der Schah 1951 den Rückhalt verloren und sein Ministerpräsident Mohammed Mossadegh ihn schließlich ins Exil gezwungen hatte. Torrijos wußte, wie weithin bekannt war, daß die CIA den Ministerpräsidenten als Kommunisten gebrandmarkt und interveniert hatte, um die Herrschaft des Schahs wiederherzustellen. Doch die Hintergründe, in die Claudine mich eingeweiht hatte, kannte er nicht – oder er erwähnte sie zumindest nicht. Er wußte vermutlich nichts über Kermit Roosevelts gerissene Manöver und darüber, daß dies der Beginn einer neuen Ära des Imperialismus gewesen war, gewissermaßen jenes Streichholz, das die Lunte entzündet und damit den Weg zur Weltherrschaft eröffnet hatte.

»Nachdem der Schah wieder eingesetzt worden war«, fuhr Torrijos fort, »begann er mit einer Reihe revolutionärer Programme, die auf die Entwicklung des industriellen Sektors zielten und den Iran in eine neue Zeit führen sollten.«

Ich fragte ihn, weshalb er so viel über die Geschichte des Iran wisse.

»Ich habe mich eben dafür interessiert«, antwortete er. »Ich halte nicht allzu viel von der Politik des Schahs – daß er sich dazu hergegeben hat, seinen Vater zu stürzen und zu einer Marionette der CIA zu werden –, aber anscheinend leistet er gute Arbeit für sein Land. Vielleicht kann ich etwas von ihm lernen. Wenn er überlebt.«

»Bezweifeln Sie das?«

»Er hat mächtige Feinde.«

»Und mit die besten Leibwächter der Welt.«

Torrijos warf mir einen ironischen Blick zu. »Seine Geheimpolizei SAVAK hat den Ruf einer skrupellosen Schlägerbande. Damit schafft man sich keine Freunde. Er wird sich wohl nicht mehr allzu lange halten können.« Er schwieg einen Moment, dann rollte er mit den Augen. »Leibwächter? Die habe ich auch.« Er deutete zur Tür. »Glauben Sie, sie könnten mein Leben retten, wenn Ihr Land mich beseitigen will?«

Ich fragte ihn, ob er das für möglich halte. Er zog die Augenbrauen auf eine Art hoch, daß ich mir dumm vorkam, diese Frage überhaupt gestellt zu haben. »Wir haben den Kanal. Der hat eine viel größere Bedeutung als Arbenz und United Fruit.«

Ich hatte mich mit Guatemala beschäftigt und verstand sofort, was Torrijos meinte. Die United Fruit Company war für Guatemala dasselbe gewesen wie der Kanal für Panama. Die Ende des 19. Jahrhunderts gegründete United Fruit hatte sich rasch zu einem der bedeutendsten Machtfaktoren in Zentralamerika entwickelt. Anfang der fünfziger Jahre war der Reformkandidat Jacobo Arbenz zum Präsidenten Guatemalas gewählt worden, in einer Wahl, die in der gesamten amerikanischen Hemisphäre als ein Musterbeispiel für Demokratie gepriesen wurde. Zu dieser Zeit besaßen in Guatemala weniger als 3% der Bevölkerung 70% des fruchtbaren Landes. Arbenz versprach, den Armen zu helfen, und nahm gleich nach seiner Amtsübernahme eine umfassende Landreform in Angriff.

»Überall in Lateinamerika begeisterten sich die Armen und die Mittelschichten für Arbenz«, erklärte Torrijos. »Er zählte zu meinen persönlichen Helden. Aber wir hielten auch den Atem an. Wir wußten, daß United Fruit gegen diese Landreform war, weil ihre Geschäftspartner zu den größten Grundbesitzern und skrupellosesten Ausbeutern in Guatemala gehörte. Die United Fruit besaß darüber hinaus große Plantagen in Kolumbien und Costa Rica, auf Kuba und Jamaika, in Nicaragua, auf Santo Domingo und hier in Panama. Sie konnte es nicht zulassen, daß Arbenz uns auf gefährliche Ideen brachte.«

Ich wußte, was nun kommen würde: United Fruit startete in den USA eine große PR-Kampagne, um die amerikanische Öffentlichkeit und den Kongreß davon zu überzeugen, daß Arbenz an einer Verschwörung der Sowjets beteiligt und Guatemala ein Satellit der Sowjetunion geworden sei. Im Jahr 1954 inszenierte die CIA einen Putsch. Amerikanische Kampfpiloten bombardierten Guatemala-Stadt, die demokratisch gewählte Regierung Arbenz wurde gestürzt und durch Oberst Carlos Castillo Armas ersetzt, einen brutalen rechten Diktator.

Die neue Regierung verdankte ihre Existenz der United Fruit Company. Zum Dank machte sie die Landreform rückgängig, schaffte die Steuern auf Kapitalerträge und Dividenden ab, die an ausländische Investoren flossen, hob das Prinzip der geheimen Wahl auf und warf Tausende ihrer Gegner ins Gefängnis. Jeder, der etwas gegen Castillo sagte, wurde verfolgt. Historiker machen die Allianz zwischen der United Fruit, der CIA und der guatemaltekischen Armee für die Gewalt und den Terrorismus verantwortlich, die das Land in den folgenden Jahrzehnten verheerten.²⁶

»Arbenz ertrank 1971 in seiner Badewanne in Mexico-Stadt«, fuhr Torrijos fort. »Wer ertrinkt schon in der Badewanne? Der Mann wurde als Politiker und als Mensch fertig gemacht.« Er schwieg einen Augenblick und legte die Stirn in Falten. »Wieso haben die Amerikaner den ganzen Mist geglaubt, den ihnen die CIA erzählte? Ich würde nicht so schnell aufgeben. Das Militär hier ist mein Volk. Es würde nicht reichen, mich politisch fertig zu machen.« Er lächelte. »Die CIA müßte mich schon umbringen!«

Wir saßen eine Weile schweigend da, während jeder seinen Gedanken nachhing. Dann ergriff Torrijos wieder das Wort. »Wissen Sie, wem United Fruit gehört?«, fragte er.

»Zapata Oil, der Firma von George Bush – unserem UN-Botschafter.

»Ein ehrgeiziger Mann.« Torrijos beugte sich nach vorn und senkte die Stimme. »Und ich lege mich jetzt mit seinen Kumpels bei Bechtel an.«

Diese Aussage überraschte mich. Bechtel war der größte Anlagenbauer der Welt und arbeitete bei vielen Projekten mit MAIN zusammen. In Bezug auf den Masterplan für Panama hatte ich jedoch angenommen, daß Bechtel zu unseren Hauptkonkurrenten gehören würde. »Wie meinen Sie das?«

»Wir erwägen, einen neuen Kanal zu bauen, der auf Höhe des Meeresspiegels liegen soll und deshalb keine Schleusen bräuchte. Auch größere Schiffe sollen ihn befahren können. Möglicherweise sind die Japaner daran interessiert, ihn zu finanzieren.«

»Sie sind die größten Kunden des alten Kanals.«

»Richtig. Aber wenn sie das Geld zur Verfügung stellen, erhalten sie auch den Bauauftrag.«

Ich war verblüfft. »Dann wird Bechtel leer ausgehen.«

»Beim größten Bauvorhaben in der jüngeren Geschichte.«

Er machte eine kurze Pause. »Präsident von Bechtel ist George Shultz, Nixons Finanzminister. Sie können sich vorstellen, daß er schäumt vor Wut. Bei Bechtel wimmelt es von Kumpels von Nixon, Ford und Bush. Ich habe mir sagen lassen, daß die Bechtel-Familie in der Republikanischen Partei die Strippen zieht.«

Diese Unterhaltung beunruhigte mich. Ich gehörte zu jenen Leuten, die für jenes System kämpften, das er so verabscheute, und ich war mir sicher, daß er das ebenfalls wußte. Mit meinem Vorhaben, ihn dafür zu gewinnen, internationale Kredite anzunehmen und dafür Aufträge an US-amerikanische Baufirmen zu vergeben, würde ich wohl gegen eine Betonmauer laufen. Ich entschloß mich, ihn unverblümt zu fragen, worauf er hinauswollte. »General«, sagte ich, »warum haben Sie mich hierher eingeladen?«

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr und lächelte. »Ja, es wird Zeit, daß wir uns wieder unseren Geschäften widmen. Panama braucht Ihre Hilfe. Ich brauche Ihre Hilfe.«

Ich war erstaunt. »Meine Hilfe? Was kann ich für Sie tun?«

»Wir werden uns den Kanal zurückholen. Aber das genügt nicht.« Er entspannte sich in seinem Sessel. »Wir müssen auch zu einem Modell werden. Wir müssen zeigen, daß wir uns um die Armen kümmern, und wir müssen unter Beweis stellen, daß unsere Entschlossenheit, unsere Unabhängigkeit zu erlangen, nicht von Rußland, China oder Kuba gesteuert wird. Wir müssen zeigen, daß Panama ein vernünftiges Land ist, daß wir nicht gegen die Vereinigten Staaten sind, sondern für die Rechte der Armen.«

Er schlug die Beine übereinander. »Dazu müssen wir uns eine wirtschaftliche Grundlage schaffen, die einzigartig ist in der amerikanischen Hemisphäre. Elektrizität, ja – aber Elektrizität, die auch die Ärmsten der Armen erreicht und subventioniert wird. Dasselbe gilt für das Verkehrs- und das Kommunikationswesen. Und besonders für die Landwirtschaft. All dies erfordert Geld – Geld von Ihnen, von der Weltbank und der Interamerikanischen Entwicklungsbank.«

Abermals beugte er sich nach vorn. Er sah mir in die Augen. »Ich weiß sehr wohl, daß Ihre Firma mehr Arbeit will und daß sie das normalerweise dadurch erreicht, daß sie die Projekte übermäßig aufbläht – breitere Straßen, größere Kraftwerke, tiefere Häfen. Aber dieses Mal ist es anders. Geben Sie mir, was für mein Volk am besten ist, und ich gebe Ihnen die Aufträge, die Sie wollen.«

Sein Vorschlag kam völlig unerwartet und schockierte und erregte mich gleichermaßen. Torrijos' Verhalten widersprach allem, was ich bei MAIN gelernt hatte. Natürlich wußte Torrijos, daß die Auslandshilfe eine Heuchelei war – er mußte es einfach wissen. Sie diente dazu, ihn persönlich reich zu machen und sein Land in Schulden zu stürzen. Ihr Zweck bestand darin, Panama in dauerhafte Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten und der Koporatokratie zu bringen. Auslandshilfe sollte dazu beitragen, die Doktrin der Manifest Destiny in Lateinamerika durchzusetzen und den Kontinent dauerhaft Washington und der Wall Street zu unterwerfen. Torrijos wußte zweifellos, daß dem System die Annahme zugrunde lag, alle Staatsführer wären käuflich. Und er wußte auch,

daß seine Entscheidung, dieses Geld nicht zu seiner persönlichen Bereicherung zu verwenden, als Gefahr aufgefaßt werden würde, als ein neuartiger Dominostein, der eine Kettenreaktion in Gang setzen und am Ende vielleicht das gesamte System zum Einsturz bringen konnte.

Ich blickte über den Tisch zu diesem Mann, der zweifellos verstanden hatte, daß ihm der Kanal eine außergewöhnliche Macht verlieh, durch die er aber auch in eine besonders schwierige Lage geriet. Er mußte vorsichtig sein. Er hatte sich bereits einen Namen gemacht unter den Führern der Entwicklungsländer. Wenn er wie sein Vorbild Arbenz an seinen Ideen und Zielen festhielt, würde die Welt auf ihn aufmerksam werden. Wie würde das System reagieren? Genauer gesagt – die US-Regierung? In der Geschichte Lateinamerikas wimmelt es von toten Helden.

Mir war auch klar, daß ich einem Mann gegenüber saß, der alle Rechtfertigungen in Frage stellte, die ich mir für mein eigenes Handeln zurechtgelegt hatte. Dieser Mann hatte zweifellos seine Fehler und Schwächen, aber er war kein Pirat – kein Henry Morgan oder Francis Drake –, keiner dieser draufgängerischen Abenteurer, die Kaperbriefe von englischen Königen zur Bemäntelung von Piraterie benutzten. Das Bild auf dem Plakat diente nicht der üblichen verlogenen Propaganda. »Omars Ideal ist die Freiheit; das Geschloß ist noch nicht erfunden, das ein Ideal töten kann!« Hatte nicht auch Thomas Paine einmal Ähnliches geschrieben? Dennoch kam ich ins Grübeln. Vielleicht starben Ideale nicht, aber was war mit den Männern, die sie vertraten? Che, Arbenz, Allende. Und damit tauchte eine weitere Frage auf: Wie würde ich reagieren, falls auch Torrijos zum Märtyrer werden sollte?

Als ich mich verabschiedete, waren wir übereingekommen, daß MAIN den Auftrag erhalten würde und daß ich mich darum kümmern sollte, daß wir Torrijos' Vorgaben erfüllten.

14 Eine neue und finstere Epoche der Wirtschaftsgeschichte

Als Chefökonom leitete ich nicht nur eine Abteilung bei MAIN und war verantwortlich für die Studien, die wir weltweit durchführten, sondern man erwartete von mir auch, daß ich mit aktuellen wirtschaftlichen Trends und Theorien vertraut war. Anfang der siebziger Jahre vollzogen sich in der Weltwirtschaft weitreichende Veränderungen.

In den sechziger Jahren hatte sich eine Reihe von Ländern zur OPEC zusammengeschlossen, einem Kartell Erdöl exportierender Staaten, um ein Gegengewicht zu den großen Mineralölkonzernen zu schaffen. Auch der Iran spielte dabei eine wichtige Rolle. Obwohl der Schah seine Position und möglicherweise auch sein Leben der heimlichen Intervention der USA bei seinem Kampf gegen Mossadegh verdankte – oder vielleicht gerade deswegen –, war er sich wohl bewußt, daß er jederzeit wieder in Bedrängnis geraten konnte. Auch die Führer der anderen ölreichen Länder teilten diese Besorgnis und die Befürchtungen, die damit verbunden waren. Sie wußten auch, daß sich die großen multinationalen Ölkonzerne, die man als die »Sieben Schwestern« bezeichnete, gemeinsam bemühten, den Preis für Rohöl – und dadurch auch die Zahlungen, die sie an die Erdöl exportierenden Staaten leisteten – möglichst niedrig zu halten, um ihre Gewinne zu steigern. Die OPEC sollte nun ein Gegengewicht zu diesem Kartell bilden.

Anfang der siebziger Jahre schließlich spitzte sich dieser Konflikt zu, als die OPEC die großen Industrieländer in die Knie zwingen wollte. Eine Reihe von konzertierten Aktionen, die 1973 in der Verhängung eines Ölembargos gipfelten, das durch lange Schlangen vor den amerikanischen Tankstellen symbolisiert wurde, schien eine ökonomische Katastrophe vergleichbar der Weltwirtschaftskrise der dreißiger Jahre heraufzubeschwören. Diese erste Ölkrise war ein Schock für die Volkswirtschaften der Industrieländer, dessen Ausmaß nur wenige Beobachter richtig erkannten.

Die Ölkrise hätte für die USA zu keinem ungünstigeren Zeitpunkt kommen können. Das Land war verunsichert, voller Ängste und Selbstzweifel, mußte die demütigende Niederlage in Vietnam verarbeiten und hatte einen Präsidenten, der kurz vor dem Rücktritt stand. Nixons Probleme beschränkten sich aber nicht auf Südostasien und Watergate. Er war zu einer Zeit auf die politische Bühne getreten, die man im Rückblick als den Übergang in eine neue Ära der Weltpolitik und der Weltwirtschaft einstufen muß. Zu dieser Zeit hatte es den Anschein, als könnten die »Davids« tatsächlich die »Goliaths« besiegen.

Ich war fasziniert von den weltpolitischen Ereignissen. Ich lebte nicht schlecht vom Geld der Korporatokratie, doch insgeheim freute ich mich auch, wenn meine Herren in die Schranken gewiesen wurden. Dadurch glaubte ich meine Schuldgefühle ein wenig abmildern zu können. Ich sah, wie der Schatten von Thomas Paine am Spielfeldrand auftauchte und die OPEC anfeuerte.

Niemand konnte damals die volle Tragweite des Ölembargos abschätzen. Wir hatten natürlich unsere Theorien, aber wir konnten nicht voraussehen, was in den folgenden Jahren erkennbar wurde. Heute wissen wir, daß sich die Wachstumsraten nach der Ölkrise halbierten im Vergleich zu jenen, die in den fünfziger und sechziger Jahren gemessen worden waren, und daß sie unter einem erheblich höheren Inflationsdruck erwirtschaftet werden mußten. Das Wachstum war jetzt strukturell anders und schuf nicht mehr so viele Arbeitsplätze, so daß die Arbeitslosigkeit stieg. Zu allem Überflus erlitt auch das Weltwährungssystem einen schweren Schlag; das System der festen Wechselkurse, das seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs gegolten hatte, brach zusammen.

Damals diskutierte ich häufig mit Freunden und Bekannten beim Essen oder bei einem Bier nach der Arbeit über diese Dinge. Einige dieser Personen arbeiteten für mich – zu meinen Mitarbeitern gehörten blitzgescheite Männer und Frauen, meist noch ziemlich jung, die überwiegend Freigeister waren, zumindest nach herkömmlichen Begriffen. Andere waren bei Denkfabriken in Boston beschäftigt oder hatten Professuren an örtlichen Universitäten, und einer arbeitete als Assistent für einen Kongreßabgeordneten des Bundesstaats. Dies waren rein informelle Treffen, an denen bisweilen nur zwei Leute teilnahmen, obwohl gelegentlich auch ein Dutzend kam. Unsere Zusammenkünfte waren immer recht lebhaft, und es ging hoch her.

Wenn ich mich an diese Diskussionen erinnere, bin ich peinlich berührt wegen des Überlegenheitsgefühls, das ich oft empfand. Ich wußte Dinge, über die ich nicht reden durfte. Meine Freunde brüsteten sich manchmal mit ihren Referenzen und Verbindungen – mit Kontakten nach Beacon Hill oder Washington, zu Professoren und Wissenschaftlern und ich präsentierte mich als Chefvolkswirt einer großen Consultingfirma, der weit in der Welt herumkam und First Class reiste. Doch ich durfte nichts erzählen von meinen persönlichen Gesprächen mit Männern wie Torrijos oder davon, auf welche Weise wir Länder auf allen Kontinenten manipulierten. Dies machte mich einerseits überheblich, doch andererseits war ich auch bis zu einem gewissen Grade frustriert.

Wenn wir über die Macht der Kleinen sprachen, mußte ich mir auf die Zunge beißen. Ich wußte einiges, wovon die anderen keine Ahnung haben konnten. Ich wußte, daß die Korporatokratie, ihre EHM-Trupps und die Schakale, die im Hintergrund lauerten, die Kleinen niemals hochkommen lassen würden. Ich brauchte nur auf die Beispiele von Arbenz und Mossadegh zu verweisen oder auf Salvador Allende, den demokratisch gewählten Präsidenten Chiles, dessen Sturz 1973 erst wenige Jahre zurücklag. Mir war klar, daß der Würgegriff des globalen Imperiums immer fester wurde, trotz der OPEC – oder wie ich bereits damals vermutete, aber erst später bestätigt bekam – mit Hilfe der OPEC.

Unsere Unterhaltungen drehten sich häufig um die Ähnlichkeiten, die zwischen dem Anfang der siebziger und dem Anfang der dreißiger Jahre bestanden. Letztere hatten eine grundlegende Neuorientierung in der Weltwirtschaft, aber auch in der Untersuchung, der Analyse und der Wahrnehmung der weltwirtschaftlichen Vorgänge eingeleitet. Der Börsenkrach von 1929 und die folgenden Jahre hatten dem keynesianischen Ansatz und der Auffassung zum Durchbruch verholfen, daß der Staat eine aktive Rolle spielen sollte bei der Steuerung der Wirtschaft und der Bereitstellung von Dienstleistungen wie Gesundheitsversorgung, Arbeitslosenversicherung und anderen sozialen Unterstützungsmaßnahmen. Wir hatten uns von der überkommenen Vorstellung verabschiedet, daß sich die Märkte selbst regulierten und der Staat sich so weit wie möglich aus der Wirtschaft heraushalten sollte.

Der Weltwirtschaftskrise begegnete man in den USA mit der Politik des New Deal, der eine stärkere wirtschaftliche Regulierung, eine Erhöhung der öffentlichen Ausgaben und den vermehrten Einsatz fiskalpolitischer Maßnahmen beinhaltete. Darüber hinaus führten die Depression und der Zweite Weltkrieg zur Gründung internationaler Organisation wie der Weltbank und des Internationalen Währungsfonds (IWF) sowie zum Abschluß des Allgemeinen Zoll- und Handelsabkommens (GATT). Der Übergang vom neoklassischen zum keynesianischen Modell wurde in den USA vor allem in den sechziger Jahren unter den Regierungen Kennedy und Johnson vorangetrieben. Besonders einflußreich in diesem Zusammenhang war ein einzelner Mann: Robert McNamara.

McNamara war häufig anwesend bei unseren Diskussionsrunden – natürlich nur im Geiste. Wir alle hatten seinen kometenhaften Aufstieg vor Augen. Nachdem er 1949 als Planungsleiter und Finanzanalyst in die Ford Motor Company eingetreten war, wurde er

1960 Präsident und war damit der erste Ford-Chef, der nicht im Unternehmen groß geworden war. Kurze Zeit später ernannte ihn Kennedy zu seinem Verteidigungsminister.

McNamara war in der US-Regierung ein starker Verfechter der keynesianischen Denkschule und nutzte mathematische Modelle und statistische Verfahren, um Truppenstärken, die Verteilung der Finanzmittel und andere Strategien in Vietnam zu gestalten. Sein Eintreten für »entschlossene Führung« wurde zum Leitmotiv nicht nur für hohe Regierungsmitarbeiter, sondern auch für Firmenchefs. Dieses Konzept entwickelte sich in den wichtigsten Business Schools des Landes zur neuen philosophischen Grundlage für die Ausbildung von Managern und trug maßgeblich dazu bei, daß eine neue Generation von Unternehmenslenkern heranwuchs, die das Streben nach globaler Vorherrschaft energisch vorantrieben.²⁷

In unseren weltpolitischen Diskussionen faszinierte uns McNamara vor allem in seiner Funktion als Präsident der Weltbank, eine Position, die er kurz nach seinem Ausscheiden als Verteidigungsminister übernommen hatte. Die meisten meiner Freunde hoben darauf ab, daß er den »Militärisch-Industriellen Komplex« repräsentierte. Er hatte eine Spitzenposition in einem großen Konzern gehabt, hatte einer Regierung angehört und leitete jetzt die mächtigste Bank der Welt. Diese offensichtliche Außerkraftsetzung der Gewaltenteilung beunruhigte viele von uns; ich war vermutlich der Einzige in diesem Kreis, den dies nicht im Geringsten überraschte.

Heute bin ich der Ansicht, daß Robert McNamaras größte und zugleich verwerflichste historische Leistung darin bestand, daß er die Weltbank in einem bis dahin nicht gekannten Ausmaß zur Agentin des globalen Imperiums machte. Außerdem brachte er etwas zustande, was keinem zuvor gelungen war. Er schaffte es, die Kluft zwischen den wichtigsten Fraktionen der Korporatokratie zu überbrücken – was von seinen Nachfolgern weiter vorangetrieben wurde. George Shultz beispielsweise war Finanzminister und Vorsitzender des Council on Economic Policy unter Nixon, arbeitete als Präsident von Bechtel und wurde unter Reagan schließlich Außenminister. Caspar Weinberger war einer der Vizepräsidenten und Chefsyndikus von Bechtel und wurde unter Reagan Verteidigungsminister. Richard Helms war unter Präsident Johnson CIA-Direktor und wurde unter Nixon Botschafter im Iran. Richard Cheney fungierte unter George Bush senior als Verteidigungsminister, ging dann zu Halliburton und wurde unter George Bush junior Vizepräsident. Präsident George Bush senior begann seine Karriere als Gründer der Firma Zapata Petroleum, war unter den Präsidenten Nixon und Ford US-Botschafter bei den Vereinten Nationen und wurde unter Ford CIA-Direktor.

Rückblickend bin ich verblüfft über die damalige Naivität meiner Zeitgenossen. In vielfacher Hinsicht hingen wir noch immer den überkommenen Vorstellungen vom Aufbau eines Imperiums an. Kermit Roosevelt hatte uns eine bessere Möglichkeit gezeigt, als er im Iran einen demokratischen Regierungschef stürzte und einen despotischen Kaiser an dessen Stelle setzte. Als EHM realisierten wir viele Ziele unseres Staates in Ländern wie Indonesien und Ecuador, aber Vietnam zeigte eindringlich, wie schnell wir in alte Muster zurückfallen konnten.

Es war Saudi-Arabien, die Führungsmacht der OPEC, die dies ändern sollte.

15 Das Saudi-Arabische Geldwäscheprojekt

Ein Diplomat aus Saudi-Arabien zeigte mir 1974 Fotos von Riad, der Hauptstadt seines Landes. Darunter war auch ein Bild, auf dem eine Herde von Ziegen zu sehen war. Die Tiere wühlten vor einem Regierungsgebäude zwischen Müllhaufen herum. Als ich den Diplomaten fragte, was die Ziegen hier zu suchen hätten, erhielt ich eine Antwort, die mich schockierte. Er erklärte mir, diese Ziegen seien das wichtigste Müllentsorgungssystem der Stadt. »Es wäre unter der Würde eines Saudi, Müll einzusammeln«, sagte er. »Das überlassen wir den Tieren.« Ziegen! In der Hauptstadt des größten Öllandes der Welt. Ich konnte es kaum fassen.

Damals gehörte ich einer Gruppe von Consultants an, die eine Lösungsmöglichkeit für die Ölkrise zu finden versuchten. Diese Ziegen brachten mich auf die Idee, wie eine solche Lösung aussehen könnte, vor allem wenn man das Entwicklungsmuster des Landes in den vergangenen drei Jahrhunderten berücksichtigte.

Die Geschichte Saudi-Arabiens ist gekennzeichnet von Gewalt und religiösem Fanatismus. Im 18. Jahrhundert verbündete sich Mohammed ibn Saud, ein lokaler Kriegsfürst, mit den Fundamentalisten der ultrakonservativen Sekte der Wahhabiten. Diese Allianz sollte sich als sehr mächtig erweisen, und im Laufe der folgenden zwei Jahrhunderte unterwarf die Familie Saud mit ihren wahhabitischen Bundesgenossen den größten Teil der arabischen Halbinsel und eroberte auch Mekka und Medina, die beiden heiligsten Stätten des Islam.

Die saudische Gesellschaft wurde geprägt durch den puritanischen Idealismus ihrer Gründer, die eine rigide Auslegung des Korans durchsetzten. Die Religionspolizei sorgte dafür, daß die fünf Gebetszeiten am Tag eingehalten wurden. Frauen mußten sich von Kopf bis Fuß verschleiern. Kriminelle wurden sehr hart bestraft; öffentliche Hinrichtungen und Steinigungen waren an der Tagesordnung. Bei meinem ersten Besuch in Riad war ich verblüfft, als mir mein Fahrer erklärte, daß ich meinen Fotoapparat, meinen Aktenkoffer und sogar meine Brieftasche offen im Wagen liegen lassen könne, den er unabgesperrt in der Nähe eines Marktes parkte.

»Niemand wird auf die Idee kommen, etwas zu stehlen«, sagte er. »Dieben wird hier die Hand abgehackt.«

Im weiteren Verlauf dieses Tages fragte er mich, ob ich Lust hätte, zum sogenannten Chop Chop Square zu fahren und mir eine öffentliche Enthauptung anzusehen. Aufgrund des rigiden Regiments der Wahhabiten waren die Straßen sicher vor Dieben – und Gesetzesbrecher erwarteten die grausamsten körperlichen Strafen. Ich lehnte das Angebot ab.

Die Auffassung der Saudis, daß die Religion ein wichtiger Bestandteil der Politik und der Wirtschaft ist, trug zur Verhängung des Ölembargos bei, das die westliche Welt erschütterte. Am 6. Oktober 1973 (an Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag) griffen Ägypten und Syrien gleichzeitig Israel an. Dies war der Beginn des vierten und erbittertsten arabisch-israelischen Krieges. Der ägyptische Staatspräsident Sadat drängte den saudischen König Faisal dazu, gegen die Vereinigten Staaten von Amerika wegen ihrer engen Zusammenarbeit mit Israel die »Ölwaffe« einzusetzen, wie er es nannte. Am 16. Oktober verkündeten der Iran und fünf arabische Golfstaaten einschließlich Saudi-Arabiens, daß sie den Ölpreis um 70% erhöhen würden.

Auf einem Treffen in Kuwait-Stadt diskutierten die arabischen Ölminister über weitere mögliche Schritte. Der Vertreter des Irak verlangte, massiv gegen die USA vorzugehen. Er appellierte an die Delegierten, amerikanische Unternehmen in arabischen Ländern zu verstaatlichen, ein totales Ölembargo gegen die Vereinigten Staaten sowie alle Länder

zu verhängen, die freundschaftliche Beziehungen zu Israel pflegten, und arabisches Kapital aus allen amerikanischen Banken abzuziehen. Er wies darauf hin, daß auf den arabischen Bankkonten beträchtliche Summen lägen und diese Maßnahme eine Panik wie 1929 hervorrufen könnte.

Andere arabische Ölminister sträubten sich gegen ein derart radikales Vorgehen, doch am 17. Oktober faßten sie den Entschluß, ein begrenztes Embargo zu verhängen, das mit einer Produktionskürzung um 5% beginnen sollte. Anschließend wollten sie die Ölförderung jeden Monat um weitere 5% drosseln, bis sie ihre politischen Ziele durchgesetzt hätten. Sie waren sich darüber einig, daß die USA für ihre israelfreundliche Haltung bestraft werden müßten. Mehrere der beteiligten Länder erklärten, sie würden die Förderung nicht um fünf, sondern um 10% senken.

Am 19. Oktober bat Präsident Nixon den Kongreß, Hilfen für Israel in Höhe von 2,2 Milliarden Dollar zu bewilligen. Am 20. Oktober stoppten Saudi-Arabien und andere arabische Erdölstaaten ihre Öllieferungen in die USA vollständig.²⁸

Das Ölembargo endete am 18. März 1974. Es hatte zwar nicht lange gedauert, aber die Folgen waren gravierend und einschneidend. Der Verkaufspreis für saudisches Öl stieg von 1,39 Dollar pro Barrel am 1. Januar 1970 auf 8,32 Dollar pro Barrel am 1. Januar 1974.²⁹ Die Politiker und auch die späteren Regierungen vergaßen nie die Lektionen, die sie Anfang bis Mitte der siebziger Jahre bekamen. Langfristig trugen die Erschütterungen dieser wenigen Monate dazu bei, die Koporatokratie zu stärken; ihre drei Säulen – Großkonzerne, internationale Banken und Regierungen – kooperierten nun so eng wie nie zuvor. Diese Kooperation sollte sich als dauerhaft erweisen.

Das Ölembargo hatte auch nachhaltige Veränderungen der Einstellungen und der Politik zur Folge. Die Wall Street und Washington gelangten zu der Auffassung, daß ein derartiges Embargo nie wieder hingenommen werden dürfe. Die lebenswichtigen Ressourcen der USA zu schützen, hatte schon immer vorrangige Bedeutung besessen; nach 1973 wurde es zur Obsession. Durch das Embargo stieg Saudi-Arabien zu einem wichtigen Akteur in der Weltpolitik auf, und Washington mußte erkennen, daß das Land eine strategische Bedeutung für die amerikanische Wirtschaft besaß. Darüber hinaus zwang es die Führer der großen US-Konzerne, nach Mitteln und Wegen zu suchen, um möglichst viele Petrodollars wieder nach Amerika zu leiten, und sich mit der Tatsache auseinanderzusetzen, daß es der saudischen Regierung an den administrativen und institutionellen Voraussetzungen fehlte, um mit dem rapide wachsenden Reichtum des Landes richtig umzugehen.

Für Saudi-Arabien waren die zusätzlichen Einnahmen aus dem gestiegenen Ölpreis nicht nur ein Segen. Zwar flossen einerseits Milliardenbeträge in die Staatskasse, was aber andererseits dazu beitrug, einige der strengen religiösen Überzeugungen der Wahhabiten zu untergraben. Wohlhabende Saudis reisten durch die Welt. Sie besuchten Schulen und Universitäten in Europa und den Vereinigten Staaten. Sie kauften sich schicke Autos und richteten ihre Häuser auf westliche Art ein. Die konservativen religiösen Werte wurden durch eine neue Form von Materialismus ersetzt – und gerade dieser Materialismus bot uns die Chance, die Gefahr weiterer Ölkrisen zu bannen.

Kurz nach Beendigung des Embargos begann Washington mit den Saudis zu verhandeln, bot ihnen technische Unterstützung an sowie Waffen und militärische Ausbildung und eröffnete ihnen die Möglichkeit, ihr Land in das 20. Jahrhundert zu führen. Als Gegenleistung wurden Petrodollars und die Zusicherung gefordert, daß es nie wieder ein Ölembargo geben werde. Diese Verhandlungen führten zur Gründung einer ganz außergewöhnlichen Organisation, der *Joint Economic Commission* zwischen den USA und Saudi-Arabien (JECOR). Sie beruhte auf einem innovativen Konzept, das sich grundlegend von der traditionellen Auslandshilfe unterschied: Amerikanische Firmen sollten ausschließlich mit *saudischem* Geld den Aufbau Saudi-Arabiens vorantreiben.

Obwohl diese Kommission formal dem US-Finanzministerium zugeordnet wurde, das sie auch mit Geld ausstattete, agierte sie völlig unabhängig. In einem Zeitraum von 25 Jahren gab sie viele Milliarden Dollar aus, ohne sich jemals gegenüber dem Kongreß verantworten zu müssen. Weil es nicht um amerikanische Steuergelder ging, hatte der Kongreß keinerlei Kontrollbefugnisse. In einer detaillierten Studie über JECOR stellten David Holder und Richard Johns fest: »Dies war das bedeutendste Abkommen dieser Art, das die USA jemals mit einem Entwicklungsland abschlossen. Es war dazu geschaffen, die USA eng mit dem Königreich zu verbinden und die gegenseitige Abhängigkeit beider Staaten zu festigen.«³⁰

In einem frühen Stadium dieser Zusammenarbeit engagierte das Finanzministerium MAIN als Beratungsfirma. Ich wurde zu einer Besprechung eingeladen, in der man mir mitteilte, daß meine Aufgabe sehr heikel sei und ich alles, was ich erfuhr und was ich unternahm, absolut vertraulich zu behandeln habe. Mir kam das Ganze wie eine Geheimoperation vor. Man versuchte damals, mir gegenüber den Anschein zu erwecken, daß MAIN die führende Consultingfirma bei diesem Unternehmen sei; später aber fand ich heraus, daß wir nur eines von mehreren Beratungsunternehmen waren, deren Fachwissen gebraucht wurde.

Da sich alles unter höchster Geheimhaltung abspielte, erfuhr ich nichts über die Gespräche des Finanzministeriums mit anderen Consultants und vermag daher nicht mit Sicherheit zu sagen, wie wichtig meine Rolle bei diesen Vorgängen war, die einen Präzedenzfall schufen. Ich weiß aber, daß im Zuge dieser Unternehmung neue Standards für die EHM geschaffen und Alternativen entwickelt wurden zu den herkömmlichen Arten der Durchsetzung des imperialen Anspruchs. Ich weiß auch, daß die meisten Szenarien, die aus meinen Studien hervorgingen, schließlich auch umgesetzt wurden, und daß MAIN einen der ersten großen – und äußerst lukrativen – Aufträge in Saudi-Arabien erhielt, der mir im betreffenden Jahr einen stattlichen Bonus einbrachte.

Meine Aufgabe bestand darin, Prognosen darüber zu erstellen, wie sich Saudi-Arabien entwickeln würde, wenn große Geldbeträge in seine Infrastruktur investiert werden würden, und Szenarien für die Verwendung dieser Gelder zu entwerfen. Kurz gesagt, ich sollte meiner Phantasie freien Lauf lassen, um die Einspeisung Hunderter Millionen Dollar in die saudische Wirtschaft zu rechtfertigen, und zwar unter Bedingungen, die es US-amerikanischen Anlagenbauern ermöglichten, bei dieser Entwicklung eine maßgebliche Rolle zu spielen. Ich wurde angewiesen, diese Arbeit allein und ohne meine Mitarbeiter zu erledigen, und man brachte mich in einem kleinen Konferenzraum unter, der mehrere Stockwerke über den Büros meiner Abteilung lag. Ich bekam die Ermahnung mit auf den Weg, daß meine Arbeit zum einen für die nationale Sicherheit wichtig sei und sich zum anderen für MAIN als sehr lukrativ erweisen könne.

Ich hatte natürlich begriffen, daß es hier nicht um das übliche Ziel ging – dem Land Schulden aufzubürden, die es nie mehr zurückzahlen konnte –, sondern darum, Mittel und Wege zu finden, um sicherzustellen, daß möglichst viele Petrodollars wieder zurück in die Vereinigten Staaten strömten. Im Verlauf dieses Prozesses würde sich die Wirtschaft Saudi-Arabiens immer stärker mit unserer verflechten und von ihr abhängig werden, und das Land würde sich wahrscheinlich auch weiter verwestlichen und unserem Wirtschaftssystem gegenüber aufgeschlossener werden.

Nachdem ich mich an die Arbeit gemacht hatte, erkannte ich, daß die Ziegen, die durch die Straßen Riads zogen, der symbolische Schlüssel waren; sie waren ein Symbol aller Schwächen der Saudis, die inzwischen um die Welt jetteten. Diese Ziegen mußten durch etwas ersetzt werden, das der Würde dieses Wüstenkönigreichs entsprach. Nur so konnten die Saudis Anschluß finden an die moderne Welt. Ich wußte auch, daß die OPEC-Ökonomen die Ölstaaten dazu drängten, sich um eine höhere Wertschöpfung aus ihrem Erdöl zu bemühen. Anstatt nur Rohöl zu exportieren, sollten sie eigene Industrien

aufbauen, das Erdöl weiterverarbeiten und aus Öl Produkte herstellen, die sie der übrigen Welt zu höheren Preisen verkaufen konnten. Kurzum, sie wollten die Gewinne steigern.

Diese zweifache Erkenntnis bildete die Grundlage für eine Strategie, die ich für alle Beteiligten für vorteilhaft hielt. Die Ziegen waren natürlich nur der Anstoß gewesen. Mittels der Öleinnahmen konnten sich die Saudis von US-Firmen Müllsammel- und Müllbeseitigungsanlagen auf dem modernsten Stand der Technik bauen lassen und dadurch die Ziegen ersetzen.

Mir erschienen die Ziegen lediglich als die eine Seite einer Gleichung, die sich auf alle Bereiche der Wirtschaft des Königreiches anwenden ließ, einer Erfolgsformel, mit der sich die Interessen der saudischen Königsfamilie, des US-Finanzministeriums und meiner Vorgesetzten bei MAIN unter einen Hut bringen ließen. Auf dieser Grundlage konnte Geld zum Aufbau eines industriellen Sektors eingesetzt werden, in dem Rohöl zu Fertigprodukten für den Export verarbeitet werden sollte. Große petrochemische Anlagen würden in der Wüste entstehen, und um sie herum würden sich Industrieparks entwickeln. Natürlich erforderte die Umsetzung eines solchen Plans auch die Schaffung von Stromerzeugungskapazitäten in der Größenordnung von Tausenden Megawatt, den Bau von Übertragungs- und Verteilungsleitungen, von Straßen und Pipelines, den Aufbau von Kommunikationsnetzen und Transportsystemen, einschließlich neuer Flughäfen, verbesserter Seehäfen und einer Vielzahl von Dienstleistungseinrichtungen sowie der Infrastruktur, die erforderlich war, um dieses System am Laufen zu halten.

Wir knüpften hohe Erwartungen an diesen Plan und hofften, er werde sich zu einem Modell auch für andere Teile der Erde entwickeln. Saudis, die in der Welt herumkamen, würden unser Loblied singen; sie würden die politischen Führer anderer Länder nach Saudi-Arabien einladen und ihnen zeigen, welche Wunder wir vollbracht hatten; diese Staatsmänner würden sich dann an uns wenden und uns bitten, ihnen dabei zu helfen, ähnliche Konzepte für ihre Länder zu entwickeln, und würden sich – wenn es sich nicht um OPEC-Länder handelte – darum bemühen, diese Projekte durch die Weltbank oder über andere Kredite finanzieren zu lassen. Den imperialen Ambitionen Amerikas würde dadurch bestens gedient werden.

Bei der Beschäftigung mit diesen Ideen dachte ich an die Ziegen, und die Worte meines Fahrers klangen mir häufig in den Ohren: »Es wäre unter der Würde eines Saudis, Müll einzusammeln.« Diesen Satz hatte ich schon öfter gehört, in unterschiedlichen Zusammenhängen. Es war offensichtlich, daß die Saudis ihrer Bevölkerung keine niederen Tätigkeiten zumuten wollten, sei es als Arbeiter in Fabriken oder beim Bau der geplanten Anlagen. Außerdem waren nicht genügend Arbeitskräfte vorhanden. Darüber hinaus hatte sich das Herrscherhaus verpflichtet, seinen Bürgern ein Ausbildungsniveau und einen Lebensstandard zu ermöglichen, die sich nicht vertrugen mit der Existenz von einfachen Arbeitern. Daher würden Arbeitskräfte aus anderen Ländern geholt werden müssen – aus Ländern, in denen die Löhne niedrig waren und die Menschen Arbeit brauchten. Diese Arbeitskräfte sollten möglichst aus dem Mittleren Osten und anderen islamischen Ländern wie Ägypten, Palästina, Pakistan oder dem Jemen kommen.

Dadurch eröffneten sich noch wesentlich weiterreichendere Entwicklungsperspektiven. Für diese Arbeitskräfte würden große Wohnkomplexe errichtet werden müssen, dazu Einkaufszentren, Krankenhäuser, Feuerwehr- und Polizeistationen, Wasserwerke und Anlagen zur Abwasserentsorgung, Stromversorgungseinrichtungen, Kommunikations- und Verkehrsnetze: Es mußten komplette neue Städte aus dem Wüstenboden gestampft werden. Dies bot auch die Möglichkeit, neue Technologien zu erproben, insbesondere auf den Gebieten der Meerwasserentsalzung, der Mikrowellensysteme, der Gesundheitsversorgung und der Computertechnik.

In Saudi-Arabien würden die Träume von Entwicklungsplanern Wirklichkeit werden, und Vertreter von Ingenieurfirmen und Anlagenbauern würden ideale Bedingungen vorfinden. Hier bot sich eine historisch einmalige Chance: ein unterentwickeltes Land mit nahezu unbegrenzten finanziellen Mitteln, das den Wunsch hatte, auf einen Schlag und im Zeitraffer zur Moderne aufzuschließen.

Ich muß gestehen, daß mir mein Job großen Spaß machte. Weder in der Boston Public Library noch in anderen Bibliotheken waren verlässliche Daten zu Saudi-Arabien aufzutreiben, welche die Anwendung ökonomischer Modelle ermöglicht hätten. Aber angesichts dieser immensen Aufgabe – der vollständigen und unverzüglichen Transformation eines ganzen Landes in einem bisher nicht gekannten Ausmaß – wären historische Daten ohnehin irrelevant gewesen.

Folglich erwartete niemand quantitative Analysen dieser Art, zumindest nicht im jetzigen Entwicklungsstadium unseres Projekts. Ich ließ einfach nur meine Phantasie spielen und verfaßte Berichte, in denen dem Wüstenkönigreich eine glänzende Zukunft vorausgesagt wurde. Ich verfügte über einige Zahlen, mit denen ich grobe Schätzungen darüber anstellen konnte, was beispielsweise die Erzeugung von einem Megawatt Strom, der Bau einer Meile Autobahn oder die Bereitstellung von Wasser, Müllentsorgung, Wohnraum, Verpflegung und anderer Dienstleistungen für einen Arbeiter kosten würden. Ich mußte diese Schätzungen noch nicht verfeinern oder Schlußfolgerungen daraus ableiten. Meine Aufgabe bestand schlicht darin, eine Reihe von Plänen (die man zutreffender vielleicht als »Visionen« bezeichnen müßte) zu entwerfen, was im Land möglich war, und die damit verbundenen Kosten einigermaßen abzuschätzen.

Dabei behielt ich die eigentlichen Ziele stets im Blick: die Gewinne für die amerikanischen Firmen zu maximieren und Saudi-Arabiens Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten stetig zu erhöhen. Ich brauchte nicht lange, um zu verstehen, wie eng diese beiden Ziele miteinander verbunden waren; fast alle diese neuen Projekte würden regelmäßige Überprüfung und Anpassung an veränderte Gegebenheiten erfordern, denn sie wurden so stark von technischen Faktoren bestimmt, daß die Firmen, die sie ursprünglich entwickelt hatten, sie auch weiterhin warten und modernisieren mußten. Im weiteren Verlauf meiner Arbeit erstellte ich zwei Listen für jedes der Projekte, die ich ins Auge faßte: eine für die Entwicklungs- und Konstruktionsaufträge und eine für die langfristigen Wartungs- und Managementvereinbarungen. MAIN, Bechtel, Brown & Root, Halliburton, Stone & Webster und viele andere US-amerikanische Anlagenbauer sollten auf Jahrzehnte hinaus stattliche Gewinne einsacken.

Über die rein ökonomischen Belange hinaus gab es einen weiteren Aspekt, durch den Saudi-Arabien von uns abhängig werden würde, wenn auch auf andere Weise. Man mußte damit rechnen, daß die Modernisierung dieses ölreichen Landes auf Proteste stoßen würde. Konservative Muslime etwa würden wütend protestieren, Israel und andere Nachbarstaaten würden sich bedroht fühlen. Die wirtschaftliche Entwicklung dieses Landes würde daher auch einem weiteren Wirtschaftszweig Auftrieb verleihen: dem Schutz der arabischen Halbinsel. Privaten Unternehmen, die sich auf diese Aufgaben spezialisierten, wie auch dem US-Militär und den amerikanischen Rüstungskonzernen würden lukrative Aufträge winken – und wiederum langfristige Wartungs- und Managementverträge. Ihre Anwesenheit würde weitere Bauprojekte erforderlich machen, wie etwa Flughäfen, Raketensilos, Militärbasen und die gesamte Infrastruktur, die zwingende Voraussetzungen für diese Einrichtungen sind.

Ich schickte meine Berichte in versiegelten Umschlägen mit der Behördenpost, adressiert an den »Treasury Department Project Manager«. Hin und wieder traf ich mich mit anderen Mitgliedern unseres Teams – den Vizepräsidenten von MAIN und meinen Vorgesetzten. Da wir keine offizielle Bezeichnung für dieses Projekt hatten, das noch in der Forschungs- und Entwicklungsphase steckte und noch nicht Bestandteil von JECOR war, sprachen wir hinter vorgehaltener Hand von SAMA. Dies konnte man als Abkürzung für »Saudi-Arabian Moneylaundering Affair« (Saudi-Arabisches Geldwäschepro-

jekt) verstehen, es war aber auch eine nicht ernst gemeinte Anspielung auf die Zentralbank des Wüstenkönigreichs, die Saudi-Arabian Monetary Agency (SAMA).

Gelegentlich schaute ein Abgesandter des Finanzministeriums bei uns vorbei. Während dieser Besprechungen stellte ich meist nur wenige Fragen. In erster Linie beschrieb ich meine Arbeit, griff die Bemerkungen der anderen auf und versuchte allen Wünschen zu entsprechen. Die Vizepräsidenten und die Vertreter des Finanzministeriums waren besonders angetan von meinen Ideen zu den langfristigen Service- und Managementverträgen. Einer der Vizepräsidenten prägte in diesem Zusammenhang einen Satz, den wir später häufig zitierten; er bezeichnete das Wüstenkönigreich als »die Kuh, die wir so lange melken können, bis wir in Pension gehen«. Mir rief dieser Satz allerdings stets Bilder von Ziegen, nicht von Kühen vor Augen.

Bei diesen Besprechungen fand ich heraus, daß mehrere unserer Mitbewerber an ähnlichen Projekten arbeiteten, und daß wir alle am Ende gewinnträchtige Aufträge als Lohn für unsere Mühen erhalten würden. Ich vermutete, daß MAIN und die übrigen Firmen die Kosten für diese vorbereitenden Arbeiten aufbringen und dadurch ein kurzfristiges Risiko eingehen würden, um einen Fuß in die Tür zu bekommen. Diese Vermutung wurde dadurch erhärtet, daß die Ziffer, unter der ich meinen Zeiteinsatz auf unseren Arbeitszeitnachweisen erfaßte, zu einem Konto gehörte, auf dem allgemeine und administrative Gemeinkosten verbucht wurden. Dieses Verfahren war typisch für die Forschungs- und Entwicklungs- oder Vorbereitungsphase der meisten Projekte. Im konkreten Fall jedoch überstiegen die Anfangsausgaben den üblichen Rahmen bei weitem, aber die Vizepräsidenten waren wohl außergewöhnlich zuversichtlich bezüglich der späteren Rendite.

Obwohl wir wußten, daß auch unsere Konkurrenten mitmischten, gingen wir davon aus, daß es genügend zu tun geben würde. Ich war auch lange genug im Geschäft, um zu wissen, daß ein Zusammenhang bestand zwischen der Höhe der Belohnung und der Akzeptanz, die unsere Arbeit beim Finanzministerium fand, und daß jene Consultingfirmen, deren Vorschläge schließlich umgesetzt wurden, auch die besten Kontrakte ergattern würden. Ich empfand es als persönliche Herausforderung, Szenarien zu entwerfen, die es bis zur Umsetzungsreife schafften. Mein Ansehen bei MAIN stieg rasant. Da wir bei SAMA eine Schlüsselfunktion hatten, würde sich das Projekt noch beschleunigen, wenn wir Erfolg hatten.

In unseren Besprechungen diskutierten wir auch offen darüber, daß SAMA und das gesamte JEGOR-Unternehmen vielleicht neue Maßstäbe setzen würde. Es repräsentierte einen neuartigen Ansatz zur Beschaffung lukrativer Aufträge in Ländern, die nicht darauf angewiesen waren, Kredite bei internationalen Banken aufzunehmen. Dabei fielen uns sofort der Iran und der Irak als weitere Kandidaten ein. Wir hielten es in Anbetracht der menschlichen Natur durchaus für möglich, daß die Führer dieser Länder Saudi-Arabien nacheifern könnten. Es galt schon fast als sicher, daß das Ölembargo von 1973 – das ursprünglich so negativ aufgenommen worden war – den Anlagenbauern und Baukonzernen viele unerwartete Chancen eröffnen und den Weg zur globalen Vorherrschaft weiter ebnen würde.

Ich beschäftigte mich ungefähr acht Monate lang mit diesen Zukunftsvisionen – wenn auch niemals länger als mehrere Tage hintereinander –, abgeschottet in meinem privaten Konferenzraum oder in meiner Wohnung, von der aus man den Stadtpark Boston Common überblickte. Meine Mitarbeiter saßen alle an anderen Aufgaben und hatten genug zu tun, doch ich schaute gelegentlich bei ihnen vorbei. Im Lauf der Zeit ließ die Geheimniskrämerei nach, die unsere Arbeit umgab. Immer mehr Leute bekamen davon Wind, daß in Bezug auf Saudi-Arabien etwas Großes in Planung war. Die Spannung wuchs, Gerüchte machten die Runde. Die Vizepräsidenten und die Vertreter des Finanzministeriums wurden nun etwas offener – vermutlich zum Teil deshalb, weil auch sie mehr Informationen erhielten und inzwischen auch Einzelheiten über das ehrgeizige Projekt bekannt wurden.

Diesem sich abzeichnenden Plan zufolge erwarteten die Vereinigten Staaten von den Saudis, daß sie die Ölversorgung garantierten und die Preise auf einem Niveau hielten, das zwar schwanken durfte, aber stets für die USA und ihre Verbündeten akzeptabel sein mußte. Wenn andere Länder wie der Iran, der Irak, Indonesien oder Venezuela mit einem Embargo drohten, sollte Saudi-Arabien mit seinen riesigen Ölvorkommen einspringen und die entstehende Versorgungslücke schließen; schon allein das Wissen, daß die Saudis dies tun würden, würde andere Länder davon abhalten, auch nur an die Ölwanne zu denken. Im Gegenzug für diese Zusicherung würden die USA dem Haus Saud ein außerordentlich attraktives Angebot machen: Washington würde ihnen uneingeschränkte politische und – falls erforderlich – auch militärische Unterstützung zusichern und dadurch ihre Existenz als Herrscherhaus langfristig garantieren.

Dieses Angebot konnte das Haus Saud schwerlich ausschlagen in Anbetracht der geographischen Lage seines Landes, seiner fehlenden militärischen Macht und der Tatsache, daß es sich gegen Nachbarstaaten wie den Iran, Syrien, den Irak oder Israel kaum selbst verteidigen konnte. Washington nutzte darüber hinaus seine starke Position, um eine weitere wichtige Bedingung durchzusetzen, eine Bedingung, welche die Rolle der EHM in der Welt neu definierte und aus der sich ein Modell entwickelte, das wir später auch in anderen Ländern, vor allem im Irak, anzuwenden versuchten. Rückblickend erscheint es mir immer noch schwer verständlich, weshalb sich Saudi-Arabien auf dieses Ansinnen einließ. Die übrige arabische Welt, die OPEC und andere islamische Länder zeigten sich empört, als sie die Konditionen dieses Abkommens herausfanden und erkannten, daß das Königshaus vor Washingtons Forderungen kapituliert hatte.

Unter anderem wurde vereinbart, daß Saudi-Arabien mit seinen Petrodollars US-Staatsanleihen kaufen würde; die Zinsen, die diese Anleihen abwarfen, würde das amerikanische Finanzministerium dafür verwenden, aus dem mittelalterlichen Saudi-Arabien ein modernes, industrialisiertes Land zu machen. Anders ausgedrückt, die Zinserträge aus den Öleinnahmen des Landes, die sich auf viele Milliarden Dollar beliefen, würden an US-Unternehmen fließen, um die von mir (und vermutlich auch von einigen unserer Konkurrenten) entwickelten Visionen über die Verwandlung Saudi-Arabiens in eine moderne Industriemacht zu verwirklichen. Das US-Finanzministerium würde uns damit beauftragen, mit dem Geld der Saudis auf der gesamten arabischen Halbinsel Infrastruktur-Projekte zu realisieren und sogar ganze Städte aus dem Boden zu stampfen.

Obwohl sich die Saudis ein Mitwirkungsrecht bezüglich der allgemeinen Natur dieser Projekte vorbehielten, sollte in der Praxis eine elitäre Gruppe von Ausländern (überwiegend Ungläubige in den Augen der Muslime) das künftige Erscheinungsbild und die wirtschaftliche Struktur der arabischen Halbinsel bestimmen. Und dies alles sollte sich in einem Königreich abspielen, das auf den streng konservativen wahhabitischen Prinzipien beruhte und seit Jahrhunderten auf der Grundlage dieser Lehre regiert worden war. Dies verlangte von den Mitgliedern des Königshauses weitgehende Selbstverleugnung, aber unter den gegebenen Umständen und aufgrund des politischen und militärischen Drucks durch Washington erkannten sie wohl, daß ihnen nicht viel anderes übrig blieb.

Aus unserem Blickwinkel boten sich schier unbegrenzte Profite. Es war ein fantastisches Geschäft, das durchaus neue Maßstäbe setzen konnte. Und obendrein mußte dazu nicht die Zustimmung des Kongresses eingeholt werden – ein Verfahren, das privaten Konzernen wie Bechtel oder MAIN, die sich ungern in die Bücher schauen lassen, überhaupt nicht gefällt. Thomas W. Lippman, ein Mitarbeiter des Middle East Institute und ehemaliger Journalist, faßte die wichtigsten Punkte dieses Geschäfts sehr anschaulich zusammen:

Die Saudis, die in Geld schwimmen, überwiesen Hunderte Millionen Dollar an das amerikanische Finanzministerium, das dieses Geld verwaltete, bis es dazu benötigt wurde, Firmen oder Beschäftigte zu bezahlen. Durch dieses System wurde sichergestellt, daß die sau-

dischen Öleinnahmen wieder in die amerikanische Wirtschaft zurückflossen ... Es gewährleistete auch, daß die Verantwortlichen jegliche Projekte in Angriff nehmen konnten, die sie oder die Saudis für nützlich hielten, ohne sie gegenüber dem Kongreß rechtfertigen zu müssen.³¹

Die Parameter für dieses historische Unterfangen zu definieren, ging schneller vonstatten, als alle es für möglich gehalten hätten. Doch anschließend mußten wir Mittel und Wege zu seiner praktischen Umsetzung finden. Um den Prozeß in Gang zu bringen, wurde ein hochrangiger Regierungsvertreter nach Saudi-Arabien entsandt – eine höchst vertrauliche Mission. Ich weiß es nicht sicher, aber ich glaube, dieser Sondergesandte war Henry Kissinger.

Die erste Aufgabe dieses Gesandten, wer immer es war, bestand darin, die saudische Königsfamilie daran zu erinnern, was im benachbarten Iran geschehen war, nachdem Mossadegh gegen die britischen Ölkonzerne vorgegangen war. Dann mußte er den Saudis einen Plan vorlegen, der für sie zu verlockend war, um ihn abzulehnen, und ihnen deutlich machen, daß ihnen eigentlich auch keine Alternative blieb. Ich bin überzeugt, daß ihnen der Eindruck vermittelt wurde, daß sie nur zwei Möglichkeiten hatten: Entweder sie nahmen unser Angebot an und erhielten dafür die Zusicherung, daß wir sie dauerhaft stützen würden, oder sie lehnten es ab – dann würde ihnen ein ähnliches Schicksal blühen wie Mossadegh. Als der Gesandte nach Washington zurückkehrte, brachte er die Nachricht mit, daß die Saudis grundsätzlich zur Zusammenarbeit bereit seien.

Es gab nur noch ein kleines Hindernis. Wir mußten die einflußreichsten Mitglieder der saudischen Regierung von unseren Plänen überzeugen. Dies sei eine Familienangelegenheit, erklärte man uns. Saudi-Arabien war keine Demokratie, aber dennoch mußte im Haus Saud ein gewisser Konsens hergestellt werden.

Im Jahr 1975 wurde ich auf eine dieser Schlüsselfiguren angesetzt. Ich bezeichnete ihn immer als Prinz W., aber er war in Wirklichkeit ein Kronprinz. Meine Aufgabe bestand darin, ihm klarzumachen, daß das »Saudi-Arabische Geldwäscheprojekt« sowohl seinem Land als auch ihm persönlich nützen werde.

Dies war nicht so einfach, wie es zunächst schien. Prinz W. betrachtete sich als gläubigen Wahhabiten und erklärte, er sei gegen eine Verwestlichung seines Landes. Außerdem, so sagte er, durchschaue er sehr wohl, wie heimtückisch unser Plan sei. Wir verfolgten dieselben Ziele wie die Kreuzritter vor einem Jahrtausend: die Christianisierung der arabischen Welt. Damit hatte er sogar zum Teil Recht. Meiner Ansicht nach bestand zwischen uns und den Kreuzfahrern nur ein gradueller Unterschied. Im Mittelalter hatte die europäische Christenheit behauptet, sie wolle die Muslime vor der Verdammnis retten; wir behaupteten, wir wollten den Saudis bei der Modernisierung ihres Landes helfen. In Wirklichkeit aber ging es den Kreuzrittern wie der Korporatokratie in erster Linie darum, ihre Machtbereiche auszuweiten.

Doch trotz aller religiösen Strenge hatte Prinz W. eine Schwäche – er war extrem scharf auf Blondinen. Es mag grotesk erscheinen, hier dieses Klischee zu bemühen, und ich sollte auch erwähnen, daß Prinz W. der einzige Mann unter den vielen Saudis war, die ich kennenlernte, der diese Neigung besaß oder zumindest der einzige, der sie nach außen erkennen ließ. Doch es spielte eine gewisse Rolle bei der Einfädelung dieses historischen Projekts, und es zeigt, wozu ich bereit war, um meine Aufgabe zu erfüllen.

16 Zuhälterei und Finanzierung von Osama bin Laden

Von Anfang an ließ mich Prinz W. wissen, daß er bei jedem seiner Besuche in Boston von einer Frau nach seinem Geschmack empfangen zu werden wünsche und daß er mehr von ihr erwarte, als ihn lediglich zu gesellschaftlichen Anlässen zu begleiten. Er wollte aber ausdrücklich kein professionelles Callgirl, dem er oder Mitglieder seiner Familie später vielleicht auf der Straße oder auf einer Cocktailparty wieder über den Weg laufen konnten. Meine Treffen mit Prinz W. fanden unter Geheimhaltung statt, was es mir erleichterte, ihm seine Wünsche zu erfüllen.

»Sally« war eine attraktive, blauäugige Blondine und lebte im Raum Boston. Ihr Ehemann, ein Pilot bei United Airlines, der beruflich und privat viel unterwegs war, gab sich nicht allzu viel Mühe, seine Seitensprünge zu verbergen. Sally sah großzügig über die Eskapaden ihres Mannes hinweg. Sie schätzte sein Gehalt, die feudale Eigentumswohnung in Boston und die Privilegien, die sie als Ehefrau eines Piloten genoß. Noch bis vor zehn Jahren war sie eine Hippiefrau mit häufig wechselnden Liebhabern gewesen, und ihr gefiel der Gedanke an eine geheime Quelle für zusätzliche Einkünfte. Sie erklärte sich bereit, sich einmal mit Prinz W. zu treffen, schickte aber voraus, daß sie es von seinem Verhalten und seiner Einstellung ihr gegenüber abhängig machen werde, ob sich eine Beziehung entwickeln könne. Doch glücklicherweise entsprachen beide den Erwartungen des Gegenübers.

Die Affäre zwischen Prinz W. und Sally, ein Unterkapitel im Saudi-Arabischen Geldwäscheprojekt, brachte für mich besondere Probleme mit sich. MAIN hatte seinen Mitarbeitern strikt untersagt, gesetzeswidrige Dinge zu tun. Streng genommen stellte ich eine Sexualpartnerin zur Verfügung – betrieb also Zuhälterei –, was in Massachusetts unter Strafe steht. Das Hauptproblem bestand also darin, wie Sally für ihre Dienste entlohnt werden sollte. Zum Glück hatte mir die Buchhaltung große Freiheiten hinsichtlich meines Spesenkontos eingeräumt. Ich gab immer reichlich Trinkgeld und konnte daher einige Kellner in den Nobelrestaurants von Boston dazu bringen, mir Blankoquittungen zu überlassen; damals wurden die Quittungen noch von Menschen, nicht von Computern ausgestellt.

Prinz W. wurde im Lauf der Zeit immer mutiger. Schließlich verlangte er von mir, ich solle dafür sorgen, daß Sally in seine Privatwohnung in Saudi-Arabien umziehen könne. Das war kein besonders ausgefallener Wunsch in dieser Zeit; es gab einen florierenden Handel mit jungen Frauen zwischen bestimmten europäischen Ländern und dem Mittleren Osten. Diese Frauen erhielten Verträge für einen begrenzten Zeitraum, und wenn der Vertrag auslief, kehrten sie nach Hause zurück, wo ein stattliches Bankkonto auf sie wartete. Der Nahost-Experte Robert Baer, der zwanzig Jahre als Einsatzoffizier im *Directorate of Operations* der CIA tätig gewesen war, schrieb dazu:

Als Anfang der siebziger Jahre die Petrodollars hereinzuströmen begannen, fingen geschäftstüchtige Libanesen an, Prostituierte für die Prinzen nach Saudi-Arabien zu schleusen ... Da keiner in der Königsfamilie wußte, wie man ein Scheckheft saldiert, erwarben diese Libanesen sagenhaften Reichtum.³²

Ich war mit diesen Dingen vertraut und kannte auch einige Leute, die solche Kontrakte vermitteln konnten. Doch für mich gab es dabei zwei Hindernisse: Sally und die Bezahlung. Ich war überzeugt, daß Sally nicht aus Boston weg und in eine Wüstenvilla im Mittleren Osten ziehen wollte. Außerdem wären diese Kosten auch nicht mit dem größten Vorrat an Restaurant-Blankoquittungen zu decken gewesen.

Letztere Sorge nahm mir Prinz W. ab, als er mir versicherte, daß er selbst für die Bezahlung seiner Mätresse aufkommen werde; ich sollte das Ganze lediglich arrangieren. Es verschaffte mir zusätzliche Erleichterung, als er mir zu verstehen gab, daß die saudi-arabische Sally nicht genau dieselbe Person sein müsse, die ihm in den Vereinigten Staaten Gesellschaft geleistet hatte. Ich rief mehrere Freunde an, die Kontakte zu Libanesen in London und Amsterdam hatten. Innerhalb einer Woche unterschrieb eine Ersatz-Sally einen Vertrag.

Prinz W. war ein komplizierter Mensch. Sally befriedigte ein körperliches Verlangen, und daß ich ihm in dieser Hinsicht zu Diensten sein konnte, brachte mir das Vertrauen des Prinzen ein. Doch er ließ sich dadurch keineswegs davon überzeugen, daß SAMA eine Strategie sei, die er guten Gewissens seinem Land empfehlen konnte. Ich mußte mich sehr anstrengen, um zu erreichen, was ich wollte. Stundenlang saß ich mit ihm über Statistiken und half ihm, Untersuchungen zu analysieren, die wir für andere Länder erstellt hatten, unter anderem auch die ökonometrischen Modelle, die ich während der Ausbildung durch Claudine für Kuwait entwickelt hatte, bevor ich nach Indonesien gegangen war. Am Ende ließ er sich doch überzeugen.

Ich weiß nicht, was sich im Einzelnen zwischen meinen EHM-Kollegen und den übrigen Schlüsselfiguren in Saudi-Arabien abspielte. Ich weiß nur, daß schließlich das gesamte Paket von der Herrscherfamilie akzeptiert wurde. MAIN erhielt für seine Bemühungen einen der ersten, besonders profitträchtigen Aufträge, die vom US-Finanzministerium vergeben wurden. Wir wurden beauftragt, eine umfassende Bestandsaufnahme der desolaten und veralteten Stromversorgung des Landes zu erstellen und ein neues Stromnetz zu konzipieren, das dem technischen Standard der USA entsprach.

Wie üblich, war es meine Aufgabe, ein erstes Team ins Land zu schicken und in Bezug auf die verschiedenen Regionen des Landes Prognosen für das Wirtschaftswachstum und den Strombedarf auszuarbeiten. Als sich drei der Männer, die für mich arbeiteten – allesamt erfahren mit internationalen Projekten – auf ihre Abreise nach Riad vorbereiteten, erhielten wir von unserer Rechtsabteilung die Nachricht, daß wir laut den Bestimmungen des Vertrages verpflichtet waren, bereits innerhalb der nächsten paar Wochen ein technisch und personell voll ausgestattetes Büro in Riad einzurichten. Diese Klausel war anscheinend mehr als einen Monat lang niemandem aufgefallen. Unsere Vereinbarung mit dem Finanzministerium sah außerdem vor, daß alle Ausrüstungsgegenstände entweder in den Vereinigten Staaten oder in Saudi-Arabien hergestellt worden sein mußten. Da es in Saudi-Arabien keine entsprechenden Fabriken gab, mußte alles aus den USA eingeführt werden. Entsetzt stellten wir fest, daß bereits viele Tanker Schlange standen und darauf warteten, in die Häfen auf der arabischen Halbinsel einlaufen zu können. Es würde also vielleicht mehrere Monate dauern, bis wir eine Lieferung in das Wüstenkönigreich bringen konnten.

MAIN war nicht bereit, einen so lukrativen Auftrag wegen ein paar Büromöbeln aufs Spiel zu setzen. Auf einer Konferenz aller betroffenen Partner veranstalteten wir ein ausgiebiges Brainstorming. Schließlich entschlossen wir uns, eine Boeing 747 zu chartern, Material aus dem Raum Boston einzuladen und dieses nach Saudi-Arabien fliegen zu lassen. Ich erinnere mich, daß mir der Gedanke kam, es wäre vielleicht angemessen, wenn dieses Flugzeug von United Airlines stammte und von einem gewissen Piloten gesteuert werden würde, dessen Frau eine so wichtige Rolle dabei gespielt hatte, die Saudis herumzukriegen.

Das Abkommen zwischen den Vereinigten Staaten und Saudi-Arabien veränderte das Wüstenkönigreich schlagartig. Die Ziegen wurden durch zweihundert hellgelbe amerikanische Müllfahrzeuge ersetzt, die auf der Grundlage eines 200 Millionen Dollar schweren Vertrages von der Firma *Waste Management* geliefert wurden.³³ Auch die übrigen Sektoren der saudi-arabischen Wirtschaft, von der Landwirtschaft über die Ener-

gieversorgung und das Bildungssystem bis zum Verkehrs- und Kommunikationswesen, wurden auf ähnliche Weise modernisiert. Thomas Lippman schrieb dazu im Jahr 2003:

Die Amerikaner haben eine weite, öde Landschaft mit Nomadenzelten und bäuerlichen Lehmhütten vollständig umgekrempelt und nach ihrem Bild neu geformt, bis hin zu den Starbucks-Cafés an den Straßenecken und rollstuhlgerechten Eingängen bei den neuesten öffentlichen Gebäuden. Saudi-Arabien ist heute ein Land der Schnellstraßen und Computer, der klimatisierten Einkaufszentren mit denselben herausgeputzten Läden, wie man sie auch in den gut situierten amerikanischen Vororten findet, ein Land der eleganten Hotels und Fast-Food-Restaurants, des Satellitenfernsehens, der modernen Krankenhäuser, hoch aufragenden Bürotürme und Vergnügungsparks, in denen aufregende Karussellfahrten locken.³⁴

Die Pläne, die wir 1974 entworfen hatten, wurden zur Grundlage für künftige Verhandlungen mit weiteren Ölstaaten. In gewisser Weise bildete SAMA/JECOR die nächste Entwicklungsstufe nach jener, die Kermit Roosevelt im Iran erfolgreich praktiziert hatte. Auf dieser Stufe wurde das politisch-wirtschaftliche Waffenarsenal weiter verfeinert, mit dem die Söldner des globalen Imperiums kämpften.

Das Saudi-Arabische Geldwäscheprojekt und die *Joint Commission* setzten auch neue Maßstäbe für die internationale Gerichtsbarkeit. Das zeigte sich besonders deutlich im Fall von Idi Amin. Als der berüchtigte Diktator von Uganda 1979 abdankte, erhielt er in Saudi-Arabien Asyl. Obwohl ihm der Tod von 100.000 bis 300.000 Menschen zur Last gelegt wurde, konnte er im Exil ein Luxusleben führen, mit Autos und Hausdienern, die ihm die Familie Saud zur Verfügung stellte. Die USA protestierten zunächst zwar leise, ließen dann aber die Sache auf sich beruhen, weil sie um ihre Zusammenarbeit mit den Saudis fürchteten. Amin verbrachte seine letzten Lebensjahre mit Angeln und Spaziergängen am Strand. Im Jahr 2003 starb er in Dschidda im Alter von 80 Jahren an Nierenversagen.³⁵

Unauffälliger, aber wesentlich unheilvoller war die Rolle, die Saudi-Arabien bei der Finanzierung des internationalen Terrorismus spielen durfte. Die Vereinigten Staaten ließen deutlich erkennen, welchen Wert sie darauf legten, daß das Haus Saud in den achtziger Jahren Osama bin Laden in seinem Krieg gegen die Sowjetunion in Afghanistan finanziell unterstützte. Zusammen ließen Riad und Washington den Mudschahiddin schätzungsweise 3,5 Milliarden Dollar zukommen.³⁶ Doch die USA und Saudi-Arabien waren noch viel tiefer in den Konflikt verstrickt.

Ende 2003 erschien in der Zeitung *US News & World Report* eine ausführliche Untersuchung mit dem Titel »The Saudi Connection«. Die Verfasser hatten Tausende von Seiten aus Gerichtsakten, amerikanischen und ausländischen Geheimdienstberichten und anderen Dokumenten gesichtet und Dutzende von Regierungsmitarbeitern und Experten für den Mittleren Osten beziehungsweise den Terrorismus interviewt. Sie faßten ihre Erkenntnisse zusammen wie folgt:

Die Beweise waren unwiderlegbar: Saudi-Arabien, Amerikas langjähriger Verbündeter und größter Ölexporteur der Welt, hatte sich auf irgendeine Weise, wie es ein leitender Beamter aus dem Finanzministerium ausdrückte, zum »Epizentrum« der Finanzierung des Terrorismus entwickelt ...

Ab Ende der achtziger Jahre – nach dem doppelten Schock durch die Revolution im Iran und den Einmarsch sowjetischer Truppen in Afghanistan – wurden die halboffiziellen saudischen Wohltätigkeitseinrichtungen zur Hauptquelle der finanziellen Unterstützung für die

rasch wachsende Bewegung der Glaubenskrieger. In rund 20 Ländern wurde dieses Geld dazu eingesetzt, paramilitärische Ausbildungslager zu unterhalten, Waffen zu kaufen und neue Mitglieder zu rekrutieren ...

Aufgrund der Großzügigkeit der Saudis drückten die US-Verantwortlichen ein Auge zu, wie ehemalige Geheimdienstmitarbeiter erklärten. Über Verträge, Zuschüsse und Gehälter sind Milliarden von Dollar an ehemalige amerikanische Regierungsbedienstete geflossen, die mit den Saudis Geschäfte machten: an Botschafter, CIA-Stationsleiter und sogar Minister aus der Regierung ...

Elektronisch abgehörte Gespräche lieferten Anhaltspunkte dafür, daß Mitglieder der Königsfamilie nicht nur Al-Qaida, sondern auch andere Terrorgruppen unterstützt haben.³⁷

Nach den Anschlägen auf das World Trade Center und das Pentagon im September 2001 wurden weitere Beweise über die verdeckten Beziehungen zwischen Washington und Riad zutage gefördert. Im Oktober 2003 veröffentlichte die Zeitschrift *Vanity Fair* in einem ausführlichen Artikel mit dem Titel »Saving the Saudis« bislang unbekannt Informationen. Was darin über die Beziehungen zwischen der Familie Bush, dem Haus Saud und der Familie bin Laden enthüllt wurde, überraschte mich nicht. Ich wußte, daß die Anfänge dieser Beziehungen mindestens bis in die Zeit des Saudi-Arabischen Geldwäscheprojekts zurückreichten, das 1974 begann, und in die Amtszeiten von George Bush senior als UN-Botschafter (von 1971 bis 1973) und als CIA-Chef (von 1976 bis 1977). Mich überraschte nur, daß die Wahrheit nun doch noch ans Licht kam. *Vanity Fair* stellte fest:

Die Familie Bush und das Haus Saud, die beiden mächtigsten Dynastien der Welt, unterhielten mehr als zwanzig Jahre lang enge persönliche, geschäftliche und politische Verbindungen ...

Im unternehmerischen Bereich griffen die Saudis Harken Energy unter die Arme, einer notleidenden Ölfirma, an der George W. Bush finanziell beteiligt war. Vor kurzem bemühten sich der ehemalige Präsident George H. W. Bush und sein langjähriger Partner, der frühere Außenminister James Baker III., saudische Geldgeber für die Carlyle Group zu gewinnen, die wahrscheinlich größte Private-Equity-Firma der Welt. Noch heute fungiert der frühere Präsident als Chefberater dieses Unternehmens, zu dessen Anteilseignern angeblich auch ein Saudi gehört, dem Verbindungen zu Unterstützern von Terrorgruppen nachgesagt werden ... Wenige Tage nach dem 11. September 2001 wurden wohlhabende Saudis, darunter auch Mitglieder der Familie bin Laden, mit Privatjets aus den USA ausgeflogen. Niemand will die Verantwortung für die Genehmigung dieser Flüge übernehmen, und die Passagiere wurden auch nicht verhört. Hatte etwa die langjährige Verbindung der Familie Bush mit den Saudis dies ermöglicht?³⁸

TEIL III: 1975–1981

17 Verhandlungen über den Panamakanal und eine Begegnung mit Graham Greene

In Saudi-Arabien machten viele Karriere. Meine Karriere war bereits in vollem Gange, aber meine Erfolge im Wüstenkönigreich öffneten mir natürlich viele Türen. 1977 hatte ich ein eigenes kleines Reich aufgebaut mit einem Mitarbeiterstab von etwa 20 Vollzeitmitarbeitern, die ihren Sitz in unserem Büro in Boston hatten, und einer Reihe von Beratern aus anderen MAIN-Abteilungen und -Büros, die auf der ganzen Welt verstreut waren. Ich war der jüngste Partner in der hundertjährigen Geschichte der Firma. Neben meinem Titel als Chefvolkswirt wurde ich als Manager der Abteilung Wirtschaftliche Entwicklung und Regionalplanung bezeichnet. Ich hielt Vorträge in Harvard und anderen Universitäten, und Zeitungen baten mich um Artikel zu aktuellen Ereignissen und Entwicklungen.³⁹ Mir gehörte eine Segeljacht, die im Hafen von Boston einen Liegeplatz neben dem historischen Schlachtschiff *Constitution* hatte. »Old Ironsides«, wie das Schiff auch genannt wurde, war kurz nach den Revolutionskriegen im Kampf gegen Korsaren aus den nordafrikanischen Barbareskenstaaten eingesetzt worden. Ich verdiente hervorragend und besaß Aktien, die versprachen, mich zum Millionär zu machen, noch bevor ich vierzig wurde. Gut, meine Ehe war gescheitert, aber ich kannte schöne und faszinierende Frauen auf mehreren Kontinenten.

Bruno hatte eine Idee für einen innovativen Ansatz bei Wirtschaftsprognosen: ein ökonomisches Modell, das auf den Schriften eines russischen Mathematikers aus der Zeit um die Jahrhundertwende basierte. Das Modell verband subjektive Annahmen mit Prognosen darüber, daß bestimmte Sektoren einer Wirtschaft wachsen würden. Das schien ein ideales Mittel, um die übertriebenen Wachstumsraten zu rechtfertigen, die wir präsentierten, wenn es darum ging, hohe Kredite zu bekommen. Bruno bat mich herauszufinden, was man mit dem Konzept anstellen konnte.

Ich holte einen jungen Mathematiker vom MIT, Dr. Nadipuram Prasad, in meine Abteilung und gab ihm ein Budget. Innerhalb von sechs Monaten entwickelte er die Markow-Methode für ökonomische Modelle. Gemeinsam zimmerten wir eine Reihe von Abhandlungen und Beispielrechnungen zusammen, mit denen wir Markow als revolutionäre Methode für Prognosen über den Einfluß von Investitionen in die Infrastruktur auf die wirtschaftliche Entwicklung präsentierten.

Das war genau das, was wir brauchten: ein Instrument, das wissenschaftlich »bewies«, daß wir Ländern einen Gefallen taten, wenn wir ihnen halfen, Schulden anzuhäufen, die sie nie wieder zurückzahlen konnten. Außerdem konnte wahrscheinlich nur ein sehr guter Ökonometrist mit viel Zeit und Geld die Feinheiten von Markow verstehen oder unsere Schlußfolgerungen in Frage stellen. Unsere Artikel wurden von mehreren prestigeträchtigen Organisationen veröffentlicht, wir präsentierten sie sogar offiziell bei Konferenzen und an Universitäten in mehreren Ländern. Unsere Artikel – und wir – wurden in der ganzen Branche berühmt.⁴⁰

Omar Torrijos und ich hielten uns an unser geheimes Abkommen. Ich sorgte dafür, daß unsere Analysen ehrlich waren und unsere Empfehlungen auch die Armen berücksichtigten. Mir kam zu Ohren, daß man murrte, weil meine Prognosen in Panama nicht dem üblichen Standard entsprachen und niedriger als sonst ausfielen, ja, daß sie sogar nach

Sozialismus rochen. Trotzdem erhielt MAIN weiterhin ständig Aufträge von der Regierung Torrijos. Diese Aufträge waren ein Novum: Sie beruhten auf innovativen Masterplänen, in denen auch die Landwirtschaft neben traditionelleren Infrastrukturbereichen berücksichtigt wurde. Aus dem Hintergrund beobachtete ich auch, wie Torrijos und Carter erneut über den Vertrag über den Panamakanal verhandelten.

Diese Verhandlungen weckten auf der ganzen Welt großes Interesse und Emotionen. Überall warteten die Menschen darauf, daß die USA das tun würden, was von den meisten als das Richtige betrachtet wurde: den Panamaern die Kontrolle über den Kanal zurückgeben. Oder würden die USA stattdessen versuchen, ihr Sendungsbewußtsein, das unter dem Debakel in Vietnam schwer gelitten hatte, wieder weltweit durchzusetzen? Viele hatten den Eindruck, daß ein vernünftiger und einfühlsamer Mann genau zur richtigen Zeit zum US-Präsidenten gewählt worden war. Allerdings reagierten die konservativen Bastionen in Washington und die Vertreter der religiösen Rechten mit Empörung. Wie konnten wir dieses Bollwerk nationaler Verteidigung aufgeben, dieses Symbol amerikanischen Einfallsreichtums, die Wasserstraße, die das Schicksal Südamerikas den amerikanischen Wirtschaftsinteressen unterwarf?

Bei meinen Reisen nach Panama wohnte ich immer im Hotel InterContinental. Bei meinem fünften Besuch mußte ich jedoch ins Hotel Panama gegenüber vom Continental umziehen, weil das Continental gerade renoviert wurde. Zuerst ärgerte ich mich über diese Unannehmlichkeit – das Continental war mein Zuhause fern von zu Hause gewesen. Aber mit der Zeit gefiel mir die großzügige Lobby mit ihren Korbsesseln und den Deckenventilatoren mit ihren Holzpropellern. Sie hätte der Schauplatz von CASABLANCA sein können, und ich stellte mir vor, daß Humphrey Bogart jeden Moment hereinkommen könnte. Ich legte die *New York Review of Books* beiseite, in der ich gerade einen Artikel von Graham Greene über Panama gelesen hatte, und schaute zu den Ventilatoren hinauf. Ein Abend vor fast zwei Jahren fiel mir wieder ein.

»Ford ist ein schwacher Präsident, der nicht wiedergewählt werden wird«, hatte Omar Torrijos 1975 prophezeit. Er sprach damals vor einer Gruppe einflußreicher Panamaern. Ich war einer der wenigen Ausländer, die in den eleganten alten Club mit seinen wirbelnden Deckenventilatoren eingeladen worden waren. »Deswegen habe ich beschlossen, die Kanalfrage zu beschleunigen. Die Zeit ist reif für eine massive politische Schlacht, um den Kanal zurückzugewinnen.«

Die Rede inspirierte mich. Ich ging auf mein Zimmer und schrieb einen Brief, den ich schließlich an den *Boston Globe* schickte. Als ich wieder in Boston war, meldete sich ein Redakteur bei mir in meinem Büro und bat mich, einen Kommentar für die Zeitung zu schreiben. Mein Artikel »Kolonialismus in Panama ist 1975 fehl am Platz« nahm fast eine halbe Seite ein und erschien am 19. September 1975 auf der Seite neben den Leitartikeln.

Im Artikel nannte ich drei Gründe, warum der Kanal an Panama zurückgegeben werden sollte. **Erstens:** »Die gegenwärtige Situation ist ungerecht – ein guter Grund für jede Entscheidung.« **Zweitens:** »Der vorhandene Vertrag schafft viel größere Sicherheitsrisiken, als wenn man den Panamaern mehr Kontrolle geben würde.« Ich verwies auf eine Untersuchung der dem US-Verteidigungsministerium unterstellten Interozeanischen Kanalkommission. Demnach konnte »der Schiffsverkehr für zwei Jahre zum Erliegen kommen, wenn eine Bombe (die auch von nur einem Mann gelegt werden könnte) den Gatun-Damm sprengen würde«. Auf diesen Punkt hatte auch General Torrijos schon öffentlich hingewiesen. Als **dritten Grund** führte ich an: »Die derzeitige Situation verursacht gravierende Probleme für die ohnehin belasteten Beziehungen zwischen den Vereinigten Staa-

ten und Lateinamerika.« Am Ende des Artikels schrieb ich: Die beste Methode, um den fortgesetzten effizienten Betrieb des Kanals zu gewährleisten, ist, den Panamaern zu helfen, die Kontrolle und die Verantwortung für den Kanal zu übernehmen. Mit dieser Tat könnten wir stolz sein, eine Aktion initiiert zu haben, die unsere Verpflichtung für das Recht auf Selbstbestimmung bestätigen würde, die wir vor 200 Jahren gelobten ...

Der Kolonialismus war zur Zeit der Jahrhundertwende (Anfang des 20. Jahrhunderts) ebenso Usus wie 1775. Eine Ratifizierung des Vertrags kann man vielleicht im Kontext der damaligen Zeit verstehen. Heute fehlt dafür jegliche Rechtfertigung. Kolonialismus ist 1975 völlig fehl am Platz. Wir, die wir unser zweihundertjähriges Jubiläum feiern, sollten das erkennen und entsprechend handeln.⁴¹

Dieser Artikel war ein kühner Schritt, vor allem, da ich erst seit kurzem Partner bei MAIN war. Von Partnern erwartete man, daß sie die Presse mieden, auf keinen Fall jedoch durften sie politische Schmähreden auf den Leitartikelseiten der angesehensten Tageszeitung Neuenglands veröffentlichen. Mit der Hauspost erhielt ich einen Stapel üble, größtenteils anonyme Kommentare, die an Kopien meines Artikels festgetackert waren. Eine Handschrift erkannte ich ziemlich sicher als die von Charlie Illingworth. Mein erster Projektleiter war seit über zehn Jahren bei MAIN (während ich noch nicht einmal fünf Jahre dort arbeitete) und immer noch nicht zum Partner ernannt worden. Auf den Zettel war ein Totenkopf gekritzelt, darunter stand die schlichte Botschaft: »Ist dieses Kommunistenschwein wirklich Partner in unserer Firma?«

Bruno bestellte mich in sein Büro und sagte: »Damit haben Sie sich großen Ärger eingehandelt. MAIN ist ziemlich konservativ. Aber ich möchte Ihnen sagen, daß ich das für einen cleveren Schachzug von Ihnen halte. Torrijos wird begeistert sein; ich hoffe, Sie schicken ihm eine Kopie. Gut. Tja, und die Scherzkekse im Büro, die Torrijos für einen Sozialisten halten – eigentlich kümmert es sie nicht, solange wir Aufträge von ihm bekommen.«

Bruno hatte Recht – wie immer. Mittlerweile schrieben wir das Jahr 1977, Carter war Präsident, und es wurde ernsthaft über den Kanal verhandelt. Viele Konkurrenten von MAIN hatten sich auf die falsche Seite gestellt und mußten Panama verlassen, unsere Arbeit hatte sich dagegen vervielfacht. Und ich saß in der Lobby des Hotels Panama und hatte gerade einen Artikel von Graham Greene in der *New York Review of Books* gelesen.

Der Artikel hatte den Titel »The Country with Five Frontiers« (»Das Land mit fünf Grenzen«) und war ein mutiges Werk, denn unter anderem wurde darin der Vorwurf der Korruption gegen ranghohe Mitglieder der Nationalgarde Panamas erhoben. Der Autor wies darauf hin, daß selbst der General einräumte, vielen seiner Mitarbeiter besondere Privilegien wie zum Beispiel eine bessere Unterkunft zu gewähren. Er argumentierte: »Wenn ich sie nicht bezahle, tut es die CIA.« Damit wurde angedeutet, daß die amerikanischen Geheimdienste die Ziele des Präsidenten Carter hintertreiben wollten und wenn nötig auch die Generäle Panamas bestechen würden, um die Vertragsverhandlungen zu sabotieren.⁴² Ich fragte mich, ob die Schakale Torrijos bereits umkreisten.

In der Rubrik »Leute« von *Time* oder *Newsweek* hatte ich ein Foto von Torrijos und Greene gesehen, die Bildunterschrift wies darauf hin, daß der Schriftsteller ein Ehren-gast und ein guter Freund war. Ich überlegte, was der General wohl dachte, wenn der Schriftsteller, dem er offensichtlich vertraute, so einen Artikel veröffentlichte.

Graham Greenes Artikel warf eine weitere Frage auf, die in Zusammenhang mit jenem Tag 1972 stand, als ich Torrijos gegenübergesessen hatte. Damals hatte ich angenom-

men, Torrijos wisse, daß das Spiel mit ausländischen Krediten dazu diene, ihn reich zu machen und das Land tief zu verschulden. Voraussetzung für das Spiel war, daß Staatsführer korrupt sind, das war Torrijos sicher ebenfalls klar. Seine Entscheidung, das ausländische Geld nicht für seine persönliche Bereicherung zu nutzen, sondern seinem Volk wirklich zu helfen, wurde als Bedrohung betrachtet, die das ganze System gefährden konnte. Die Welt beobachtete diesen Mann, sein Handeln hatte Auswirkungen, die weit über Panama hinausgingen und daher nicht auf die leichte Schulter genommen werden konnten.

Ich hatte mich gefragt, wie die Korporatokratie reagieren würde, wenn die Kredite für Panama den Armen halfen, ohne dem Land untilgbare Schulden aufzubürden. Jetzt fragte ich mich, ob Torrijos den Handel bereute, den er und ich an jenem Tag abgeschlossen hatten – und ich war mir auch nicht sicher, wie ich selbst dieses Abkommen beurteilte. Ich hatte in diesem Fall auf meine Rolle als EHM verzichtet. Ich hatte mich auf sein Spiel eingelassen und hatte sein Beharren auf Ehrlichkeit im Austausch für weitere Aufträge akzeptiert. Aus rein wirtschaftlicher Sicht war es für MAIN eine gute Entscheidung gewesen. Trotzdem, es paßte ganz und gar nicht zu dem, was Claudine mir beigebracht hatte; das globale Imperium profitierte nicht davon. Waren nun die Schakale ausgeschickt worden?

Ich erinnerte mich, wie ich an jenem Tag, als ich Torrijos' Bungalow verlassen hatte, gedacht hatte, daß es in der lateinamerikanischen Geschichte von toten Helden wimmelt. Ein System, das auf Bestechung basiert, reagiert aggressiv auf unbestechliche Politiker.

Dann glaubte ich, meine Augen würden mir einen Streich spielen. Eine bekannte Gestalt ging langsam durch die Lobby. Zuerst war ich so verwirrt, daß ich glaubte, Humphrey Bogart zu sehen, aber Bogart war schon lange tot. Dann erkannte ich in dem Mann, der da an mir vorbeiging, einen der Großen der modernen englischen Literatur, den Autor von *DIE KRAFT UND DIE HERRLICHKEIT*, *DIE STUNDE DER KOMÖDIANTEN*, *UNSER MANN IN HAVANNA* und den Verfasser des Artikels, den ich gerade gelesen hatte. Graham Greene zögerte einen Augenblick, sah sich um und ging dann Richtung Café.

Ich war versucht, ihn anzusprechen oder ihm zu folgen, hielt mich aber zurück. Eine innere Stimme sagte mir, daß er seine Privatsphäre brauchte, eine andere warnte, er würde mich zurückweisen. Ich nahm die *New York Review of Books* und stellte einen Augenblick später überrascht fest, daß ich im Eingang des Cafés stand.

Ich hatte am Morgen schon gefrühstückt, daher musterte mich der Kellner verwundert. Ich sah mich um. Graham Greene saß allein an einem Tisch an der Wand. Ich deutete auf den Tisch neben ihm.

»Da drüben«, sagte ich dem Ober. »Kann ich mich dort hinsetzen und noch ein Frühstück bekommen?«

Ich gab immer reichlich Trinkgeld, daher lächelte der Ober wissend und führte mich zu dem Tisch.

Der Schriftsteller hatte sich in eine Zeitung vertieft. Ich bestellte Kaffee und ein Croissant mit Honig. Ich wollte Graham Greenes Meinung über Panama, Torrijos und die Kanalverhandlungen hören, wußte aber nicht, wie ich ein solches Gespräch beginnen sollte. Greene sah auf und trank einen Schluck.

»Entschuldigen Sie«, sagte ich.

Er starrte mich an – zumindest schien es so. »Ja?«

»Ich störe Sie nur ungern. Aber Sie sind doch Graham Greene?«

»Ja, der bin ich.« Er lächelte erfreut. »In Panama erkennen mich nur wenig Leute.«

Ich sprudelte hervor, daß er mein Lieblingsschriftsteller sei, und schilderte kurz meine Lebensgeschichte, meine Arbeit für MAIN und meine Treffen mit Torrijos. Er fragte mich, ob ich der Berater sei, der einen Artikel darüber geschrieben habe, daß die USA sich aus Panama zurückziehen sollten. »Im *Boston Globe*, wenn ich mich recht erinnere.«

Ich war völlig verblüfft.

»Eine mutige Tat in Ihrer Position«, sagte er. »Wollen Sie sich zu mir setzen?«

Ich setzte mich an seinen Tisch und unterhielt mich über eine Stunde mit ihm. Bei unserem Gespräch erkannte ich, wie nahe er Torrijos stand. Manchmal sprach er über den General wie ein Vater über seinen Sohn.

»Der General«, sagte er, »hat mich gebeten, ein Buch über sein Land zu schreiben. Daran arbeite ich gerade. Es wird ein Sachbuch – ein bißchen etwas anderes als das, was ich sonst mache.«

Ich fragte ihn, warum er normalerweise Romane und keine Sachbücher schreibe.

»Romane sind weniger angreifbar«, sagte er. »Meine Themen sind meist konfliktträchtig. Vietnam. Haiti. Die mexikanische Revolution. Viele Verleger haben Angst, zu diesen Themen Sachbücher zu veröffentlichen.« Er zeigte auf die *New York Review of Books*, die noch auf dem Nebentisch lag. »Worte wie diese können großen Schaden anrichten.« Dann lächelte er. »Außerdem schreibe ich gerne Romane. Sie bieten mir wesentlich mehr Freiheiten.« Er sah mich ernst an. »Wichtig ist, daß man über Themen schreibt, die eine Bedeutung haben. Wie Ihr Artikel über den Kanal im *Globe*.«

Seine Bewunderung für Torrijos war offensichtlich. Anscheinend konnte der Staatschef von Panama einen Schriftsteller ebenso beeindrucken wie die Armen und Besitzlosen. Ebenso offenkundig war Greens Sorge um das Leben seines Freundes.

»Es ist ein großes Wagnis, den USA die Stirn zu bieten, diesem Riesen im Norden«, rief er aus und schüttelte traurig den Kopf. »Ich fürchte um seine Sicherheit.«

Dann mußte er gehen. »Muß einen Flug nach Frankreich erwischen«, sagte er, stand langsam auf und gab mir die Hand. Er sah mir in die Augen. »Schreiben Sie doch ein Buch ...« Er nickte mir aufmunternd zu. »Es steckt in Ihnen. Aber denken Sie daran, schreiben Sie nur über bedeutende Themen.« Er wandte sich um und ging. Dann blieb er noch einmal stehen und kam wieder ein paar Schritte zurück ins Café.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, sagte er. »Der General wird sich durchsetzen. Er wird den Kanal zurückbekommen.«

Torrijos bekam den Kanal zurück. Im gleichen Jahr, 1977, handelte er erfolgreich neue Verträge mit Präsident Carter aus, mit dem die Kanalzone und der Kanal selbst ab dem Jahr 2000 wieder unter panamaische Kontrolle kamen. Aber zunächst mußte das Weiße Haus den Kongreß überzeugen, den Vertrag zu ratifizieren. Eine lange, mühsame Schlacht entspann sich. Bei der endgültigen Abstimmung wurde der Kanalvertrag mit einer einzigen Stimme angenommen. Die Konservativen schworen Rache. Als Graham Greenes Sachbuch *MEIN FREUND, DER GENERAL* viele Jahre später erschien, war es »den Freunden meines Freundes Omar Torrijos in Nicaragua, El Salvador und Panama« gewidmet.⁴³

18 Irans König der Könige

In den Jahren 1975 bis 1978 reiste ich häufig in den Iran. Manchmal pendelte ich zwischen Lateinamerika oder Indonesien und Teheran hin und her. Durch den Schah der Schahs (wörtlich »König der Könige«, sein offizieller Titel) ergab sich im Iran eine völlig andere Situation als in den Ländern, in denen wir sonst arbeiteten.

Der Iran besaß große Ölvorkommen und mußte – wie Saudi-Arabien – keine Kredite aufnehmen, um seine ehrgeizigen Projekte zu finanzieren. Allerdings unterschied sich der Iran erheblich von Saudi-Arabien, weil die zahlreichen Einwohner des Landes zwar überwiegend muslimisch, aber nicht arabisch waren. Das Land blickte außerdem auf eine lange Geschichte politischer Unruhen zurück, sowohl intern als auch in seinen Beziehungen zu den Nachbarländern. Daher wählten wir im Iran einen anderen Ansatz: Washington und die Geschäftsleute taten sich zusammen, um aus dem Schah ein Symbol des Fortschritts zu machen.

Wir unternahmen enorme Anstrengungen, um der Welt zu zeigen, was ein starker, demokratischer Freund der Amerikaner alles erreichen konnte, wenn er ihre wirtschaftlichen und politischen Interessen vertrat. Ungeachtet des eindeutig undemokratischen Titels von Schah Reza und der weniger offensichtlichen Tatsache, daß sein demokratisch gewählter Vorgänger bei einem von der CIA initiierten Staatsstreich gestürzt worden war, präsentierten Washington und seine europäischen Partner die iranische Regierung unbeirrt als Alternative zu den Regierungen im Irak, in Libyen, China, Korea und anderen Ländern, in denen starke antiamerikanische Strömungen vorhanden waren oder entstanden.

Dem äußeren Anschein nach war der Schah ein progressiver Freund der Unterprivilegierten. 1962 ordnete er an, daß große private Ländereien aufgeteilt und an Kleinbauern abgegeben wurden. Im darauffolgenden Jahr startete er seine Weiße Revolution, die umfassende sozioökonomische Reformen vorsah. Der Einfluß der OPEC wuchs in den siebziger Jahren, und der Schah wurde zum international gefragten Politiker. Gleichzeitig entwickelte sich der Iran zu einer der stärksten Militärmächte der ganzen Region.⁴⁴

MAIN war an Projekten im ganzen Land beteiligt, von den Touristengebieten am Kaspischen Meer im Norden bis zu geheimen Militäreinrichtungen mit Blick auf die Straße von Hormuz im Süden. Wieder einmal bestand unsere Aufgabe hauptsächlich darin, regionale Entwicklungspotenziale zu prognostizieren und dann die entsprechenden Systeme zur Stromerzeugung, -übermittlung und die Leitungssysteme zu entwickeln. Industrie und Handel waren auf den Strom angewiesen, um zu wachsen und so unsere Prognosen zu bestätigen.

Bei meinen Reisen besuchte ich fast alle wichtigen Regionen des Iran. Ich folgte der alten Karawanenstraße durch die Wüstengebirge von Kirman nach Bandar 'Abbas und durchstriefte die Ruinen von Persepolis, den legendären Palast der alten Könige und eines der Wunder der Antike. Ich bereiste die berühmten und spektakulären Sehenswürdigkeiten des Landes: Shiraz, Isfahan und die wunderbare Zeltstadt in der Nähe von Persepolis, in der der Schah gekrönt worden war. Im Lauf der Zeit lernte ich das Land und seine vielschichtigen Menschen lieben.

Oberflächlich betrachtet wirkte der Iran wie ein Musterbeispiel für christlich-muslimische Zusammenarbeit. Allerdings erfuhr ich schon bald, daß sich hinter einem friedlichen Erscheinungsbild tiefer Haß verbergen kann.

Als ich eines Abends 1977 spät in mein Hotelzimmer kam, fand ich einen Zettel, der wohl unter meiner Tür durchgeschoben worden war. Erschrocken sah ich, daß der Zettel von einem Mann namens Yamin unterschrieben war. Ich hatte ihn nie kennengelernt,

aber er war mir bei einem Informationsgespräch der Regierung als berühmter und subversiver Radikaler beschrieben worden. In kunstvoller Schreibschrift und bestem Englisch wurde ich eingeladen, ihn in einem bestimmten Restaurant zu treffen. Allerdings warnte er mich auch: Ich solle nur kommen, wenn ich Interesse hätte, eine Seite des Iran kennenzulernen, die die meisten Menschen »in meiner Position« nie zu Gesicht bekommen. Ich fragte mich, ob Yamin wußte, welche Position ich eigentlich hatte. Mir war klar, daß ich ein großes Risiko einging, aber ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, diesen rätselhaften Mann zu treffen.

Mein Taxi setzte mich vor einem winzigen Tor in einer hohen Mauer ab – so hoch, daß ich das Gebäude dahinter nicht erkennen konnte. Eine schöne Iranerin in einem langen schwarzen Gewand ließ mich ein und führte mich durch einen Gang. Er wurde von reich verzierten Öllampen erhellt, die von der niedrigen Decke hingen. Am Ende des Gangs erreichten wir einen Raum, der wie das Innere eines Diamanten strahlte und mich mit seiner Helligkeit blendete. Als meine Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, sah ich, daß die Wände mit Intarsien aus Halbedelsteinen und Perlmutter geschmückt waren. Das Restaurant wurde von hohen weißen Kerzen beleuchtet, die aus kunstvoll gearbeiteten bronzenen Kerzenhaltern ragten.

Ein großer Mann mit langen schwarzen Haaren und einem marineblauen Maßanzug kam auf mich zu und gab mir die Hand. Er stellte sich als Yamin vor, mit einem Akzent, der darauf schließen ließ, daß er ein Iraner war, der auf einer britischen Schule erzogen worden war. Ich war verblüfft, wie wenig er einem subversiven Radikalen ähnelte. Er führte mich an mehreren Tischen vorbei, an denen Pärchen saßen und schweigend aßen, zu einer separaten Nische. Yamin versicherte mir, wir könnten uns hier völlig ungestört unterhalten. Ich begriff, daß das Restaurant auf heimliche Rendezvous eingestellt war. Wahrscheinlich war unsere Verabredung die einzige nicht-amouröse an diesem Abend.

Yamin war sehr freundlich. Während unseres Gesprächs wurde deutlich, daß er mich nur für einen Wirtschaftsberater hielt, meine wahren Motive waren ihm nicht bekannt. Er erklärte, er habe mich ausgesucht, weil er wisse, daß ich beim Peace Corps gewesen sei, und man ihm erzählt habe, daß ich jede Gelegenheit nutze, sein Land kennenzulernen und mich mit den Menschen zu unterhalten.

»Sie sind sehr jung im Vergleich zu den meisten Ihrer Kollegen«, sagte er. »Sie haben aufrichtiges Interesse an unserer Geschichte und unseren derzeitigen Problemen. Sie sind unsere Hoffnung.«

Seine Aussage, die Umgebung, sein Auftreten und die Anwesenheit so vieler anderer Gäste im Restaurant beruhigten mich. Ich hatte mich daran gewöhnt, daß die Leute wie Rasy auf Java oder Fidel in Panama meine Freundschaft suchten. Ich verstand es als Kompliment und Chance. Ich wußte, daß ich mich von anderen Amerikanern unterschied, weil mich die Länder, die ich bereiste, stets begeisterten. Ich habe festgestellt, daß die Menschen einen sehr schnell sympathisch finden, wenn man Augen, Ohren und das Herz für ihre Kultur öffnet.

Yamin fragte, ob ich vom Projekt Blühende Wüste gehört habe.⁴⁵ »Der Schah glaubt, unsere Wüsten seien einst fruchtbare Ebenen und üppige Wälder gewesen. Zumindest behauptet er das. Nach seiner Theorie durchzogen unter der Herrschaft von Alexander dem Großen riesige Heere das Land, begleitet von Millionen Ziegen und Schafen. Die Tiere weideten die gesamte Vegetation ab. Das Verschwinden der Pflanzen verursachte eine Dürre, und schließlich verwandelte sich die gesamte Region in eine Wüste. Jetzt müssen wir, wenn es nach dem Schah geht, nur noch Millionen und Abermillionen Bäume pflanzen. Und dann – voilà – kehrt der Regen zurück und wird die Wüste zum Blühen bringen. Natürlich müssen wir bis dahin Hunderte Millionen Dollar ausgeben.« Er lächelte verächtlich. »Unternehmen wie Ihres werden enorme Profite einstreichen.«

»Ich entnehme Ihren Äußerungen, daß Sie nicht an diese Theorie glauben.«

»Die Wüste ist ein Symbol. Sie fruchtbar zu machen bedeutet weit mehr, als Landwirtschaft zu betreiben.«

Mehrere Kellner beugten sich mit Tablett voll von prächtig arrangiertem iranischem Essen über unseren Tisch. Yamin bat mich um mein Einverständnis und traf eine Auswahl. Dann wandte er sich wieder mir zu.

»Eine Frage an Sie, Mr. Perkins, wenn Sie erlauben. Was vernichtete die Kulturen Ihrer eigenen Ureinwohner, der Indianer? «

Ich antwortete, daß es meiner Meinung nach viele Gründe gab, darunter Gier und überlegene Waffen.

»Ja. Natürlich. All das. Aber läuft es nicht mehr als alles andere auf die Zerstörung der Umwelt hinaus?« Er erklärte, wie damals die Wälder abgeholzt und Tiere wie der Büffel ausgerottet wurden. Wenn dann die Menschen noch in Reservate umgesiedelt werden, wird die Grundlage ihrer Kultur zerstört.

»Sehen Sie, hier ist es genauso«, sagte er. »Die Wüste ist unsere Umwelt. Das Projekt Blühende Wüste bedeutet die Vernichtung unserer gesamten kulturellen Grundlage, nichts anderes. Können wir das zulassen?«

Ich sagte ihm, nach meinem Wissen komme die Idee für das Projekt aus dem Volk. Er lachte höhnisch und erwiderte, die Idee sei dem Schah von meiner eigenen amerikanischen Regierung in den Kopf gesetzt worden. Der Schah sei nur eine Marionette Amerikas.

»Ein wahrer Perser würde so etwas nie zulassen«, sagte Yamin. Dann hielt er mir einen langen Vortrag über die Beziehung seines Volks zur Wüste. Er betonte, daß sogar viele Iraner aus der Stadt Urlaub in der Wüste machten. Sie stellten Zelte auf, die groß genug für die ganze Familie waren, und lebten darin eine Woche oder länger.

»Wir – mein Volk – sind Teil der Wüste. Die Menschen, die der Schah mit eiserner Hand behauptet zu regieren, sind nicht nur Menschen *der* Wüste. Wir sind die Wüste.«

Danach erzählte er mir von seinen persönlichen Erfahrungen in der Wüste. Als der Abend vorbei war, begleitete er mich zu der winzigen Tür in der hohen Mauer. Mein Taxi wartete draußen auf der Straße. Yamin schüttelte mir die Hand und dankte mir, daß ich ihm meine Zeit gewidmet hatte. Wieder erwähnte er, daß ich noch jung und offen sei. Die Tatsache, daß ich eine solche Position bekleide, gebe ihm Hoffnung für die Zukunft.

»Ich bin so froh, mit einem Mann wie Ihnen dieses Gespräch geführt zu haben.« Er hielt weiterhin meine Hand fest. »Ich möchte Sie nur noch um einen Gefallen bitten. Es ist keine leichtfertige Bitte. Ich tue es nur, weil ich weiß, daß dies nach unserem Gespräch heute Abend eine Bedeutung für Sie haben wird. Sie werden großen Gewinn daraus ziehen.«

»Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte Ihnen einen guten Freund von mir vorstellen, einen Mann, der Ihnen sehr viel über unseren König der Könige erzählen kann. Er wird Sie vielleicht schockieren, aber ich versichere Ihnen, es wird sich lohnen, daß Sie Zeit für diese Begegnung opfern.«

19 Der Bericht eines Gefolterten

Einige Tage später fuhr mich Yamin aus Teheran heraus, durch einen staubigen und heruntergekommenen Vorort, an einem alten Kamelpfad entlang bis an den Rand der Wüste. Die Sonne ging bereits hinter der Stadt unter, als er bei einer Ansammlung von winzigen Lehmhütten anhielt, die von Palmen umgeben waren.

»Eine sehr alte Oase«, erklärte Yamin. »Schon zu Zeiten Marco Polos war sie Jahrhunderte alt.« Er führte mich zu einer Hütte. »Der Mann in der Hütte hat einen Dokortitel von einer unserer renommiertesten Universitäten. Aus Gründen, die Sie bald verstehen werden, muß er anonym bleiben. Sie können ihn Doc nennen.«

Er klopfte an die Holztür, und es kam eine gedämpfte Antwort. Yamin drückte die Tür auf und führte mich hinein. Der winzige Raum war fensterlos und wurde nur von einer Öllampe auf einem niedrigen Tisch in der Ecke beleuchtet. Nachdem meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich, daß der Lehm Boden mit persischen Teppichen bedeckt war. Dann zeichnete sich der Umriss eines Mannes ab. Er saß so vor der Lampe, daß seine Gesichtszüge nicht zu erkennen waren. Ich konnte nur erkennen, daß er in Decken gewickelt war und etwas um den Kopf trug. Er saß im Rollstuhl, der neben dem Tisch das einzige »Möbelstück« im Raum war. Yamin gab mir ein Zeichen, mich auf den Teppich zu setzen. Er ging zu dem Mann und umarmte ihn sanft.

Nachdem er ihm einige Worte ins Ohr geflüstert hatte, setzte er sich neben mich.

»Ich habe Ihnen von Mr. Perkins erzählt«, sagte er. »Es ist uns beiden eine Ehre, daß wir Sie besuchen dürfen, Sir.«

»Mr. Perkins, Sie sind willkommen.« Die Stimme, die kaum einen Akzent erkennen ließ, war tief und heiser. Ich merkte, wie ich mich unbewußt vorgebeugt hatte, um den Abstand zu verringern, der zwischen uns lag. »Sie sehen einen gebrochenen Mann vor sich. Ich war nicht immer so. Einst war ich stark wie Sie. Ich war ein enger und getreuer Berater des Schahs.« Dann schwieg er lange. »Der Schah der Schahs, der König der Könige.« Seine Stimme klingt eher traurig als wütend, dachte ich.

»Ich kannte viele Staatschefs persönlich. Eisenhower, Nixon, De Gaulle. Sie vertrauten darauf, daß ich dieses Land ins kapitalistische Lager führte. Der Schah vertraute mir und ...« Er gab ein Geräusch von sich, das ein Husten sein konnte, das ich aber als Lachen interpretierte. »Ich vertraute dem Schah. Ich glaubte seinen Reden. Ich war überzeugt, daß der Iran die muslimische Welt in eine neue Epoche führen und daß Persien sein Versprechen wahr machen würde. Es schien unser Schicksal zu sein – das Schicksal des Schahs, meines, unser aller Schicksal. Wir hatten eine Mission zu erfüllen, dazu waren wir von Geburt an bestimmt.«

Das Deckenbündel bewegte sich, der Rollstuhl quietschte und drehte sich leicht. Ich konnte die Umriss des Gesichts im Profil sehen, seinen zottigen Bart und – Grausen packte mich – die flachen Konturen. Er hatte keine Nase! Ich schauderte und unterdrückte ein Keuchen.

»Kein schöner Anblick, nicht wahr Mr. Perkins? Zu schade, daß Sie es nicht im vollen Licht sehen können. Es ist wirklich grotesk.« Wieder hörte ich das erstickte Lachen. »Aber wie Sie sicher verstehen werden, muß ich anonym bleiben. Gewiß könnten Sie meine Identität klären, wenn Sie es ernstlich versuchen würden, allerdings würden Sie feststellen, daß ich tot bin. Offiziell existiere ich nicht mehr. Dennoch vertraue ich darauf, daß Sie es nicht versuchen werden. Für Sie und Ihre Familie ist es besser, wenn Sie nicht wissen, wer ich bin. Der Arm des Schahs und des SAVAK reicht weit.«

Der Rollstuhl quietschte erneut und kehrte in seine alte Position zurück. Ich empfand Erleichterung, als ob die Gewalt, die dem Mann angetan worden war, ausgelöscht werden würde, wenn ich sein Profil nicht sah. Damals hatte ich noch nie von diesem Brauch gehört, der in einigen islamischen Kulturen besteht. Wer Schande über eine Gesellschaft oder ihren Anführer gebracht hatte, wurde dadurch bestraft, daß man ihm die Nase abschneidet. Damit war man fürs Leben gezeichnet – wie das Gesicht dieses Mannes.

»Sie fragen sich sicher, Mr. Perkins, warum wir Sie hierher eingeladen haben.« Ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr der Mann im Rollstuhl fort. »Sehen Sie, dieser Mann, der sich König der Könige nennt, ist in Wirklichkeit ein Teufel. Sein Vater wurde von Ihrer CIA mit – ich hasse es, das einzugestehen – meiner Hilfe abgesetzt, weil er angeblich mit den Nazis zusammenarbeitete. Dann gab es die Probleme mit der Regierung Mossadeq. Heute ist unser Schah auf dem besten Weg, Hitler auf dem Gebiet der Bosheit zu übertreffen. Und das tut er mit dem vollen Wissen und der Unterstützung Ihrer Regierung.

»Warum ist das so?«, fragte ich.

»Ganz einfach. Er ist Ihr einziger verlässlicher Verbündeter in der Ölregion. Die industrialisierte Welt ist auf das Öl angewiesen, das aus diesen Staaten kommt. Oh natürlich, Sie haben Israel, aber das ist eher eine Verpflichtung für Sie als ein Trumpf. Und es gibt kein Öl dort. Ihre Politiker müssen sich nach den Stimmen der jüdischen Wähler richten, brauchen deren Geld, um ihre Wahlkampagnen zu finanzieren. Daher sind Ihnen gegenüber Israel die Hände gebunden, fürchte ich. Wie dem auch sei, Iran ist der Schlüssel. Ihre Ölgesellschaften (die sogar noch mehr Macht haben als die Juden) brauchen uns. Sie brauchen unseren Schah – oder Sie glauben zumindest, daß Sie ihn bräuchten, genauso wie Sie dachten, Sie bräuchten die korrupte Regierung in Südvietnam.«

»Wissen Sie etwas Besseres? Ist Iran das Äquivalent zu Vietnam?«

»Möglicherweise noch viel schlimmer. Sehen Sie, der Schah wird sich nicht mehr lange halten können. Die muslimische Welt haßt ihn. Nicht nur die Araber, sondern die Muslime auf der ganzen Welt, in Indonesien, den USA, aber vor allem natürlich hier in diesem Land, sein eigenes persisches Volk haßt ihn.« Ich hörte ein Klopfen und erkannte, daß er gegen die Seite seines Rollstuhls geschlagen hatte. »Er ist böse! Wir Perser hassen ihn.« Dann herrschte Schweigen. Nur sein schwerer Atem war zu hören.

»Doc steht den Mullahs sehr nahe«, sagte Yamin zu mir mit leiser, ruhiger Stimme. »Bei den religiösen Gruppen hier gibt es eine mächtige Bewegung gegen das herrschende Regime, und sie hat einen Großteil des Landes erfaßt, mit Ausnahme einer Hand voll Menschen der Oberschicht, die vom Kapitalismus des Schahs profitieren.«

»Ich zweifle nicht an Ihren Worten«, sagte ich. »Aber ich muß sagen, daß ich bei meinen Besuchen nichts dergleichen bemerkt habe. Jeder, mit dem ich spreche, scheint den Schah zu lieben, und preist das wirtschaftliche Wachstum.«

»Sie sprechen kein Farsi«, bemerkte Yamin. »Sie hören nur, was Ihnen die Männer sagen, die am meisten profitieren. Wer in den USA oder England ausgebildet wurde, arbeitet am Ende für den Schah. Doc hier ist eine Ausnahme – jetzt.«

Er schwieg und schien seine nächsten Worte zu überdenken. »Mit Ihrer Presse ist es ganz ähnlich. Die Journalisten sprechen nur mit den Verwandten und dem engsten Kreis des Schahs. Natürlich werden Ihre Medien größtenteils auch vom Öl kontrolliert. Sie hören, was sie hören wollen, und schreiben, was ihre Werbekunden lesen wollen.«

»Warum erzählen wir Ihnen das alles, Mr. Perkins?« Docs Stimme klang noch rauer als zuvor, als ob seine Gefühle und die Anstrengung zu sprechen die Energie aufgebraucht hätten, die der Mann für dieses Treffen mobilisiert hatte. »Weil wir Sie davon überzeu-

gen möchten, abzureisen und Ihr Unternehmen zu überreden, sich aus dem Land zurückzuziehen. Wir möchten Sie warnen. Sie denken vielleicht, Sie werden hier viel Geld verdienen, aber da täuschen Sie sich. Diese Regierung wird sich nicht halten.« Wieder hörte ich, wie seine Hand gegen den Rollstuhl schlug. »Und wenn sie stürzt, wird die Regierung, die ihr nachfolgt, keine Sympathien für Sie und Ihre Firmen haben.«

»Sie meinen, wir werden kein Geld bekommen?«

Doc bekam einen Hustenanfall. Yamin ging zu ihm und rieb seinen Rücken. Als der Anfall vorbei war, sprach er mit Doc Farsi und kehrte dann an seinen Platz zurück.

»Wir müssen das Gespräch beenden«, sagte Yamin zu mir. »Als Antwort auf Ihre Frage: Sie werden nicht bezahlt. Sie werden die ganze Arbeit machen, und wenn es an der Zeit ist, Ihren Lohn zu bekommen, wird der Schah nicht mehr im Amt sein.«

Auf der Rückfahrt fragte ich Yamin, warum er und Doc MAIN das Finanzdesaster ersparen wollten, das er vorhergesagt hatte.

»Wir würden mit Freuden sehen, wenn Ihr Unternehmen Bankrott ginge. Allerdings wäre es uns noch lieber, wenn Sie den Iran verlassen. Wenn sich ein Unternehmen wie Ihres zurückzieht, könnte es damit ein Signal setzen. Darauf hoffen wir. Sehen Sie, wir wollen hier kein Blutbad, aber der Schah muß weg, und wir unterstützen alles, was seinen Sturz rascher herbeiführen kann. Daher beten wir zu Allah, daß Sie Ihren Mr. Zambotti davon überzeugen, sich rechtzeitig zurückzuziehen.

»Und warum ich?«

»Als wir bei unserem Essen über das Projekt Blühende Wüste sprachen, merkte ich, daß Sie offen für die Wahrheit sind. Ich wußte, daß unsere Informationen über Sie korrekt waren – Sie sind ein Mann zwischen zwei Welten, ein Mann in der Mitte.«

Nach diesen Worten fragte ich mich, wie viel er wirklich über mich wußte.

20 Der Sturz eines Königs

Eines Abends 1978 saß ich allein in der luxuriösen Bar in der Lobby des Hotels Inter-Continental von Teheran, als mir jemand auf die Schulter tippte. Ich drehte mich um und sah einen kräftigen, leicht schwergewichtigen Iraner im Anzug.

»John Perkins! Erinnerst du dich nicht an mich?«

Der ehemalige Fußballspieler hatte stark zugenommen, aber die Stimme war unverkennbar. Es war mein alter Freund Farhad aus Middlebury, den ich seit über zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte. Wir umarmten uns und setzten uns an die Bar. Schnell wurde deutlich, daß er alles über mich und meine Arbeit wußte. Genauso deutlich war, daß er mir nicht viel über seine eigene Arbeit erzählen wollte.

»Kommen wir gleich zur Sache«, sagte er, als wir unser zweites Bier bestellten. »Ich fliege morgen nach Rom. Meine Eltern leben dort. Ich habe ein zweites Ticket für den Flug. Du kannst es haben. Hier bricht alles zusammen. Du mußt weg.« Er reichte mir ein Flugticket. Ich zweifelte nicht einen Moment an seinen Worten.

In Rom aßen wir bei Farhads Eltern zu Abend. Sein Vater, der pensionierte General, der sich einmal in die Schußbahn einer Kugel geworfen hatte, um das Leben des Schahs zu retten, war völlig desillusioniert. Er sagte, daß der Schah in den letzten Jahren sein wahres Gesicht gezeigt habe, seine Arroganz und Gier. Der General machte die amerikanische Politik für den Haß verantwortlich, der im Nahen und Mittleren Osten herrschte. Die Amerikaner hatten Fehler gemacht, sie unterstützten Israel, korrupte Staatschefs und despotische Regierungen. Er prophezeite, daß der Schah in wenigen Monaten stürzen werde.

»Wissen Sie«, sagte er, »Sie haben die Saat für die heutige Rebellion Anfang der fünfziger Jahre gesät, als Sie Mossadegh stürzten. Sie hielten sich damals für sehr schlau – ich auch. Aber jetzt fällt das auf Sie zurück – und auf uns.⁴⁶

Seine Prophezeiungen erstaunten mich. Ich hatte etwas Ähnliches von Yamin und Doc gehört, aber wenn dieser Mann sich ebenfalls in diesem Sinne äußerte, hatte das eine ganz andere Bedeutung. Zu der Zeit wußte jeder, daß es einen fundamentalistischen islamischen Untergrund gab, aber wir hatten uns eingeredet, daß der Schah beim Großteil seines Volkes enorm beliebt und damit politisch unverwundbar sei. Der General dagegen war unerbittlich.

»Denken Sie an meine Worte«, sagte er ernst. »Der Sturz des Schahs wird nur der Anfang sein. Das ist ein Ausblick darauf, wohin die muslimische Welt steuert. Unser Zorn schwelte zu lange unter dem Sand. Schon bald wird er ausbrechen.«

Beim Abendessen erfuhr ich viel über Ayatollah Ruhollah Khomeini. Farhad und sein Vater machten deutlich, daß sie sein fanatisches Schiitentum nicht unterstützten, waren aber eindeutig von seinen Maßnahmen gegen den Schah beeindruckt. Sie erzählten mir, daß der Geistliche, dessen gewählter Name »inspiriert von Gott« lautete, 1902 in einem Dorf in der Nähe von Teheran geboren wurde. Seine Familie blickt auf eine lange Reihe schiitischer Gelehrter zurück.

Khomeini beteiligte sich nicht an den Auseinandersetzungen zwischen Mossadegh und dem Schah Anfang der fünfziger Jahre, war aber in den sechziger Jahren aktiv in der Opposition gegen den Schah tätig und kritisierte den Herrscher so unerbittlich, daß er in die Türkei verbannt wurde und später in die den Schiiten heilige Stadt Nadschaf im Irak, wo er der anerkannte Führer der Opposition wurde. Er verschickte Briefe, Artikel und Tonbandaufnahmen, in denen er die Iraner drängte, sich zu erheben, den Schah zu stürzen und einen Gottesstaat auszurufen.

Zwei Tage nach meinem Abendessen mit Farhad und seinen Eltern wurde bekannt, daß es im Iran zu Bombenanschlägen und Unruhen gekommen war. Ayatollah Khomeini und die Mullahs hatten mit ihrer Offensive begonnen und sollten schon bald die Herrschaft übernehmen. Danach ging alles sehr schnell. Die Wut, die Farhads Vater beschrieben hatte, kam in einem gewalttätigen islamischen Aufstand zum Ausbruch. Der Schah floh im Januar 1979 nach Ägypten. Als man bei ihm Krebs diagnostizierte, reiste er nach Amerika, um sich dort medizinisch behandeln zu lassen.

Die Anhänger von Ayatollah Khomeini verlangten seine Rückkehr. Im November 1979 besetzten militante Islamisten die amerikanische Botschaft in Teheran und nahmen 52 Amerikaner als Geiseln. Diese blieben 444 Tage in Gefangenschaft.⁴⁷ Präsident Carter versuchte, über die Freilassung der Geiseln zu verhandeln. Als die Verhandlungen scheiterten, genehmigte er eine militärische Befreiungsaktion, die im April 1980 unternommen wurde. Die Aktion scheiterte und kann im Grunde als der Hammer betrachtet werden, mit dem der letzte Nagel in den Sarg von Präsident Carters Präsidentschaft getrieben wurde.

Unter dem immensen Druck amerikanischer Interessensgruppen aus Wirtschaft und Politik mußte der krebskranke Schah die Vereinigten Staaten verlassen. Seit er aus Teheran geflohen war, hatte er Schwierigkeiten, Unterschlupf zu finden; all seine früheren Freunde mieden ihn. Doch General Torrijos zeigte wie gewohnt Mitgefühl und bot dem Schah Asyl in Panama an, obwohl er eine persönliche Abneigung gegen die Politik des Schahs hegte. Der Schah nahm an und fand dort Unterschlupf, wo der neue Panamakanal-Vertrag vor kurzem ausgehandelt worden war.

Die Mullahs verlangten die Rückkehr des Schahs im Austausch für die Freilassung der Geiseln, die nach wie vor in der amerikanischen Botschaft festgehalten wurden. Die Gruppierungen, die schon gegen den neuen Kanalvertrag gewesen waren, warfen Torrijos nun Korruption und die heimliche Zusammenarbeit mit dem Schah vor. Torrijos setzte das Leben der US-Bürger aufs Spiel. Außerdem verlangten sie, Torrijos solle den Schah an Ayatollah Khomeini ausliefern. Ironischerweise waren genau diese Leute noch vor wenigen Wochen die treuesten Anhänger des Schahs gewesen. Der einst stolze König der Könige kehrte schließlich nach Ägypten zurück, wo er an Krebs starb.

Docs Prognose erfüllte sich. MAIN verlor wie viele andere Konkurrenten Millionen Dollar im Iran. Carter wurde nicht wiedergewählt. Die Reagan-Bush-Regierung hielt in Washington Einzug und versprach, die Geiseln zu befreien, die Mullahs zu stürzen, die Demokratie im Iran wiederherzustellen und den Vertrag über den Panamakanal neu zu regeln.

Für mich war die Entwicklung im Iran eine wichtige Lektion. Das Beispiel Iran zeigte, daß die Vereinigten Staaten die Wahrheit über unsere Rolle in der Welt verbergen wollten. Es schien unbegreiflich, daß wir über den Schah und die Welle des Hasses gegen ihn nicht informiert worden waren. Selbst wir in Unternehmen wie MAIN, die Büros und Mitarbeiter im Land hatten, hatten nichts gewußt. Ich war mir sicher, daß die NSA und CIA erkannt hatten, was für Torrijos schon bei meinem Treffen mit ihm 1972 offensichtlich gewesen war. Aber unsere eigenen Geheimdienste hatten uns dazu gedrängt, die Augen vor der Wirklichkeit zu verschließen.

21 Kolumbien: Eckpfeiler Lateinamerikas

Saudi-Arabien, Iran und Panama boten faszinierende und verstörende Erkenntnisse, sie waren aber auch die Ausnahmen von der Regel. Wegen der riesigen Ölvorkommen in den ersten beiden Ländern und des Panamakanals entsprachen sie nicht der Regel. Die Situation in Kolumbien war eher typisch. MAIN plante und baute dort als Anlagenbauer ein riesiges Wasserkraftwerk.

Ein kolumbianischer Universitätsprofessor, der an einem Buch über die Geschichte der panamerikanischen Beziehungen schrieb, sagte mir einmal, Teddy Roosevelt habe die Bedeutung des Landes erkannt. Angeblich zeigte der US-Präsident und ehemalige Anführer der Rough-Rider-Brigade auf eine Karte und bezeichnete Kolumbien als »den Eckpfeiler für den Bogen nach Südamerika«. Ich habe die Geschichte nie überprüft; allerdings stimmt es auf jeden Fall, daß Kolumbien mit seiner Lage im Norden des Kontinents den Rest zusammenzuhalten scheint. Es bildet die Verbindung zwischen den südlicheren Ländern zum Isthmus von Panama und damit zwischen Mittel- und Südamerika.

Ob Roosevelt Kolumbien nun mit diesen Worten beschrieb oder nicht, er war nur einer von vielen US-Präsidenten, die die zentrale Rolle des Landes verstanden. Seit fast 200 Jahren betrachten die USA Kolumbien als Eckpfeiler – oder vielleicht besser als Portal zur südlichen Hemisphäre sowohl für die Wirtschaft als auch für die Politik.

Das Land zeichnet sich durch große Naturschönheit aus: spektakuläre palmengesäumte Strände an der atlantischen und der pazifischen Küste, majestätische Berge, Pampas, die es mit den Great Plains des nordamerikanischen Mittleren Westens aufnehmen können, und ausgedehnte Regenwälder mit großem Artenreichtum. Auch die Menschen sind ein besonderer Schlag, sie vereinen körperliche, kulturelle und künstlerische Züge ganz unterschiedlicher Herkunft in sich, die von den einheimischen Taironas bis zu Vorfahren aus Afrika, Asien, Europa und dem Nahen Osten geprägt werden.

Historisch betrachtet spielte Kolumbien eine wichtige Rolle in der lateinamerikanischen Geschichte und Kultur. In der Kolonialzeit war Kolumbien Sitz des Vizekönigs für alle spanischen Gebiete nördlich von Peru und südlich von Costa Rica. Die großen Flotten der mit Gold beladenen spanischen Schiffe setzten ihre Segel im Hafen der Küstenstadt Cartagena und transportierten von dort kostbare Schätze aus Südamerika, sogar aus so weit südlich gelegenen Gebieten wie Chile und Argentinien nach Spanien. Viele Entscheidungen in den Unabhängigkeitskriegen fielen in Kolumbien; zum Beispiel besiegten die Truppen unter Simón Bolívar 1819 die spanischen Royalisten in der Schlacht von Boyacá.

Heute steht Kolumbien in dem Ruf, einige der brilliantesten Schriftsteller, Künstler, Philosophen und andere Intellektuelle Lateinamerikas hervorgebracht zu haben, außerdem hat es finanziell zuverlässige und einigermaßen demokratische Regierungen. Kolumbien war das Modell für Präsident Kennedys »Nation-Building-Programm« in ganz Lateinamerika. Anders als Guatemala hatte die Regierung Kolumbiens nicht den zweifelhaften Ruf, eine Marionette der CIA zu sein. Und anders als in Nicaragua war die Regierung vom Volk gewählt und stellte damit eine Alternative zu rechtslastigen Diktaturen und den Kommunisten dar. Und schließlich mißtraute Kolumbien anders als viele andere Länder, darunter auch das mächtige Brasilien und Argentinien, nicht den USA. Das Image von Kolumbien als verlässlichem Verbündeten hat sich trotz den Problemen mit seinen Drogenkartellen erhalten.⁴⁸

Die Glanzpunkte der kolumbianischen Geschichte werden jedoch durch Haß und Gewalt überschattet. Der Sitz des spanischen Vizekönigs war auch Schauplatz der Inquisition. Der Bau der prächtigen Forts, Haciendas und Städte kostete indianische und afrikanische Sklaven das Leben. Die Kunstschatze auf den Goldschiffen, die für die Men-

schen nicht nur Meisterwerke, sondern auch Heiligtümer waren, hatte man den Einheimischen geraubt und für einen einfacheren Transport eingeschmolzen. Die stolzen Kulturen fielen den Schwertern und Krankheiten der Konquistadoren zum Opfer. In jüngerer Zeit führte eine umstrittene Präsidentenwahl zur Spaltung zwischen den politischen Parteien und schließlich zu *La Violencia* (1948–1957), einem Bürgerkrieg, in dem über 200.000 Menschen starben.

Trotz der Konflikte und Widersprüche betrachteten Washington und die Wall Street Kolumbien schon immer als wesentlichen Faktor bei der Umsetzung panamerikanischer politischer und wirtschaftlicher Interessen. Das liegt neben Kolumbiens geographischer Lage an verschiedenen Faktoren, unter anderem an der Erkenntnis, daß die Staatschefs der gesamten Hemisphäre nach Bogotá blickten, wenn sie Rat und Hilfe brauchten. Dazu kommt noch, daß das Land Produzent vieler Produkte ist, die in den USA gekauft werden (Kaffee, Bananen, Textilien, Smaragde, Blumen, Öl und Kokain), aber auch ein Markt für unsere Güter und Dienstleistungen.

Eine der wichtigsten Dienstleistungen, die wir Ende des 20. Jahrhunderts an Kolumbien verkauften, war das Fachwissen im Bereich Anlagenbau. Kolumbien war ein typisches Beispiel für die Länder, in denen ich arbeitete. Es war relativ einfach zu zeigen, daß das Land enorme Kredite aufnehmen und diese dann leicht mit dem Geld zurückzahlen konnte, das mit den Projekten selbst und den Rohstoffen des Landes eingenommen werden sollte. Demnach sollten enorme Investitionen in Stromnetze, Schnellstraßen und die Telekommunikation Kolumbien helfen, seine riesigen Erdgas- und Erdölvorkommen und das größtenteils unterentwickelte Amazonasgebiet zu erschließen. Mit diesen Projekten wiederum würde das Einkommen erwirtschaftet werden, um die Kredite plus Zinsen zurückzuzahlen.

So weit die Theorie. Die Realität sah anders aus. Entsprechend unserer wahren Absicht sollte Bogotá abhängig gemacht werden, um das globale Imperium auszubauen. Meine Aufgabe war wie so oft, Argumente und Zahlen für die extrem hohen Kredite zu liefern. Kolumbien hatte keinen Mann wie Torrijos, daher hatte ich, zumindest dachte ich das, keine andere Wahl, als aufgeblähte Prognosen zur wirtschaftlichen Entwicklung und zum Strombedarf zu entwickeln.

Abgesehen von gelegentlichen Gewissensbissen wegen meiner Arbeit war Kolumbien ein Ort, an dem ich Ruhe und Entspannung fand. Ann und ich hatten dort Anfang der siebziger Jahre einige Monate verbracht und sogar eine Anzahlung für eine kleine Kaffeefarm in den Bergen an der karibischen Küste geleistet. Ich denke, die Zeit, die wir dort verbracht haben, heilte ein wenig die Wunden, die wir einander in den Jahren zuvor zugefügt hatten. Letztendlich waren die Wunden jedoch zu tief, und unsere Ehe scheiterte.

In den siebziger Jahren hatte MAIN mehrere Aufträge zur Entwicklung verschiedener Infrastrukturprojekte erhalten, darunter eine Reihe von Wasserkraftwerken und ein Leitungssystem, um den Strom aus dem Dschungel zu den Städten hoch in den Bergen zu transportieren. Ich hatte ein Büro in der Küstenstadt Barranquilla. Dort lernte ich 1977 eine schöne kolumbianische Frau kennen, die mein Leben verändern sollte. Erst dann lernte ich das Land richtig kennen.

Paula hatte lange blonde Haare und auffallend grüne Augen – nicht gerade das, was sich Ausländer unter einer Kolumbianerin vorstellen. Ihre Eltern waren aus Norditalien eingewandert. Paula folgte ihrem italienischen Erbe und wurde Modedesignerin. Sie ging sogar noch einen Schritt weiter und baute eine kleine Fabrik, wo ihre Kreationen geschneidert wurden. Die Kleider wurden in teuren Boutiquen im ganzen Land sowie in Panama und Venezuela verkauft. Paula war sehr einfühlsam und half mir, das persönliche Trauma meiner gescheiterten Ehe zu überwinden. Sie rückte mein Verhältnis zu

Frauen ein wenig zurecht, das mein Leben so negativ beeinflusst hatte. Außerdem brachte sie mir viel über die Konsequenzen meines Tuns bei.

Wie schon gesagt, setzt sich das Leben aus einer Reihe von Zufällen zusammen, über die wir keine Macht haben. Bei mir waren das meine Erziehung als Sohn eines Lehrers in einer Jungenschule im ländlichen New Hampshire, das Zusammentreffen mit Ann und ihrem Onkel Frank, der Vietnamkrieg und die Begegnung mit Einar Greve. Allerdings liegt die Entscheidung, wie wir reagieren, wenn uns diese Zufälle treffen, immer bei uns. Wie wir handeln, was wir unternehmen, das macht den Unterschied. Meine hervorragenden Leistungen in der Schule zum Beispiel, meine Heirat, die Meldung zum Peace Corps und der Entschluß, ein Economic Hit Man zu werden – all diese Entscheidungen haben mich an den Punkt meines Lebens geführt, an dem ich heute stehe.

Paula war ein weiterer solcher Zufall, und ihr Einfluß brachte mich dazu, etwas zu unternehmen und den Kurs meines Lebens zu ändern. Bevor ich sie traf, hatte ich mich dem System gebeugt. Ich fragte mich zwar oft, was ich tat, und fühlte mich manchmal schuldig, fand aber stets einen Grund, weiterhin für das System zu arbeiten. Vielleicht kam Paula einfach zur rechten Zeit. Möglicherweise hätte ich den Absprung ohnehin gewagt oder meine Erfahrungen in Saudi-Arabien, im Iran und in Panama hätten mich zu dieser Entscheidung getrieben. Aber ich bin mir sicher: Genauso wie Claudine der Auslöser war, warum ich ein Economic Hit Man wurde, so war eine andere Frau, nämlich Paula, der Katalysator, den ich damals brauchte. Sie überzeugte mich, tief in mich zu gehen und zu erkennen, daß ich nicht glücklich werden konnte, solange ich diese Rolle spielte.

22 Amerikanische Republik gegen globales Imperium

»Ich will ganz offen sein«, sagte Paula eines Tages, als wir gerade in einem Café saßen. »Die Indianer und Farmer, die an dem Fluß leben, den ihr aufstaut, hassen euch. Selbst die Leute in den Städten, die nicht direkt betroffen sind, sympathisieren mit den Guerillas, die eure Baustelle angegriffen haben. Eure Regierung nennt solche Leute Kommunisten, Terroristen und Drogenhändler, aber in Wirklichkeit sind das einfach nur Menschen mit Familien, deren Land deine Firma gerade zerstört.«

Ich hatte ihr von Manuel Torres erzählt. Er war Ingenieur bei MAIN und einer der Männer, die vor kurzem von Guerillas auf unserer Baustelle für den Staudamm angegriffen worden waren. Manuel war kolumbianischer Staatsbürger, der einen Job hatte, weil eine Anordnung des amerikanischen Außenministeriums es uns verbot, Amerikaner auf diese Baustelle zu schicken. Wir nannten das die »Kolumbianer sind entbehrlich«-Doktrin. Sie war typisch für eine Haltung, die ich immer mehr haßte. Meine Haltung zu dieser Art von Politik machte es mir immer schwieriger, mein inneres Gleichgewicht aufrechtzuerhalten.

»Laut Manuel haben sie mit AK-47 in die Luft und auf seine Füße geschossen«, sagte ich Paula. »Er klang ganz ruhig, als er mir davon erzählte, aber ich weiß, daß er vor Angst fast gestorben wäre. Sie haben niemanden erschossen. Sie gaben ihnen nur den Brief und schickten sie in ihren Booten flußabwärts.«

»Mein Gott!«, rief Paula. »Der arme Mann war in Todesangst!«

»Natürlich war er das.« Ich erzählte ihr, daß ich Manuel gefragt hatte, ob er glaube, daß es FARC oder M-19 waren, und meinte damit die beiden berüchtigtsten kolumbianischen Guerillagruppen.

»Und?«

»Er sagte weder noch. Aber er glaubt, was sie in diesem Brief geschrieben haben.«

Paula griff sich die Zeitung, die ich mitgebracht hatte, und las den Brief laut vor.

»Wir, die wir jeden Tag arbeiten, um das nackte Überleben zu sichern, schwören beim Blut unserer Vorfahren, daß wir nie Dämme erlauben werden, die unsere Flüsse blockieren. Wir sind einfache Indianer und Mestizen, aber wir wollen lieber sterben, als tatenlos zusehen, wie unser Land überflutet wird. Wir warnen unsere kolumbianischen Brüder: Hört auf, für die Bauunternehmen zu arbeiten.« Sie legte die Zeitung weg. »Was hast du zu ihm gesagt?«

Ich zögerte, aber nur kurz. »Ich hatte keine Wahl. Ich mußte den Standpunkt der Firma vertreten. Ich fragte ihn, ob das wie ein Brief klingt, den ein indianischer Bauer schreiben könnte.«

Sie saß da und schaute mich geduldig an.

»Er zuckte nur mit den Schultern.« Unsere Blicke trafen sich. »Oh Paula, ich hasse mich doch auch dafür, daß ich diese Rolle spiele.«

»Was hast du dann gemacht?«, drängte sie weiter.

»Ich schlug mit der Faust auf den Tisch. Ich schüchterte ihn ein. Ich fragte ihn, ob normale Bauern automatische Waffen hätten. Dann fragte ich ihn, ob er wisse, wer die AK-47 erfunden habe.«

»Und, wußte er es?«

»Ja, aber ich konnte seine Antwort kaum hören. ›Ein Russe«, sagte er. Natürlich versicherte ich ihm, er habe völlig Recht, der Erfinder sei ein Kommunist namens Ka-

laschnikow gewesen, ein hochdekoriertes Offizier in der Roten Armee. Ich brachte ihn dazu einzusehen, daß die Leute, die den Brief geschrieben haben, Kommunisten sind.«

»Und das glaubst du selbst?«, fragte sie.

Ihre Frage brachte mich aus dem Konzept. Wie sollte ich darauf ehrlich antworten? Ich erinnerte mich an den Iran und daran, daß Yamin mich als einen Mann gefangen zwischen zwei Welten beschrieben hatte, einen Mann in der Mitte. In gewisser Weise wünschte ich, ich wäre auf der Baustelle gewesen, als die Guerillas angriffen, oder daß ich einer der Guerillas gewesen wäre. Mich überkam ein seltsames Gefühl, eine Art Neid auf Yamin und Doc und die kolumbianischen Rebellen. Diese Männer hatten eine Überzeugung. Sie hatten sich für die echte Welt entschieden, nicht für ein Niemandland, das irgendwo dazwischen lag.

»Ich muß meinen Job machen«, sagte ich schließlich.

Sie lächelte sanft.

»Aber er kotzt mich an«, fuhr ich fort. Ich dachte an die Männer, deren Bilder mir so oft vor Augen standen, an Tom Paine und die anderen Helden aus den Revolutionskriegen, an Piraten und erste Siedler. Sie standen nicht irgendwo dazwischen. Sie hatten Stellung bezogen und mit den Konsequenzen gelebt. »Jeden Tag hasse ich meine Arbeit ein bißchen mehr.«

Sie nahm meine Hand. »Deine Arbeit?«

Unsere Blicke trafen sich, sie hielt meinen Blick fest. Ich verstand die Andeutung. »Mich selbst.«

Sie drückte meine Hand und nickte langsam. Ich fühlte mich sofort erleichtert, nur weil ich ihr meine Gewissensnot gestanden hatte.

»Was wirst du tun, John?«

Ich wußte keine Antwort, und aus der kurzen Erleichterung wurde wieder Abwehr. Ich stammelte die üblichen Rechtfertigungen: daß ich versuchte, Gutes zu tun, daß ich nach Wegen suchte, das System von innen heraus zu verändern, und – die alte Ausrede – wenn ich kündigte, würde ein anderer, noch Schlimmerer an meine Stelle treten. Aber ich konnte an der Art, wie sie mich ansah, erkennen, daß sie mir das nicht abnahm. Noch schlimmer, ich glaubte es selbst nicht. Sie hatte mich dazu gebracht, die grundlegende Wahrheit zu erkennen: Ich konnte die Schuld zwar auf meine Arbeit abwälzen, mußte sie mir aber letztlich selbst zuschreiben.

»Und du?«, fragte ich schließlich. »Was glaubst du?«

Sie seufzte leise und ließ meine Hand los. »Versuchst du, das Thema zu wechseln?«

Ich nickte.

»Okay«, stimmte sie zu. »Unter einer Bedingung. Daß wir eines Tages wieder darauf zu sprechen kommen.« Sie nahm einen Löffel und betrachtete ihn eingehend. »Ich weiß, daß manche Guerillas in Rußland oder China ausgebildet werden.« Sie tauchte den Löffel in ihren *Café con leche*, rührte um und leckte ihn dann langsam ab. »Was bleibt ihnen anderes übrig? Sie müssen mit modernen Waffen umgehen können und lernen, wie man gegen die Soldaten kämpft, die bei euch ausgebildet worden sind. Manchmal verkaufen sie Kokain, weil sie Geld brauchen. Wie sonst sollten sie das Geld auftreiben, um Waffen zu kaufen? Sie haben mit schrecklichen Widrigkeiten zu kämpfen. Eure Weltbank hilft ihnen nicht, sich zu verteidigen. Sie zwingt sie sogar in diese Position.« Sie nahm einen Schluck Kaffee. »Ich glaube, daß sie für eine gerechte Sache kämpfen. Die Elektrizität wird nur einigen wenigen helfen, den reichsten Kolumbianern, aber

Tausende werden sterben, weil das Wasser und die Fische vergiftet werden, nachdem ihr eure Staudämme gebaut habt.«

Als sie so leidenschaftlich über Menschen sprach, die uns – und mich – haßten, bekam ich eine Gänsehaut. Ohne zu wissen, was ich tat, packte ich ihre Unterarme.

»Woher weißt du so viel über die Guerillas?« Schon als ich fragte, hatte ich ein flaes Gefühl, eine Vorahnung, daß ich die Antwort gar nicht wissen wollte.

»Ich bin mit ein paar von ihnen zur Schule gegangen«, sagte sie. Sie zögerte, schob ihre Tasse weg. »Mein Bruder hat sich der Bewegung angeschlossen.«

Da war es. Ich war furchtbar enttäuscht. Ich hatte gedacht, ich wüßte alles über sie, und jetzt ... Flüchtling hatte ich das Bild eines Mannes vor Augen, der nach Hause kommt und seine Frau im Bett mit einem anderen Mann erwischt.

»Warum hast du mir das nie erzählt?«

»Es schien unwichtig. Warum sollte ich? Das ist nichts, mit dem ich prahle.« Sie machte eine Pause. »Ich habe ihn seit zwei Jahren nicht mehr gesehen. Er muß sehr vorsichtig sein.«

»Woher weißt du, daß er noch lebt?«

»Ich weiß es nicht, aber vor kurzem wurde er von der Regierung auf eine Fahndungsliste gesetzt. Das ist ein gutes Zeichen.«

Ich unterdrückte den Impuls, vorschnell zu urteilen. Ich hoffte, sie würde meine Eifersucht nicht bemerken. »Wie wurde er Mitglied?«, fragte ich.

Zum Glück hielt sie den Blick auf die Kaffeetasse gerichtet. »Er hat vor dem Büro einer Ölgesellschaft demonstriert – ich glaube, es war Occidental. Er protestierte gegen Bohrungen auf dem Land von Indios, in den Wäldern eines Stamms, der kurz vor der Ausrottung stand. Er und ein paar Freunde. Sie wurden von Soldaten angegriffen, verprügelt und ins Gefängnis geworfen, obwohl sie nichts Illegales getan hatten. Sie standen nur friedlich vor dem Gebäude, schwenkten Plakate und sangen.« Sie sah zum Fenster hinaus. »Sie haben ihn fast sechs Monate im Gefängnis festgehalten. Er hat uns nie erzählt, was dort passiert ist, aber als er rauskam, war er ein anderer Mensch.«



Das war das erste von vielen solchen Gesprächen mit Paula. Heute weiß ich, daß diese Unterhaltungen den Boden für die kommenden Ereignisse bereiteten. Ich war innerlich zerrissen, doch noch beherrschten mich der Gedanke an Geld und meine anderen Schwächen, die die NSA vor zehn Jahren beim Bewerbungsgespräch analysiert hatte. Paula zwang mich, das zu erkennen und mich den Gefühlen zu stellen, die hinter meiner Begeisterung für Piraten und andere Rebellen verborgen waren. So half sie mir, den Weg zu meiner Wandlung weiter zu beschreiten.

Abgesehen von meinem persönlichen Dilemma half mir die Zeit in Kolumbien auch, den Unterschied zwischen der alten amerikanischen Republik und dem neuen Weltreich zu erkennen. Die Republik bot der Welt Hoffnung. Ihre Grundlage war nicht materialistischer, sondern moralischer und philosophischer Natur. Sie basierte auf den Prinzipien der Gleichberechtigung und Gerechtigkeit für alle. Sie konnte aber auch pragmatisch sein, war nicht nur eine Utopie, sondern eine lebendige, atmende, großzügige Einheit. Sie konnte die Arme ausbreiten und bot den Geknechteten Zuflucht. Sie war eine Inspiration, gleichzeitig aber auch eine Macht, mit der man rechnen mußte. Wenn nötig, wurde sie aktiv, wie etwa im Zweiten Weltkrieg, als sie die Prinzipien verteidigte, für die sie stand. Die Institutionen, die die Republik bedrohen (die Konzerne, Banken und der eigene Verwaltungsapparat), könnten auch dazu eingesetzt werden, einen grundle-

genden Wandel auf der Welt zu bewirken. Solche Einrichtungen verfügen über die Kommunikationsnetzwerke und Transportsysteme, die notwendig sind, um Krankheiten, dem Hunger auf der Welt und sogar Kriegen ein Ende zu machen – wenn man sie nur dazu bewegen könnte, einen solchen Kurs einzuschlagen.

Das globale Imperium ist dagegen die Nemesis der Republik. Es dreht sich nur um sich selbst, dient sich selbst, ist gierig und materialistisch, ein System, das auf dem Merkantilismus basiert. Wie bei den anderen Weltreichen vor ihm öffnen sich seine Arme nur, um Ressourcen anzuhäufen, alles in Sichtweite zu packen und in seinen unersättlichen Rachen zu stopfen. Ihm ist jedes Mittel recht, um mehr Macht und Reichtum an sich zu reißen und die Herrschenden zu bereichern.

Als ich diesen Unterschied begriff, verstand ich auch meine eigene Rolle besser. Claudine hatte mich gewarnt; sie hatte mir ehrlich gesagt, was man von mir erwartete, wenn ich die Stelle bei MAIN annahm. Dennoch brauchte ich die Erfahrungen in Ländern wie Indonesien, Panama, dem Iran und Kolumbien, um die ganze Tragweite meines Handelns zu verstehen. Und es brauchte die Geduld, Liebe und persönliche Geschichte einer Frau wie Paula.

Ich war der amerikanischen Republik gegenüber loyal, aber was wir mit der neuen, subtilen Form des Imperialismus verbreiteten, war das finanzielle Äquivalent zu dem, was wir in Vietnam mit militärischen Mitteln hatten erreichen wollen. Südostasien hatte uns gelehrt, daß der Einsatz von Militär seine Grenzen hat. Die Wirtschaftsexperten hatten darauf reagiert und einen besseren Plan entwickelt, und die Agenturen für Entwicklungshilfe und die privaten Firmen, denen sie dienten (oder, genauer gesagt, die von ihnen bedient wurden) hatten den Plan umgesetzt.

Auf allen Kontinenten gab es Länder, in denen ich Männer und Frauen für amerikanische Firmen arbeiten sah. Obwohl sie nicht offiziell Teil des EHM-Netzwerks waren, beteiligten sie sich doch an etwas, das viel böser war als die kühnste Verschwörungstheorie. Wie viele Ingenieure bei MAIN waren diese Mitarbeiter blind für die Folgen ihres Handelns, ja, sie waren sogar überzeugt, daß die Sweatshops und Fabriken, in denen Schuhe oder Autoteile hergestellt wurden, halfen, die Armut zu überwinden. Sie erkannten nicht, daß die Armen tiefer in eine Sklaverei getrieben wurden, die an die mittelalterliche Grundherrschaft oder die Plantagen der Südstaaten erinnerte. Wie bei den frühen Formen der Ausbeutung wurden die modernen Sklaven oder Leibeigenen so sozialisiert, daß sie glaubten, es gehe ihnen besser als den armen Seelen, die in den wirtschaftlichen Randgebieten lebten, in den dunklen Niederungen Europas, dem Urwald von Afrika oder in der Weite jenseits der amerikanischen Siedlungsgrenze.

Der innere Kampf, ob ich weiter bei MAIN arbeiten oder kündigen sollte, wurde zu einem offenen Konflikt. Es gab keinen Zweifel daran, daß mein Gewissen mir riet, die Firma zu verlassen, aber die andere Seite, sozusagen der Betriebswirt in mir, zweifelte noch. Mein eigenes Reich wurde immer größer; ich ergänzte meine verschiedenen Portfolios um Mitarbeiter, Länder und Aktien und schmeichelte damit auch meinem Ego. Geld und ein großzügiger Lebensstil waren verführerisch, ebenso der Adrenalinstoß, den einem die Macht gab. Aber ich erinnerte mich auch an die Warnung, die Claudine mir einst gegeben hatte. Ich könnte niemals aussteigen.

Natürlich schnaubte Paula verächtlich, als ich ihr von dieser Warnung erzählte. »Woher will sie das wissen?«

Ich wies darauf hin, daß Claudine in vielen Dingen Recht gehabt hatte.

»Das ist schon lange her. Das Leben ändert sich. Außerdem, was macht es für einen Unterschied? Du bist zutiefst unglücklich. Was kann Claudine oder sonst jemand dir antun, das noch schlimmer wäre?«

Paula wiederholte das immer wieder, und schließlich stimmte ich ihr zu. Ich gestand ihr und mir ein, daß all das Geld, die Abenteuer und der Ruhm nicht mehr die Hektik, die Schuldgefühle und den Streß rechtfertigten. Als MAIN-Partner wurde ich reich, und ich wußte, wenn ich weiterhin Partner blieb, saß ich für immer in der Falle.

Eines Tages gingen wir am Strand in der Nähe der alten spanischen Festung in Cartagena spazieren, ein Ort, der lange unzähligen Piratenangriffen standgehalten hatte. Da unterbreitete mir Paula eine Idee, auf die ich selbst nicht gekommen war. »Was, wenn du keinem Menschen etwas von dem verrätst, was du weißt?«, fragte sie.

»Du meinst ... ich soll einfach schweigen?«

»Genau. Gib ihnen keinen Grund, etwas gegen dich zu unternehmen. Besser noch, gib ihnen allen Grund, dich in Ruhe zu lassen und keinen Staub aufzuwirbeln.«

Das ergab einen Sinn – ich fragte mich, warum ich nicht selbst darauf gekommen war. Ich würde keine Bücher schreiben oder sonst irgendwie die Wahrheit aufdecken, wie ich sie sah. Ich würde keinen Kreuzzug führen, sondern ein ganz normaler Mensch werden, mich darauf konzentrieren, das Leben zu genießen, zu reisen, vielleicht sogar mit einer Frau wie Paula eine Familie zu gründen. Ich hatte genug, ich wollte einfach nur weg.

»Alles, was Claudine dir beigebracht hat, ist eine Täuschung«, fügte Paula hinzu. »Dein Leben ist eine Lüge.« Sie lächelte herablassend. »Hast du in letzter Zeit mal einen Blick in deine Personalakte geworfen?«

Ich gab zu, daß ich das nicht getan hatte.

»Tu es«, riet sie. »Ich habe neulich deine Unterlagen auf Spanisch gelesen. Wenn die englischen auch so sind, wirst du sie sehr aufschlußreich finden, glaube ich.«

23 Die trügerische Personalakte

Während ich in Kolumbien war, traf die Nachricht ein, daß Jake Dauber als oberster Chef von MAIN in den Ruhestand gegangen war. Wie erwartet ernannte der Vorsitzende und CEO Mac Hall Bruno zu Daubers Nachfolger. Die Telefonleitungen zwischen Boston und Barranquilla liefen heiß. Jeder prophezeite, daß auch ich schon bald befördert werden würde; schließlich war ich einer von Brunos Protégés, dessen volles Vertrauen ich genoß.

Die Veränderungen und Gerüchte waren ein weiterer Anlaß für mich, meine eigene Position zu überdenken. Während ich noch in Kolumbien war, folgte ich Paulas Rat und las die spanische Version meines Lebenslaufs. Ich war schockiert. Wieder in Boston holte ich mir das englische Original und die Novemberausgabe unseres Firmenmagazins MAINLINES aus dem Jahr 1978. Darin war ein Artikel über mich mit dem Titel »Spezialisten bieten MAIN-Kunden neue Dienstleistungen an«.

Ich war einmal sehr stolz auf meinen Lebenslauf und diesen Artikel gewesen, aber als ich ihn mit den Augen Paulas betrachtete, wurde ich zusehends wütend und deprimiert. Die Dokumente täuschten den Leser bewußt, wenn sie ihn nicht sogar belogen. Außerdem hatten sie eine tiefere Bedeutung und spiegelten eine Realität, die unsere Zeit und unseren globalen Herrschaftsanspruch ausdrückte: Die Dokumente kündeten von der Strategie und dem Kalkül, den Schein zu wahren und die tiefer liegende Realität zu verbergen. Auf seltsame Weise symbolisierten sie meine Lebensgeschichte, eine glänzende Außenhülle, bedeckt von einer synthetischen Oberfläche.

Natürlich war es kein Trost für mich, daß ich die Verantwortung für den Inhalt meines Lebenslaufs größtenteils selbst übernehmen mußte. Allgemein wurde erwartet, daß man seinen Lebenslauf und seine Personalakte ständig mit Hintergrundinformationen über Kunden und seine Arbeit aktualisierte. Wenn jemand aus der Marketingabteilung oder ein Projektleiter mich in ein Angebot einbeziehen wollte oder meine Referenzen anderweitig benötigte, konnte er die Grunddaten so zusammenstellen, wie er sie gerade brauchte.

Zum Beispiel konnte er meine Erfahrungen im Nahen Osten hervorheben oder meine Vorträge vor der Weltbank und anderen multinationalen Foren. Natürlich mußte er meine Genehmigung einholen, wenn er meinen veränderten Lebenslauf verschickte. Aber da ich wie viele MAIN-Mitarbeiter häufig auf Reisen war, wurden oft Ausnahmen gemacht. Daher war mein Lebenslauf, den ich mir auf Paulas Vorschlag hin ansah, völlig neu für mich, obwohl die Informationen ausnahmslos aus meiner Personalakte stammten.

Auf den ersten Blick wirkte mein Lebenslauf völlig harmlos. Unter *Erfahrung* wurde aufgeführt, daß ich für große Projekte in den USA, Asien, Lateinamerika und im Nahen Osten verantwortlich gewesen war. Dann folgte eine bunt zusammengewürfelte Liste mit den Projekten: Entwicklungsplanung, Wirtschaftsprognosen, Prognosen zum Stromverbrauch und so weiter. Der Abschnitt endete mit der Beschreibung meiner Arbeit für das Peace Corps in Ecuador, allerdings wurde das Peace Corps nicht genannt. So entstand der Eindruck, daß ich Manager einer Firma für Baumaterialien gewesen wäre, anstatt freiwillig einer kleinen Kooperative zu helfen, in der Kleinbauern aus den Anden, die weder lesen noch schreiben konnten, Lehmziegel herstellten.

Dann kam eine lange Liste mit Kunden. Dort wurde die Internationale Bank für Wiederaufbau und Entwicklung (die offizielle Bezeichnung der Weltbank) aufgeführt, die Asiatische Entwicklungsbank, die Regierung von Kuwait, das iranische Energieministerium, die Arabian-American Oil Company of Saudi Arabia, das Instituto de Recursos Hidraulicos y Electrificación, Perusahaan Umum Listrik Negara und viele andere. Mir

stach jedoch besonders der letzte Eintrag ins Auge: US-Finanzministerium, Vereinigtes Königreich von Saudi-Arabien. Ich war überrascht, daß dieser Eintrag in Druck gegangen war, auch wenn er natürlich in meiner Personalakte stand.

Ich legte den Lebenslauf beiseite und wandte mich dem Artikel in *Mainlines* zu. Ich erinnerte mich noch gut an das Interview mit der Verfasserin, einer talentierten und engagierten jungen Frau. Vor der Veröffentlichung hatte sie mir den Artikel zu lesen gegeben. Ich war erfreut gewesen, daß sie mich so schmeichelhaft dargestellt hatte, und genehmigte die Veröffentlichung unverzüglich. Wieder einmal hatte ich das selbst zu verantworten. Der Artikel begann:

Betrachtet man die Gesichter der Mitarbeiter hinter den Schreibtischen, erkennt man gleich, daß die Abteilung Wirtschaft und regionale Entwicklung eines der jüngsten und am schnellsten wachsenden Geschäftsfelder von MAIN ist ...

Beim Aufbau der Abteilung Wirtschaft waren natürlich viele Menschen beteiligt, aber im Grunde verdankt sie ihre Entstehung einem Mann: John Perkins, der heute Leiter der Abteilung ist.

John wurde im Januar 1971 als Assistent des für Stromlastprognose zuständigen Ingenieurs eingestellt und war damals einer der wenigen Betriebswirte, die für MAIN arbeiteten. Bei seinem ersten Auftrag wurde er mit einem Team von insgesamt elf Mann nach Indonesien geschickt, wo eine Untersuchung zum Strombedarf durchgeführt wurde.

Im Artikel wurde kurz darauf eingegangen, was ich gemacht hatte, bevor ich zu MAIN gekommen war. Ich hätte »drei Jahre in Ecuador verbracht«, hieß es, um dann fortzufahren:

In jener Zeit lernte John Perkins Einar Greve (einen ehemaligen Mitarbeiter) kennen [Einar hatte MAIN inzwischen verlassen und war Präsident der Tucson Gas & Electric Company] geworden. Greve arbeitete in der Stadt Paute, Ecuador, an einem Staudammprojekt für MAIN. Die beiden freundeneten sich an und blieben in Briefkontakt. Durch diesen Kontakt wurde John eine Stelle bei MAIN angeboten.

Etwa ein Jahr später war John zuständig für die Erstellung der Lastprognosen. Weil die Anfragen von Kunden und Instituten wie der Weltbank zunahmen, erkannte er, daß bei MAIN mehr Wirtschaftswissenschaftler gebraucht wurden.

Alle Angaben in den Dokumenten entsprachen der Wahrheit – die zugrunde liegenden Dokumente steckten in meiner Personalakte. Allerdings war die Aussage meiner Meinung nach verdreht und bereinigt. Und in einer Kultur, die offizielle Dokumente geradezu verehrt, verbargen sich dahinter eindeutig finstere Absichten. Faustdicke Lügen kann man entlarven. Dokumente wie diese kann man unmöglich widerlegen, weil sie auf dem berühmten Körnchen Wahrheit basieren. Sie ließen keine offensichtliche Täuschungsabsicht erkennen, außerdem stammten die Unterlagen von einer Firma, die das Vertrauen anderer Unternehmen, internationaler Banken und Regierungen genoß.

Das traf vor allem für meinen Lebenslauf zu, denn er war anders als der Artikel in der Zeitschrift, der ein Interview mit mir wiedergab, ein offizielles Dokument. Das Logo von MAIN, das unten auf der Seite des Lebenslaufs stand und wahrscheinlich alle Angebote und Berichte zierte, die mit dem Lebenslauf verschickt wurden, hatte in der internationalen Geschäftswelt großes Gewicht, es war eine Art Qualitätssiegel und flößte

genauso viel Vertrauen ein wie die Siegel und Stempel auf Diplomen und gerahmten Zertifikaten, die in Arzt- und Anwaltspraxen hängen.

In den Dokumenten wurde ich als äußerst kompetenter Wirtschaftswissenschaftler dargestellt, Abteilungsleiter bei einer renommierten Unternehmensberatung. Ein Mann, der in der Welt herumreiste und eine breite Palette von Untersuchungen durchführte, mit denen die Welt zivilisierter und wohlhabender wurde. Die Täuschung bestand nicht in dem, was gesagt wurde, sondern in dem, was ausgelassen wurde. Wenn ich die Dokumente aus der Perspektive eines Außenstehenden betrachtete und alles ganz objektiv sah, mußte ich zugeben, daß die Auslassungen viele Fragen aufwarfen.

Zum Beispiel wurden meine Rekrutierung durch die NSA oder Einar Greves Verbindung zum Militär und seine Rolle als Verbindungsmann der NSA nicht erwähnt. Daß ich unter enormem Druck stand, aufgeblähte Wirtschaftsprognosen zu erstellen, wurde ebenso verschwiegen wie die Tatsache, daß meine Arbeit größtenteils darin bestand, hohe Kredite zu arrangieren, die Länder wie Indonesien und Panama nie zurückzahlen konnten. Über die Integrität meines Vorgängers Howard Parker wurde kein Wort verloren. Ich war sein Nachfolger geworden, weil ich bereit war, die tendenziösen Prognosen zu liefern, die mein Chef wollte, anstatt wie Howard meine ehrliche Meinung zu sagen und dafür gefeuert zu werden. Besonders verwirrend war der letzte Eintrag in der Liste meiner Kunden: US-Finanzministerium, Königreich Saudi-Arabien.

Ich las die Zeile immer wieder und fragte mich, wie man sie interpretieren würde. Gut möglich, daß manche Leser sich fragten, welche Verbindungen das amerikanische Finanzministerium mit Saudi-Arabien hatte. Vielleicht sahen manche darin einen Redaktionsfehler, zwei verschiedene Zeilen, die versehentlich zu einer zusammengezogen wurden? Die meisten Leser würden nie die Wahrheit erraten. Die Angabe hatte einen ganz bestimmten Grund. Sie sollte den Eingeweihten sagen, daß ich zu dem Team gehört hatte, das den Deal des Jahrhunderts abgeschlossen hatte, den Deal, der den Gang der Weltgeschichte veränderte, der aber nie in die Zeitungen gelangte. Mit meiner Hilfe kam ein Abkommen zustande, das kontinuierliche Öllieferungen für Amerika garantierte, die Herrschaft des Hauses Saud absicherte und Osama bin Laden mitfinanzierte und Verbrecher und Diktatoren wie Idi Amin aus Uganda schützte. Diese einzelne Zeile in meinem Lebenslauf sprach all jene an, die Bescheid wußten. Sie besagte, daß der Chefvolkswirt von MAIN ganz besonderen Aufgaben gewachsen war.

Der letzte Abschnitt des Artikels in der Unternehmenszeitschrift enthielt eine persönliche Beobachtung der Verfasserin. Sie traf damit einen wunden Punkt:

Das Wachstum der Abteilung Wirtschaft und Regionalplanung verlief rasant, dennoch hat John das Gefühl, Glück gehabt zu haben, denn jede Neueinstellung erwies sich als professionelle, hart arbeitende Kraft. Als er mir gegenüber an seinem Schreibtisch saß und mit mir sprach, konnte man eindeutig erkennen, daß er seinen Untergebenen Interesse entgegenbringt und sie nach Kräften unterstützt. Ein bewundernswerter Zug!

Ich hatte mich nie als Wirtschaftswissenschaftler betrachtet. Ich hatte an der Boston University einen Abschluß als Bachelor in Betriebswirtschaft mit Schwerpunkt Marketing gemacht. In Mathematik und Statistik war ich immer schlecht gewesen. Am Middlebury College war mein Hauptfach Amerikanische Literatur; Schreiben war mir stets leicht gefallen. Meine Position als Chefvolkswirt und Manager der Abteilung Wirtschaft und Regionalplanung hatte ich nicht meinen Fähigkeiten im Bereich Wirtschaftswissenschaften oder Planung zu verdanken, sondern sie war das Ergebnis meiner Bereitschaft, die Analysen und Schlußfolgerungen zu liefern, die meine Vorgesetzten und Kunden verlangten. Hinzu kam vielleicht noch meine natürliche Begabung, andere mit meinem Schreibstil zu überzeugen. Außerdem war ich so schlau, kompetente Leute einzustellen,

von denen viele einen Master-Abschluß, einige sogar einen Dokortitel hatten. Meine Mitarbeiter wußten weit mehr über die technische Seite unseres Geschäfts als ich. Kein Wunder, daß die Autorin des Artikels zu dem Schluß kam, es sei ein bewundernswerter Zug, daß ich meinen Untergebenen so großes Interesse entgegenbrachte und sie nach Kräften unterstützte.

Ich bewahrte die beiden Dokumente und noch verschiedene andere ähnlicher Machart in der obersten Schublade meines Schreibtischs auf und sah sie mir häufig an. Danach verließ ich oft mein Büro, wanderte zwischen den Schreibtischen meiner Mitarbeiter umher und betrachtete die Männer und Frauen, die für mich arbeiteten. Ich fühlte mich schuldig für das, was ich ihnen angetan hatte, für die Rolle, die wir alle dabei spielten, die Kluft zwischen Arm und Reich zu vergrößern. Ich dachte an die Menschen, die jeden Tag verhungerten, während meine Mitarbeiter und ich in erstklassigen Hotels übernachteten, in den feinsten Restaurants aßen und unser Vermögen mehrten.

Ich dachte daran, daß Leute, die ich ausgebildet hatte, jetzt EHM waren. Ich hatte sie in dieses schmutzige Geschäft hineingezogen. Ich hatte sie angeworben und ausgebildet. Allerdings gab es deutliche Unterschiede zu meiner Ausbildung. Die Welt hatte sich verändert, die Korporatokratie hatte Fortschritte gemacht. Wir waren besser oder bösariger geworden und richteten größeren Schaden an. Die Leute, die für mich arbeiteten, waren anders. In ihrem Leben hatte es kein Verhör bei der NSA mit Lügendetektor gegeben, und auch keine Claudine. Niemand hatte ihnen klipp und klar gesagt, daß von ihnen die Umsetzung imperialer Ambitionen erwartet wurde. Sie hatten nie die Bezeichnung Economic Hit Man, nicht einmal das Kürzel EHM gehört, man hatte ihnen auch nicht gesagt, daß ihre Arbeit eine Verpflichtung auf Lebenszeit war. Sie waren einfach meinem Beispiel gefolgt, hatten anhand meines Systems von Belohnung und Strafe gelernt. Sie wußten, daß sie die Prognosen und Ergebnisse liefern mußten, die ich erwartete. Ihr Gehalt, ihre Weihnachtzulage und auch ihre Stelle hing davon ab, daß sie mich zufriedenstellten.

Ich hatte natürlich alles Erdenkliche getan, um ihnen ihre Arbeit zu erleichtern. Ich hatte Anleitungen verfaßt, Fortbildungen veranstaltet und alle Möglichkeiten genutzt, sie zu überzeugen, wie wichtig die optimistischen Prognosen, enormen Kredite und Kapitalzuschüsse waren, mit denen das Bruttoinlandsprodukt wachsen und die Welt besser werden sollte. In weniger als zehn Jahren hatten wir einen Punkt erreicht, an dem die Verführung und der Zwang eine viel subtilere Form angenommen hatten, eine Art sanfte Gehirnwäsche. Nun zogen die Männer und Frauen, die an den Schreibtischen vor meinem Büro mit Blick über die Bostoner Back Bay saßen, hinaus in die Welt und setzten den globalen Herrschaftsanspruch der Korporatokratie um. In einem sehr realen Sinn hatte ich sie geschaffen, so wie Claudine mich geschaffen hatte. Aber im Gegensatz zu mir hatte man sie über den Zweck ihrer Arbeit im Unklaren gelassen.

Viele Nächte lang lag ich wach und grübelte. Paulas Hinweis auf meinen Lebenslauf hatte die Büchse der Pandora geöffnet. Oft beneidete ich meine Untergebenen um ihre Ahnungslosigkeit. Ich hatte sie bewußt getäuscht und sie damit auch vor Gewissensbissen bewahrt. Sie mußten sich nicht mit den moralischen Fragen auseinandersetzen, die mich quälten.

Ich dachte auch viel über Integrität in der Geschäftswelt nach, über Schein und Wirklichkeit. Natürlich, beruhigte ich mich, haben die Menschen sich seit Anbeginn der Zeiten betrogen. In Legenden und Überlieferungen gibt es zahlreiche Geschichten über die Verzerrung der Wahrheit und betrügerische Vereinbarungen: über betrügerische Teppichhändler, Wucherer und Schneider, die dem Kaiser weismachen, daß seine neuen Kleider nur für ihn unsichtbar sind.

Aber so gern ich auch geglaubt hätte, daß es schon immer so gewesen sei, daß die Fassade meines Lebenslaufs und die Wirklichkeit, die sich dahinter verbarg, nur typische

Beispiele für die menschliche Natur waren, wußte ich tief in meinem Herzen, daß das hier etwas anderes war. Die Dinge hatten sich verändert. Ich verstand nun, daß wir eine neue Ebene der Täuschung erreicht hatten, eine, die zu unserer Vernichtung führen wird – nicht nur moralisch, sondern auch physisch als Kultur, wenn wir nicht bald etwas ändern.

Das organisierte Verbrechen bietet eine passende Metapher. Mafiabosse beginnen ihre Karriere oft als Schläger auf der Straße. Aber im Lauf der Zeit verändern diejenigen, die es bis an die Spitze schaffen, ihr Aussehen. Sie tragen edle Maßanzüge, machen legale Geschäfte und umgeben sich mit einem Mäntelchen des Anstands. Sie unterstützen lokale Wohltätigkeitsorganisationen und werden in ihrer Gemeinde geschätzt. Sie verleihen bereitwillig Geld an Leute, die in Not sind. Wie der John Perkins im Lebenslauf von MAIN sind diese Männer scheinbar mustergültige Bürger. Doch an ihren Händen klebt Blut, auch wenn die äußere Fassade nichts davon verrät. Wenn die Schuldner nicht zahlen können, kommen die Schuldeneintreiber. Wenn sie nichts erreichen, sind die Schakale mit den Baseballschlägern an der Reihe. Und schließlich bleiben als letzte Möglichkeit noch die Schußwaffen.

Ich erkannte, daß der schöne Schein des Chefvolkswirts und Leiter der Abteilung Wirtschaft und Regionalplanung nicht mit den simplen Täuschungsmanövern der Teppichhändler zu vergleichen war. Der Teppichkäufer konnte dem Händler auf die Schliche kommen, mir hingegen kam niemand auf die Schliche. Ich war Teil eines Systems, das nicht darauf zielte, einen ahnungslosen Kunden zu übertölpeln. Wir trieben eine subtile und sehr effektive Form des Imperialismus voran, die subtilste, die die Welt je erlebt hat. Jeder meiner Mitarbeiter hatte einen Titel – Finanzanalyst, Soziologe, Betriebswirt, Wirtschaftsexperte, Ökonometrist und so weiter. Aber keiner dieser Titel deutete darauf hin, daß jeder auf seine Art ein EHM war und daß wir alle imperialen Ambitionen dienten.

Die Existenz dieser Titel bei meinen Mitarbeitern ließ auch nicht darauf schließen, daß wir nur die Spitze des Eisbergs waren. Jedes große internationale Unternehmen, ob es nun Schuhe und Sportartikel herstellte oder im Maschinenbau tätig war, hatte seine eigenen EHM. Der Marsch hatte begonnen, die Welt wurde umzingelt. Die Gangster hatten die Lederjacken abgelegt, trugen nun Anzüge und spielten die ehrbaren Herren. Frauen und Männer verließen die Konzernzentralen in New York, Chicago, San Francisco, London und Tokio und bestachen auf allen Kontinenten korrupte Politiker, die anschließend ihre Länder der Korporatokratie auslieferten und verzweifelte Menschen dazu brachten, sich in Sweatshops und an Fließbändern zu verdingen.

Die Erkenntnis, daß die unausgesprochenen Details hinter den Wörtern und Sätzen meines Lebenslaufs und des Artikels eine Scheinwelt definierten, die uns alle an ein System fesselte, das moralisch abstoßend und letztendlich selbstzerstörerisch ist, brachte mich aus dem Gleichgewicht. Paula hatte mich dazu gebracht, zwischen den Zeilen zu lesen. Das war ein weiterer Schritt auf dem Weg, der mein Leben für immer veränderte.

24 Der Präsident von Ecuador wagt den Kampf mit den großen Ölgesellschaften

Meine Arbeit in Kolumbien und Panama gab mir Gelegenheit, in Kontakt mit dem Land zu bleiben, das ich als meine Heimat fern von der Heimat betrachtete und daher immer wieder gern besuchte. Ecuador hatte unter einer Reihe von Diktatoren und rechtsgerichteten Oligarchien gelitten, die von den politischen und wirtschaftlichen Interessen Amerikas manipuliert worden waren. In gewisser Weise war das Land der Inbegriff einer Bananenrepublik, und die Korporatokratie hatte es dazu gemacht.

Ende der sechziger Jahre wurde mit der Ölförderung im Amazonasbecken begonnen. Es folgte ein regelrechter Ansturm auf das Land, bei dem der kleine Kreis der Familien, die das Land beherrschten, den großen internationalen Banken in die Hände arbeiteten. Ecuador wurden enorme Kredite aufgebürdet, die durch die Aussicht auf sprudelnde Ölquellen gedeckt wurden. Straßen und Industriegebiete, Staudämme, Übertragungs- und Verteilungsleitungen und andere Energieprojekte wurden im ganzen Land aus dem Boden gestampft. Internationale Ingenieurbüros und Bauunternehmen machten – wieder einmal – das große Geld.

Im Sumpf der Korruption und politischen Seilschaften war ein Mann die große Ausnahme. Jaime Roldós war Ende dreißig, Universitätsprofessor und Anwalt und stand am Beginn einer großen politischen Karriere. Ich hatte ihn mehrmals getroffen. Er war charismatisch und charmant. Einmal bot ich ihm impulsiv an, sofort nach Quito zu kommen und ihn kostenlos zu beraten, wann immer er mich darum bitten sollte. Ich sagte das teilweise aus Spaß, aber auch, weil ich ihm liebend gern in meiner Freizeit geholfen hätte. Ich mochte ihn und, wie ich ihm eilends versicherte, war ich immer auf der Suche nach einem guten Grund, um sein Land zu besuchen. Er lachte und bot mir seinerseits an, wann immer ich über meine Ölrechnung verhandeln müsse, könne ich mich an ihn wenden.

Roldós hatte sich einen Ruf als Populist und Nationalist erworben, ein Mann, der an die Rechte der Armen und an die Verantwortung der Politiker glaubte, die natürlichen Rohstoffe ihres Landes klug zu nutzen. Im Präsidentschaftswahlkampf 1978 zog er rasch die Aufmerksamkeit seiner Landsleute und der Bürger aller Länder auf sich, in denen ausländische Firmen Erdöl förderten – oder in denen die Menschen sich Unabhängigkeit vom Einfluß ausländischer Mächte erhofften. Roldós war einer der wenigen Politiker jener Zeit, die sich nicht davor fürchteten, gegen den Status quo zu kämpfen. Er griff die Ölgesellschaften und das nicht ganz so subtile System an, das sie unterstützte.

So warf er zum Beispiel dem Summer Institute of Linguistics (SIL) vor, mit den Ölgesellschaften zusammenzuarbeiten. Das SIL war eine evangelische Missionarsgesellschaft aus den USA. Ich kannte die SIL-Missionare noch aus meiner Zeit beim Peace Corps. Die Organisation hatte in Ecuador wie in vielen anderen Ländern unter dem Vorwand gearbeitet, die Indiosprachen zu studieren und zu dokumentieren.

SIL hatte in den ersten Jahren der Ölbohrungen intensiv mit dem Stamm der Huaorani im Amazonasbecken gearbeitet. Schon bald zeichnete sich ein beunruhigendes Muster ab. Sobald Seismologen im Hauptquartier meldeten, daß ein bestimmtes Gebiet höchstwahrscheinlich Ölvorkommen aufwies, griffen SIL-Mitarbeiter ein und ermutigten die Indios, das Land zu verlassen und in die Reservate der Missionare zu ziehen. Dort wurden ihnen kostenloses Essen, Unterkunft, Kleider, medizinische Behandlung und Unterricht von den Missionaren versprochen. Sie mußten dafür nur ihr Land an die Ölgesellschaften abtreten.

Die Gerüchte mehrten sich, daß die SIL-Missionare hinterhältige Tricks anwandten, um die Stämme dazu zu bewegen, ihr Land zu verlassen und in die Missionsdörfer zu ziehen. Angeblich verschenkten sie Lebensmittel, die mit Abfuhrmitteln versetzt waren, und boten dann Medikamente an, mit denen die Durchfallepidemie kuriert wurde. Im ganzen Huaorani-Gebiet wurden aus der Luft Essenskörbe mit doppeltem Boden abgeworfen, in denen kleine Peilsender versteckt waren. Die Empfänger an hochentwickelten Funkstationen, die von US-Soldaten am Militärstützpunkt von Shell bedient wurden, orteten diese Sender. Wenn ein Mitglied des Stammes von einer Giftschlange gebissen oder ernsthaft krank wurde, traf ein SIL-Mitarbeiter mit dem Gegengift oder dem passenden Medikament ein – oft im Hubschrauber der Ölgesellschaft.

In der Anfangszeit der Ölbohrungen fand man fünf SIL-Missionare tot auf, aus ihren Körpern ragten die Speere der Huaorani. Später behaupteten die Huaorani, sie wollten den Missionaren auf diese Weise klar machen, daß sie sich von ihrem Gebiet fernhalten sollten. Die Botschaft verhallte ungehört. Sie hatte sogar den entgegengesetzten Effekt. Rachel Samt, die Schwester eines Ermordeten, reiste durch die USA und trat im Fernsehen auf, um für Geld und Unterstützung für SIL und die Ölgesellschaften zu werben. Angeblich halfen sie den »Wilden«, zivilisiert zu werden und lesen und schreiben zu lernen.

SIL erhielt Spenden von den Rockefeller-Wohltätigkeitsorganisationen. Jaime Roldós behauptete, die Verbindung zu Rockefeller beweise, daß SIL nur als Vorwand diene, um das Land der Indios zu stehlen und die Ölförderung voranzutreiben. John D. Rockefeller hatte Standard Oil gegründet, das später in Nachfolgesellschaften wie Chevron, Exxon und Mobil umgewandelt wurde.⁴⁹

Roldós erschien mir als ein Mann, der den gleichen Weg wie Torrijos beschritt. Beide behaupteten sich gegen die größte Macht der Welt. Torrijos wollte den Panamakanal zurück, Roldós' nationalistische Politik zur Ölförderung bedrohte die einflußreichsten Unternehmen der Welt. Wie Torrijos war Roldós kein Kommunist, sondern setzte sich für das Selbstbestimmungsrecht seines Landes ein. Und wie schon bei Torrijos prophezeiten die Experten, daß die großen Unternehmen und Washington Roldós als Präsidenten niemals dulden würden. Wenn er gewählt werden würde, erwartete ihn ein ähnliches Schicksal wie Arbenz in Guatemala und Allende in Chile.

Meiner Meinung nach konnten diese beiden Männer die Speerspitzen einer neuen Bewegung in der lateinamerikanischen Politik werden. Die Bewegung wäre dann vielleicht Ausgangspunkt für einen Wandel, der auf alle Länder der Welt übergreifen könnte. Diese Männer waren nicht Castro oder Gaddafi. Sie waren nicht mit der Sowjetunion oder China verbündet oder wie in Allendes Fall Teil einer internationalen sozialistischen Bewegung. Sie waren populäre, intelligente und charismatische Politiker, die pragmatisch statt dogmatisch dachten. Sie waren nationalistisch, aber nicht antiamerikanisch eingestellt. Wenn man sich vorstellt, daß die Korporatokratie auf drei Säulen steht (große Konzerne, internationale Banken und eingeweihte Regierungen), dann boten Roldós und Torrijos die Möglichkeit, die Säulen der Regierungen zu stürzen.

Die Grundlage von Roldós' Politik bildete das so genannte »Hydrocarbon Law«, ein Gesetz, mit dem von den Ölkonzernen höhere Abgaben bei der Ölförderung verlangt wurden. Es basierte auf der These, daß Erdöl die wichtigste Ressource Ecuadors war und daß die Ausbeutung dieser Vorkommen zum größten Nutzen des größten Anteils der Bevölkerung erfolgen sollte. Roldós glaubte fest an die Verpflichtung des Staates, die Armen und Entrechteten zu unterstützen. Er brachte die Hoffnung zum Ausdruck, daß seine Ölpolitik als Grundlage für die Umsetzung gesellschaftlicher Reformen dienen könnte. Er wanderte jedoch auf einem schmalen Grat, denn er wußte, daß er in Ecuador wie in vielen anderen Ländern nur mit der Unterstützung zumindest einiger

einflußreicher Familien gewählt werden konnte. Selbst wenn er ohne sie gewinnen sollte, konnte sein Programm ohne ihre Hilfe nicht umgesetzt werden.

Ich war erleichtert, daß in dieser entscheidenden Zeit Jimmy Carter Präsident der USA war. Obwohl Texaco und andere Ölgesellschaften Druck ausübten, hielt sich Washington weitgehend aus der Sache heraus. Ich wußte, daß dies unter den meisten anderen Regierungen, republikanisch oder demokratisch, nicht so gewesen wäre.

Mehr als jedes andere Wahlkampfthema war es meiner Ansicht nach Roldós' Haltung zum Erdöl, die viele Ecuadorianer überzeugte, ihn in den Präsidentenpalast nach Quito zu entsenden – als ersten gewählten Präsidenten nach einer langen Reihe Diktatoren. Bei seiner Antrittsrede am 10. August 1979 umriß er die Grundlagen seiner Politik:

Wir müssen effektive Maßnahmen ergreifen und die Energieressourcen unseres Landes verteidigen. Der Staat (muß) die Vielfalt des Exports bewahren und darf seine wirtschaftliche Unabhängigkeit nicht verlieren ... Unsere Entscheidungen werden allein von nationalen Interessen geleitet und in der unbeschränkten Verteidigung unserer Souveränitätsrechte getroffen.⁵⁰

Als Roldós sein Amt antrat, mußte er sich mit Texaco auseinandersetzen, denn die Ölgesellschaft war der wichtigste Beteiligte im Ölgeschäft. Das Verhältnis war schwierig. Der Ölriese vertraute dem neuen Präsidenten nicht und wollte sich nicht an einer Politik beteiligen, die neue Präzedenzfälle schuf. Man wußte bei Texaco ganz genau, daß diese als Vorbilder in anderen Ländern dienen konnten.

In der Rede eines wichtigen Beraters von Roldós, José Carvajal, wurde die Haltung der neuen Regierung zusammengefaßt:

Wenn ein Partner [Texaco] kein Risiko eingehen will, in die Forschung zu investieren oder die Gebiete einer Ölkonzession auszuheben, dann hat der andere Partner das Recht, diese Investitionen zu tätigen und diese Gebiete als neuer Besitzer zu übernehmen ...

Wir glauben, daß unsere Beziehungen zu ausländischen Unternehmen gerecht waren; wir müssen hart sein im Kampf; wir müssen uns darauf vorbereiten, daß auf uns Druck in jeglicher Form ausgeübt werden wird, aber wir sollten bei der Verhandlung mit diesen Ausländern keine Furcht zeigen oder einen Minderwertigkeitskomplex entwickeln.⁵¹

Am Neujahrstag 1980 traf ich einen Entschluß. Es war der Beginn eines neuen Jahrzehnts. In 28 Tagen wurde ich fünfunddreißig. Ich beschloß, daß ich im neuen Jahr mein Leben grundlegend ändern und in Zukunft versuchen würde, selbst ein Vorbild zu sein, ähnlich wie meine Helden Jaime Roldós und Omar Torrijos.

Dann passierte etwas Schockierendes. Rein wirtschaftlich betrachtet war Bruno der erfolgreichste Präsident in der Geschichte von MAIN. Trotzdem feuerte Mac Hall ihn ohne Vorwarnung.

25 Ich kündige

Brunos Entlassung traf MAIN wie ein Erdbeben. In der ganzen Firma entstand Unruhe, und Meinungsverschiedenheiten waren an der Tagesordnung. Bruno hatte natürlich auch Feinde, aber selbst sie waren bestürzt. Für viele Mitarbeiter war klar, daß Eifersucht das Motiv gewesen war. In den Diskussionen beim Mittagessen oder in der Kaffeepause äußerten viele hinter vorgehaltener Hand die Ansicht, daß Hall sich durch Bruno bedroht gefühlt habe. Bruno war fünfzehn Jahre jünger als Hall und hatte neue Geschäftsfelder für die Firma erschlossen. »Hall konnte nicht zulassen, daß Bruno weiter so brillierte«, sagte einer. »Hall wußte, daß es nur eine Frage der Zeit war, bis Bruno alles übernehmen und er in Rente geschickt werden würde.«

Als ob Hall diese Spekulationen bestätigen wollte, ernannte er Paul Priddy zum neuen Präsidenten. Paul war seit Jahren Vizepräsident und ein liebenswürdiger Kerl, der mit Leib und Seele Ingenieur war. Meiner Meinung nach hatte er wenig Rückgrat und war jemand, der sich den Launen des Vorsitzenden stets beugen würde. Ich stand mit meiner Meinung nicht allein.

Für mich war Brunos Entlassung ein schwerer Schlag. Er war mein Mentor und der Dreh- und Angelpunkt unserer internationalen Arbeit gewesen. Priddy dagegen hatte sich bisher auf Aufträge im Inland konzentriert und wußte (wenn überhaupt) nur wenig über die wahre Natur unserer Auslandsaufträge. Ich fragte mich, wohin das Unternehmen steuern würde. Ich rief Bruno zu Hause an. Er war in philosophischer Stimmung.

»Tja, John, er wußte, daß er keinen Grund hatte«, meinte er über Hall, »deshalb habe ich eine sehr hohe Abfindung verlangt und sie bekommen. Mac hält einen großen Anteil stimmberechtigter Aktien. Sobald er sich entschieden hatte, konnte ich nichts dagegen unternehmen.« Bruno deutete an, er habe mehrere Angebote für hochrangige Positionen bei multinationalen Banken, die zu unseren Kunden gehörten. Ich fragte ihn, was ich seiner Meinung nach tun sollte.

»Halten Sie die Augen offen«, riet er. »Mac Hall hat den Kontakt zur Realität verloren, aber das wird ihm niemand sagen – vor allem nicht jetzt, nach dem, was er mit mir gemacht hat.«

Ende März 1980 machte ich einen Segeltrip zu den Virgin Islands. Ich war immer noch erschüttert wegen dieser Entlassung. Bei meinem Urlaub begleitete mich »Mary«, eine junge Frau, die ebenfalls für MAIN arbeitete. Obwohl ich mir bei der Auswahl des Urlaubsziels nichts gedacht hatte, weiß ich heute, daß die Geschichte der Region ein wichtiger Faktor war, der mir bei der Entscheidung half, meinen Neujahrsvorsatz in die Tat umzusetzen. Eine erste Ahnung hatte ich eines Nachmittags, als wir St. John Island umrundeten und im Sir Francis Drake Channel kreuzten, der die amerikanischen von den britischen Virgin Islands trennt.

Der Kanal ist natürlich nach dem englischen Freibeuter benannt, der die mit Gold beladenen spanischen Schiffe kaperte. Der Name erinnerte mich daran, daß ich in den letzten zehn Jahren immer wieder über Piraten und andere historische Figuren nachgedacht hatte, Männer wie Drake und Sir Henry Morgan, die geraubt und geplündert hatten und doch für ihre Taten gerühmt, ja sogar geadelt worden waren. Ich hatte mich oft gefragt, warum ich Gewissensbisse haben sollte, Länder wie Indonesien, Panama, Kolumbien und Ecuador auszuplündern, obwohl ich damit aufgewachsen war, solche Männer zu bewundern. Viele meiner Helden (Ethan Allen, Thomas Jefferson, George Washington, Daniel Boone, Davy Crockett, Lewis und Clark, um nur einige zu nennen) hatten Indianer, Sklaven und erobertes Land ausgebeutet. Ich hatte mich an ihr Beispiel geklammert und damit meine Schuldgefühle beschwichtigt. Aber als wir jetzt im Sir Francis Drake Channel kreuzten, erkannte ich, wie dumm solche vermeintlich vernünftigen Rechtfertigungen waren.

Mir fielen wieder Dinge ein, die ich im Lauf der Jahre aus Bequemlichkeit ignoriert hatte. Ethan Allen verbrachte Monate auf stinkenden, überfüllten britischen Gefängnisschiffen, wo er meist an 15 Kilo schwere Eisenketten gefesselt war. Danach war er in britischen Kerkern eingesperrt. Er war 1775 in der Schlacht von Montreal in Kriegsgefangenschaft geraten, weil er für die gleiche Art von Freiheit gekämpft hatte, die heute Jaime Roldós und Omar Torrijos für ihr Volk einforderten. Thomas Jefferson, George Washington und die anderen Gründerväter hatten ebenfalls ihr Leben für diese Ideale riskiert. Der Sieg der amerikanischen Revolution stand nicht von vornherein fest; die Beteiligten wußten, wenn sie unterlagen, würde man sie aufhängen wie Verräter. Daniel Boone, Davy Crockett und Lewis und Clark hatten ebenfalls große Entbehnungen auf sich genommen und viele Opfer gebracht.

Und Drake und Morgan? Meine Kenntnisse ihrer Zeit waren dürftig, aber ich erinnerte mich, daß das protestantische England damals vom katholischen Spanien arg bedrängt wurde. Ich mußte einräumen, daß Drake und Morgan wahrscheinlich Freibeuter geworden waren, um das spanische Weltreich an seiner verwundbarsten Stelle zu treffen, nämlich dem Zufluß von Gold aus den Kolonien. Dahinter stand nicht das Streben, das eigene Imperium auszudehnen, sondern die Notwendigkeit, England zu schützen.

Während wir den Kanal hinaufsegelten, im Wind kreuzten und uns ganz langsam den Felsen näherten, die sich aus dem Meer erhoben (Im Norden Great Thatch Island und im Süden St. John), ging mir diese Überlegung nicht mehr aus dem Kopf. Mary reichte mir ein Bier und drehte den Kassettenrekorder bei einem Song von Jimmy Buffett lauter. Aber trotz der Schönheit der Landschaft und dem Gefühl der Freiheit, das mir das Segeln normalerweise gibt, war ich gereizt. Ich versuchte, meine Gefühle zu verdrängen, und stürzte das Bier hinunter.

Aber es gelang mir nicht. Ich war wütend über die Stimmen aus der Vergangenheit. Ich hatte sie benutzt, um meine eigene Gier zu rechtfertigen. Ich war böse auf meine Eltern und auf Tilton, diese selbstgerechte Privatschule auf dem Hügel, denn sie hatten mich meine Sichtweise der Geschichte gelehrt. Ich machte noch ein Bier auf. Ich hätte Mac Hall umbringen können, weil er Bruno entlassen hatte.

Ein Holzboot mit einer Regenbogenflagge kam uns entgegen und zog mit vollen Segeln an uns vorbei. Ein halbes Dutzend junger Männer und Frauen riefen und winkten uns zu, Hippies in leuchtend bunten Sarongs, ein Paar auf dem Vordeck war splitternackt. Nach dem Zustand des Bootes und ihrem Aussehen zu urteilen, lebten sie an Bord, eine Kommune, moderne Piraten, frei und ungebunden. Ich wollte zurückwinken, aber meine Hand gehorchte mir nicht. Ich war überwältigt vor Neid.

Mary stand an Deck und sah dem Boot nach, das hinter unserem Heck verschwand. »Wie würde dir so ein Leben gefallen?«, fragte sie. Und da begriff ich. Es ging nicht um meine Eltern, um Tilton oder Mac Hall. Ich haßte *mein Leben*. Mich. Ich allein war dafür verantwortlich, und deswegen haßte ich mich.

Mary rief etwas. Sie zeigte Richtung Steuerbord. Dann kam sie zu mir. »Leinster Bay«, sagte sie. »Unser Ankerplatz heute Abend.«

Da lag die kleine Bucht von St. John Island, in der einst Piratenschiffe den Galeonen aufgelauert hatten, die durch diesen Kanal segeln mußten. Ich übergab das Ruder an Mary und ging aufs Vordeck. Während sie die Jacht um Watermelon Cay herum in die schöne Bucht steuerte, ließ ich den Klüver fallen und nahm den Anker aus seiner Befestigung. Mary holte geschickt das Großsegel ein. Ich warf den Anker über die Boots-kante, die Kette ratterte hinunter in das kristallklare Wasser. Das Boot driftete zu seinem Ankerplatz.

Nach dem Anlegen ging Mary schwimmen und hielt dann ein Nickerchen. Ich schrieb ihr einen Zettel und ruderte mit dem Beiboot an Land. Ich setzte es direkt unterhalb der Ruinen einer alten Zuckerrohrplantage auf den Strand. Lange saß ich dort am Wasser

und versuchte, nicht nachzudenken, sondern konzentrierte mich darauf, jegliche Emotion zu verbannen. Aber es funktionierte nicht.

Später am Nachmittag kletterte ich den steilen Hang hinauf und stand dann zwischen den zerfallenen Mauern der einstigen Plantage. Ich blickte auf unsere vor Anker liegende einmastige Jacht. Ich sah, wie die Sonne tiefer Richtung Karibik sank. Das alles wirkte sehr idyllisch, doch ich wußte, daß auf der Plantage unsägliches Leid erduldet worden war; Hunderte afrikanischer Sklaven waren hier gestorben – mit vorgehaltener Waffe waren sie gezwungen worden, das prächtige Herrenhaus zu bauen, Zuckerrohr zu pflanzen und zu ernten und aus dem Rohzucker den Grundstoff für Rum herzustellen. Die Ruhe, die jetzt hier herrschte, täuschte über die Brutalität der Vergangenheit hinweg, genauso wie sie nichts über die Wut verriet, die in mir tobte.

Die Sonne verschwand hinter einer bergigen Insel. Ein riesiger rosaroter Bogen spannte sich über den Himmel. Das Meer begann sich dunkler zu färben, und ich mußte der schockierenden Tatsache ins Auge blicken, daß ich ein Sklavenhalter war. Bei meiner Arbeit für MAIN war es nicht nur darum gegangen, arme Länder mit Hilfe von Schulden dem globalen Imperium einzuverleiben. Mit meinen übertriebenen Prognosen stellte ich nicht nur sicher, daß mein Land seinen Anteil fordern konnte, wenn wir Öl brauchten. Bei meiner Position als Partner ging es nicht nur darum, die Gewinne der Firma zu erhöhen. Nein, bei meiner Arbeit ging es auch um Menschen und Familien, Menschen, die mit jenen verwandt waren, die beim Bau jener Mauer gestorben waren, auf der ich gerade saß, Menschen, die ich ausgebeutet hatte.

Zehn Jahre lang war ich der Erbe der Sklavenhalter gewesen, die in den afrikanischen Urwald eingedrungen waren und Männer und Frauen zu den wartenden Schiffen verschleppt hatten. Mein Ansatz war moderner und subtiler – ich mußte mir nie Sterbende ansehen, das verfaulende Fleisch riechen oder die gequälten Schreie hören. Aber mein Verhalten war genauso unmenschlich, und weil ich mich davon distanzieren konnte und die persönliche Seite nicht wahrhaben wollte, die Körper, das Fleisch und die Schreie, versündigte ich mich letztendlich vielleicht sogar noch mehr.

Ich sah wieder zur Jacht. Die Flut zerrte an der Ankerkette. Mary entspannte sich an Deck, trank wahrscheinlich eine Margarita und wartete darauf, mir auch eine zu reichen. Als ich sie so im letzten Licht des Tages sah, so entspannt, so vertrauensvoll, traf mich die Erkenntnis, was ich ihr und all den anderen antat, die für mich arbeiteten, die ich zu EHM machte. Ich tat das, was Claudine mit mir gemacht hatte, aber ohne Claudines Ehrlichkeit. Ich verführte sie mit Gehaltserhöhungen und Beförderungen, damit auch sie Sklavenhalter wurden. Aber wie ich waren auch sie an das System gekettet. Auch sie waren Sklaven.

Ich wandte mich ab vom Meer, der Bucht und dem rosafarbenen Himmel. Ich verschloß die Augen vor den Mauern. Ich versuchte, das alles zu verdrängen. Als ich die Augen wieder öffnete, starrte ich auf einen großen knorrigen Ast, so dick wie ein Baseballschläger und doppelt so lang. Ich sprang auf, ergriff den Ast und schlug damit gegen die Steinmauern. Ich schlug so lange auf die Mauern ein, bis ich nicht mehr konnte. Danach lag ich im Gras und sah den ziehenden Wolken über mir zu.

Schließlich ging ich zurück zum Beiboot. Ich stand am Strand und blickte zu unserem Segelboot im azurblauen Wasser. Mit einem Mal wußte ich, was zu tun war. Ich wußte, wenn ich zu meinem früheren Leben, zu meiner Arbeit für MAIN und allem, wofür sie stand, zurückkehrte, war ich für immer verloren. Die Gehaltserhöhungen, die Pension, die Versicherungen und Vergünstigungen, die Aktien ... Je länger ich blieb, desto schwieriger wurde der Ausstieg. Ich war ein Sklave geworden. Ich konnte auf mich einprägen, wie ich es vorher bei der Steinmauer getan hatte, oder ich konnte fliehen. Zwei Tage später kehrte ich nach Boston zurück. Am 1. April 1980 marschierte ich in Paul Priddys Büro und kündigte.

Teil IV:

Von 1981 bis zur Gegenwart

26 Ecuador: Tod eines Präsidenten

Bei MAIN auszusteigen war gar nicht so einfach; Paul Priddy wollte es zuerst nicht glauben. »Das ist doch ein Witz«, meinte er augenzwinkernd.

Ich versicherte ihm, daß ich es ernst meinte. Da mir Paula geraten hatte, nichts zu unternehmen, was andere gegen mich aufbringen oder zu der Vermutung Anlaß geben konnte, daß ich etwas über meine Arbeit als EHM ausplaudern könnte, betonte ich, daß ich sehr wohl zu schätzen wisse, was MAIN alles für mich getan habe, mich nun aber mit etwas anderem beschäftigen müsse. Ich hatte schon immer über die Menschen schreiben wollen, die ich durch MAIN kennen gelernt hatte, aber die Politik sollte dabei ausgespart bleiben. Ich sagte, ich wolle freiberuflich für *National Geographic* und andere Zeitschriften arbeiten und viel reisen. Ich erklärte, daß ich MAIN gegenüber auch weiterhin loyal sein würde, und gelobte, die Firma bei jeder Gelegenheit im besten Licht darzustellen. Schließlich ließ sich Paul erweichen.

Aber dann versuchten alle, mich von meinem Entschluß abzubringen. Man erinnerte mich mehrmals daran, wie gut ich es doch in der Firma gehabt habe, und unterstellte mir sogar, ich sei psychisch angeschlagen. Allmählich begriff ich, daß kein einziger Kollege akzeptieren wollte, daß ich freiwillig ging, denn dadurch wären sie gezwungen worden, sich auch mit sich selbst zu beschäftigen. Wenn ich nicht verrückt war und trotzdem ging, dann mußten sie, die blieben, sich die Frage stellen, wie es denn um ihre eigene geistige Gesundheit stand. Da war es einfacher, mich als jemanden einzustufen, der den Verstand verloren hatte.

Besonders irritierend waren die Reaktionen meiner Mitarbeiter. Ihrer Ansicht nach ließ ich sie im Stich, und außerdem gab es keinen designierten Kronprinzen. Aber ich hatte meine Entscheidung getroffen. Nach all den Jahren des Zweifels wollte ich jetzt einen klaren Trennungsstrich ziehen.

Aber es lief nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich hatte jetzt keinen Job mehr, und da ich noch nicht voll berechtigter Partner war, reichte die Abfindung für meine Anteile nicht, um mich zur Ruhe zu setzen. Wäre ich noch ein paar Jahre bei MAIN geblieben, wäre ich mit 44 Jahren Millionär geworden, wie ich es mir einst vorgestellt hatte; aber jetzt, mit 35, war ich noch ein gutes Stück von diesem Ziel entfernt.

Aber dann rief mich eines Tages Paul Priddy an und bat mich, zu ihm ins Büro zu kommen. »Einer unserer Klienten droht damit, abzuspringen«, sagte er. »Er hat uns engagiert, weil er wollte, daß Sie für ihn als Sachverständiger auftreten.«

Ich dachte lange darüber nach. Als ich dann Paul wieder gegenüber saß, hatte ich meine Entscheidung getroffen. Ich nannte meinen Preis – ich verlangte einen Honorarvorschuß, der mehr als das Dreifache meines Gehalts bei MAIN betrug. Zu meiner Überraschung akzeptierte Paul meine Forderung, und das war für mich der Beginn einer neuen Karriere.

In den folgenden Jahren arbeitete ich als hochbezahlter Sachverständiger und Gutachter – vor allem für US-amerikanische Stromversorgungsunternehmen, die von den Behörden den Bau von Kraftwerken genehmigt bekommen wollten. Einer meiner Auftragge-

ber war beispielsweise die Public Service Company von New Hampshire. Ich sollte unter Eid eine Aussage über die Wirtschaftlichkeit des umstrittenen Atomkraftwerks Seabrook abgeben.

Obwohl ich mit Lateinamerika nicht mehr unmittelbar befaßt war, verfolgte ich weiterhin, was sich dort tat. Als Sachverständiger hatte ich viel Freizeit. Ich blieb mit Paula in Kontakt und erneuerte alte Freundschaften aus der Zeit meines Peace-Corps-Einsatzes in Ecuador – einem Land, das auf dem Gebiet der internationalen Ölpolitik plötzlich in den Vordergrund rückte.

Jaime Roldós machte ernst. Er hielt sich an seine Wahlversprechen und startete einen Großangriff auf die Ölkonzerne. Er erkannte einige Dinge sehr klar, die andere Politiker auf beiden Seiten des Panamakanals entweder nicht sahen oder geflissentlich ignorierten. Er hatte ein Gespür für die Grundströmungen, welche die Welt in ein globales Imperium zu verwandeln drohten, in dem die Bürger seines Landes nur noch eine kleine Nebenrolle spielen und gewissermaßen zu Knechten degradiert werden würden. Als ich die Zeitungsartikel über ihn las, war ich nicht nur von seinem Engagement beeindruckt, sondern auch von seiner Fähigkeit, die tieferen Zusammenhänge zu erkennen. Und diese legten den Schluß nahe, daß wir in eine neue Epoche der Weltpolitik eintraten.

Im November 1980 verlor Jimmy Carter die Präsidentschaftswahl gegen Ronald Reagan. Die Hauptgründe dafür waren das Abkommen über den Panamakanal, das er mit Torrijos ausgehandelt hatte, und die Lage im Iran, insbesondere der fehlgeschlagene Versuch, die Geiseln in der US-Botschaft in Teheran zu befreien. Doch es gab auch noch eine weniger augenfällige Veränderung. Ein Präsident, dessen erstes Ziel der Weltfrieden war und der die Abhängigkeit der USA vom Erdöl reduzieren wollte, wurde ersetzt durch einen Mann, der die Auffassung vertrat, daß der rechtmäßige Platz der USA an der Spitze einer Weltpyramide sei, die durch militärische Macht aufrechterhalten wurde, und daß die Beherrschung der Ölfelder, wo immer sie auch lagen, Bestandteil unserer *Manifest Destiny* sei. Ein Präsident, der auf den Dächern des Weißen Hauses Solarzellen hatte anbringen lassen, wurde abgelöst durch einen Mann, der diese sofort nach seinem Einzug ins Oval Office wieder entfernen ließ.

Carter mag kein sehr erfolgreicher Politiker gewesen sein, aber er hatte eine Vision für Amerika, die sich mit jener deckte, die in unserer Unabhängigkeitserklärung formuliert wurde. Im Rückblick erscheint er hoffnungslos naiv, als unrealistischer Verfechter jener alten Ideale, die so viele unserer Großeltern in dieses Land gelockt hatten. Im Vergleich zu seinen unmittelbaren Vorgängern und Nachfolgern stellte er eine Anomalie dar. Seine Weltsicht entsprach ganz und gar nicht jener der EHM.

Reagan war demgegenüber eindeutig ein Verfechter des globalen Imperiums, ein Handlanger der Korporatokratie. Mir erschien es durchaus passend, daß er früher Hollywood-Schauspieler gewesen war, ein Mann, der Anweisungen von den Filmmoguln entgegengenommen hatte und wußte, wie man Anordnungen umsetzte. Nun war er jenen Männern zu Diensten, die zwischen Vorstandsposten in Unternehmen oder Banken und Regierungssämtern hin und her pendelten. Er diente den Männern, die scheinbar ihm dienten, doch in Wirklichkeit in der Regierung den Ton angaben – Männern wie dem Vizepräsidenten George H. W. Bush, Außenminister George S. Shultz, Verteidigungsminister Caspar Weinberger, Richard Cheney, Richard Helms und Robert McNamara. Er setzte sich für die Ziele dieser Männer ein: für ein Amerika, das die Welt und alle ihre Ressourcen beherrschte, für eine Welt, die den Wünschen dieses Amerikas Folge leisten mußte, für amerikanische Streitkräfte, die Regeln durchsetzten, die von Amerika definiert wurden, und für ein internationales Handels- und Bankensystem, das Amerika als Boß des globalen Imperiums stützte.

Ich hatte den Eindruck, daß jetzt eine Zeit begann, in der die EHM reichliche Betätigungsmöglichkeiten finden würden. Es war eine weitere Laune des Schicksals, daß ich mich gerade in diesem historischen Augenblick zum Ausstieg entschlossen hatte. Je

länger ich darüber nachdachte, desto sicherer wurde ich. Ich wußte, daß ich den richtigen Zeitpunkt gewählt hatte.

Was diese Entwicklung langfristig bedeuten würde, konnte ich auch nicht vorhersagen; ich wußte jedoch aus der Geschichte, daß sich kein Imperium auf Dauer halten können und daß irgendwann das Pendel wieder in die andere Richtung ausschlug. In meinen Augen verkörperten Männer wie Roldós die Hoffnung auf Veränderung. Ich war überzeugt, daß der neue Präsident von Ecuador die Bedeutung der aktuellen welt-politischen Situation richtig einschätzte. Ich wußte, daß er Torrijos verehrt und Carter wegen seiner mutigen Haltung in der Frage des Panamakanals Beifall gezollt hatte. Ich war überzeugt, daß Roldós die in ihn gesetzten Erwartungen nicht enttäuschen würde. Ich hoffte, daß seine Entschlossenheit den Führern anderer Länder als Vorbild diene, die jener Art von Inspiration bedurften, die er und Torrijos bieten konnten.

Anfang 1981 legte die Regierung Roldós ihr neues Gesetz zur Ölförderung dem ecuadorianischen Parlament vor. Dieses Gesetz sollte das Verhältnis Ecuadors zu den Ölkonzernen auf eine neue Grundlage stellen. Es erschien in vielfacher Hinsicht revolutionär oder gar radikal. Es zielte zweifellos darauf, die Art der Wirtschaftsbeziehungen mit dem Ausland zu verändern. Dadurch konnte es eine Signalwirkung entfalten, die weit über Ecuador hinausreichen und nach Lateinamerika und in die ganze Welt abstrahlen konnte.⁵²

Die Ölkonzerne reagierten wie erwartet – sie ließen alle Hemmungen fallen. Ihre PR-Beauftragten begannen Jaime Roldós nach Kräften zu verunglimpfen, und ihre Lobbyisten schwärmten in Quito und Washington aus, ausgestattet mit Aktenkoffern voller Schmiergelder. Sie versuchten, den ersten demokratisch gewählten Präsidenten Ecuadors der jüngeren Zeit als einen zweiten Castro hinzustellen. Doch Roldós ließ sich nicht einschüchtern. Im Gegenteil, er prangerte die Verschwörung zwischen Politik und Öl an – der sich nun auch die Kirche angeschlossen hatte. Offen beschuldigte er das *Summer Institute of Linguistics* (SIL), mit den Ölkonzernen zusammenzuarbeiten, und schreckte auch nicht davor zurück, die SIL-Mitarbeiter des Landes zu verweisen.⁵³

Nur wenige Wochen, nachdem er sein Gesetzespaket vorgelegt und die SIL-Missionare ausgewiesen hatte, warnte Roldós alle Vertreter ausländischer Interessen, nicht nur jene der Ölkonzerne, sie würden das Land verlassen müssen, wenn sie Pläne verfolgten, die dem ecuadorianischen Volk nicht von Nutzen seien. Nach einer großen Rede im Atahualpa-Stadion in Quito brach er auf zu einer kleinen Gemeinde im Süden Ecuadors. Dort kam er am 24. Mai 1981 bei einem Hubschrauberabsturz ums Leben.⁵⁴

Die Welt war schockiert. Die Menschen in Lateinamerika waren wütend. Überall auf dem südamerikanischen Kontinent verkündeten die Zeitungen in großen Schlagzeilen: »Ein Anschlag der CIA!« Da Washington und die Ölkonzerne Roldós gehaßt hatten, schienen die Umstände diesen Verdacht zu stützen. Dann wurden Einzelheiten bekannt. Es konnte zwar nichts bewiesen werden, aber Augenzeugen berichteten, daß Roldós, der vor einem möglichen Anschlag gewarnt worden war, Vorkehrungen getroffen hatte und mit zwei Helikoptern unterwegs war. Im letzten Augenblick habe ihn einer seiner Sicherheitsbeamten überzeugt, in den präparierten Hubschrauber zu steigen. Dieser sei dann in die Luft gejagt worden. Trotz weltweiter Reaktionen wurde diese Nachricht in den US-Medien kaum erwähnt.

Oswaldo Hurtado wurde neuer Präsident Ecuadors. Er ließ das *Summer Institute of Linguistics* und seine Sponsoren von den Ölkonzernen wieder ins Land. Ende des Jahres begann er mit der Verwirklichung eines ehrgeizigen Programms zur Steigerung der Ölförderung durch Texaco im Golf von Guayaquil und im Amazonasbecken.⁵⁵

Omar Torrijos rühmte Roldós als einen »Bruder«. Er gestand, auch er fürchte sich vor einem Anschlag und sehe sich in seinen Alpträumen in einem riesigen Feuerball auf die Erde stürzen. Eine Äußerung, die sich als prophetisch erweisen sollte.

27 Panama: Tod des zweiten Präsidenten

Ich war bestürzt über Roldós' Tod, hätte aber eigentlich keinen Anlaß dazu gehabt. Ich war keineswegs naiv. Ich wußte Bescheid über Arbenz, Mossadegh und Allende – und viele andere Personen, deren Namen nie in den Zeitungen oder den Geschichtsbüchern auftauchten, deren Leben aber ebenfalls zerstört oder gewaltsam beendet wurde, weil sie der Korporatokratie im Weg standen. Dennoch war ich schockiert. Es war alles so offensichtlich.

Nach unserem überragenden Erfolg in Saudi-Arabien war ich zu der Auffassung gelangt, daß solche direkten, unverhüllten Aktionen nun der Vergangenheit angehörten. Ich glaubte, die Schakale seien in die Zoos verbannt worden. Aber jetzt wurde mir klar, daß ich mich geirrt hatte. Ich hegte keinen Zweifel, daß Roldós' Tod kein Unfall war. Es deutete alles auf ein Attentat der CIA hin. Ich erkannte auch, daß dieser Anschlag so dreist ausgeführt worden war, weil man ein Zeichen setzen wollte. Die neue Reagan-Administration war aufgrund ihres Cowboy-Image die ideale Truppe, um eine solche Botschaft zu übermitteln. Die Schakale waren wieder da und wollten, daß Omar Torrijos und alle anderen, die möglicherweise gegen die Korporatokratie antreten wollten, dies ebenfalls wußten.

Aber Torrijos gab nicht auf. Wie Roldós ließ er sich nicht einschüchtern. Auch er wies die Mitarbeiter des Summer Institute aus und widersetzte sich unerschrocken den Forderungen der Reagan-Regierung nach Neuverhandlungen über den Kanalvertrag. Zwei Monate nach dem Tod von Roldós wurden auch die Alpträume von Omar Torrijos Wirklichkeit, und er starb bei einem Flugzeugabsturz. Es war der 31. Juli 1981.

Lateinamerika und die Welt waren wie vor den Kopf geschlagen. Torrijos war in der ganzen Welt bekannt gewesen; er wurde respektiert als jener Mann, der die Vereinigten Staaten gezwungen hatte, den Panamakanal seinen rechtmäßigen Besitzern zurückzugeben, und der Ronald Reagan die Stirn geboten hatte. Er war ein Verfechter der Menschenrechte, ein Staatsführer, der sein Land für Flüchtlinge des gesamten politischen Spektrums geöffnet hatte, einschließlich des Schahs von Persien. Torrijos war eine charismatische Stimme der sozialen Gerechtigkeit, der von vielen als Kandidat für den Friedensnobelpreis betrachtet wurde. Jetzt war er tot. »Ein Anschlag der CIA!«, hieß es abermals in den Schlagzeilen.

Graham Greene leitete seinen Roman MEIN FREUND, DER GENERAL, den er nach unserem Treffen im Hotel Panama begonnen hatte, mit folgenden Sätzen ein:

Im August 1981 war die Reisetasche für meinen fünften Besuch in Panama schon gepackt, als mich die telefonische Nachricht vom Tod meines Freundes und Gastgebers, General Omar Torrijos Herrera, erreichte. Sein kleines Flugzeug war auf dem Weg zu seinem Haus bei Cloclesito in den Bergen von Panama abgestürzt; es gab keine Überlebenden. Einige Tage später kam ein Anruf von seinem Leibwächter, Sergeant Chuchu, alias José de Jesús Martínez, Professor der Mathematik und Poet: »Im Flugzeug war eine Bombe. Ich weiß, daß eine Bombe im Flugzeug war, aber am Telefon kann ich nicht sagen, weshalb.«⁵⁶

Überall trauerten die Menschen um den Tod eines Mannes, der als Verteidiger der Armen und Geknechteten bekannt geworden war, und verlangten von Washington, die Machenschaften der CIA zu untersuchen. Aber das war natürlich ausgeschlossen. Es gab Männer, die Torrijos haßten, und dazu zählten auch sehr mächtige Leute. Vor seinem Tod war er öffentlich geschmäht und beschimpft worden von Präsident Reagan,

Vizepräsident Bush, Verteidigungsminister Weinberger und den Vereinigten Stabschefs wie auch von den Vorstandschefs vieler einflußreicher Konzerne.

Die amerikanische Militärführung war besonders verärgert über jene Klauseln im Vertrag zwischen Torrijos und Carter, welche die Schließung der School of the Americas und des Ausbildungszentrums für Dschungelkrieg des US-Southern Command vorsahen. Dadurch war für die Generäle ein echtes Problem entstanden. Entweder mußten sie nach Mitteln und Wegen suchen, um den Vertrag zu umgehen, oder sie mußten ein anderes Land finden, das bereit war, diese Einrichtungen aufzunehmen – was in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts eher unwahrscheinlich war. Aber natürlich gab es auch noch eine andere Option: Man konnte Torrijos stürzen und mit seinem Nachfolger über eine Änderung des Vertrags verhandeln.

Zu den Feinden von Torrijos gehörten auch die großen transnationalen Konzerne. Die meisten von ihnen unterhielten enge Beziehungen zu amerikanischen Politikern und beschäftigten sich mit der Ausbeutung natürlicher Ressourcen in Lateinamerika wie Öl, Holz, Kupfer, Bauxit und landwirtschaftliche Erzeugnisse. Es handelte sich um produzierende Unternehmen, Kommunikationsfirmen, Transportunternehmen sowie Baukonzerne und Technologiefirmen.

Die Bechtel Group war ein herausragendes Beispiel für die enge Verflechtung zwischen privaten Unternehmen und der US-Regierung. Ich kannte Bechtel sehr gut; wir von MAIN arbeiteten häufig mit dieser Firma zusammen, und ihr Chefarchitekt wurde ein guter persönlicher Freund von mir. Bechtel war der einflußreichste Anlagenbauer der USA. In der Leitung dieses Unternehmens saßen Leute wie George Shultz und Caspar Weinberger, die Torrijos erbittert bekämpften, weil er dreist einen japanischen Plan unterstützte, der darauf hinauslief, den Panamakanal durch einen neuen, besseren Wasserweg zu ersetzen.⁵⁷ Dadurch wäre die Hoheit über den Kanal nicht nur von den USA auf Panama übergegangen, sondern Bechtel wäre auch vom größten und möglicherweise lukrativsten Bauprojekt des Jahrhunderts ausgeschlossen geblieben.

Torrijos legte sich mit all diesen Männern an, und er tat dies mit Würde, Charme und einem wunderbaren Sinn für Humor. Jetzt war er tot und wurde durch einen seiner Gefolgsleute ersetzt, Manuel Noriega, einen Mann, dem Torrijos' Charisma und Intelligenz fehlte und der, wie vielfach angenommen wurde, keine Chance haben würde gegen die Reagans, die Bushs und die Bechtels dieser Welt.

Ich war persönlich sehr erschüttert von dieser Tragödie. Ich dachte lange nach über meine Gespräche mit Torrijos. Eines Tages saß ich spätabends vor seinem Foto in einer Zeitschrift und erinnerte mich an meinen ersten Abend in Panama, als ich im Regen mit einem Taxi unterwegs war und vor seinem riesigen Bild auf einer Plakatwand stehen blieb: »Omars Ideal ist die Freiheit; das Geschoß ist noch nicht erfunden, das ein Ideal töten kann!« Die Erinnerung an diese Inschrift ließ mich erschauern, ganz so wie damals an diesem stürmischen Abend.

Damals konnte ich noch nicht ahnen, daß Torrijos mit Carter zusammenarbeiten würde, um den Kanal den rechtmäßigen Besitzern zurückzugeben, und daß dieser Sieg ebenso wie seine Versuche, in Lateinamerika zwischen den sozialistischen Kräften und den Diktatoren zu vermitteln, die Reagan/Bush-Administration so erzürnen würde, daß sie seine Beseitigung ins Auge faßte.⁵⁸ Ich konnte auch noch nicht ahnen, daß er an einem weiteren stürmischen Abend während eines Routineflugs mit seiner Twin Otter sterben würde, und es für den Großteil der Welt außerhalb der USA keinen Zweifel daran geben würde, daß Torrijos' Tod im Alter von 52 Jahren die Folge eines von vielen Mordkomploten der CIA gewesen war.

Wäre Torrijos am Leben geblieben, hätte er sich wahrscheinlich darum bemüht, der wachsenden Gewalt Einhalt zu gebieten, die so viele Länder in Mittel- und Südamerika

heimsuchte. Aufgrund seiner früheren Aktivitäten dürfen wir auch annehmen, daß er darauf hinzuwirken versucht hätte, die Zerstörung der Regenwälder am Amazonas in Ecuador, Kolumbien und Peru durch die internationalen Ölkonzerne zu bremsen. In diesem Zusammenhang hätte er wohl auch versucht, jene grauenhaften Konflikte zu entschärfen, für die Washington Terroristen oder Drogenhändler verantwortlich machte, die nach Auffassung Torrijos' jedoch lediglich der Verzweiflung von Menschen entsprangen, die ihre Familien und ihr Hab und Gut zu schützen suchten. Und ich bin überzeugt, daß er darüber hinaus zu einem Vorbild für eine neue Generation von politischen Führern in Lateinamerika, Afrika und Asien herangewachsen wäre – was die CIA, die NSA und die EHM keinesfalls dulden konnten.

28 Meine eigene Energiefirma, Enron und George W. Bush

Zum Zeitpunkt von Torrijos' Tod hatte ich Paula seit mehreren Monaten nicht mehr gesehen. Ich traf mich mit anderen Frauen, darunter auch mit Winifred Grant, einer jungen Umweltplanerin, die ich bei MAIN kennen gelernt hatte und deren Vater Chefarchitekt bei Bechtel war. Paula war jetzt mit einem kolumbianischen Journalisten liiert. Wir verständigten uns darauf, daß wir Freunde bleiben, aber unsere Liebesbeziehung nicht wieder aufleben lassen würden.

Mein Job als Sachverständiger machte mir schwer zu schaffen, vor allem bei der Beschaffung der Baugenehmigung für das Atomkraftwerk in Seabrook. Häufig hatte ich das Gefühl, daß ich mich wieder verkauft hätte, daß ich allein des Geldes wegen in meine alte Rolle zurückgefallen sei. Winifred war mir in dieser Zeit eine große Hilfe. Sie war eine überzeugte Umweltschützerin, war sich aber durchaus der praktischen Notwendigkeiten bewußt, die sich aus dem stetig wachsenden Strombedarf ergaben. Sie war im Raum Berkeley in der East Bay von San Francisco aufgewachsen und hatte an der University of California in Berkeley studiert. Sie war ein Freigeist und vertrat Lebensauffassungen, die sich deutlich von jenen meiner puritanischen Eltern und meiner ersten Frau unterschieden.

Unsere Beziehung vertiefte sich. Winifred nahm Urlaub bei MAIN, und wir segelten mit meiner Jacht an der Atlantikküste entlang nach Florida. Wir nahmen uns viel Zeit und ließen die Jacht immer wieder in verschiedenen Häfen vor Anker liegen, so daß ich zu meinen Auftritten als Sachverständiger fliegen konnte. Schließlich liefen wir in West Palm Beach in Florida ein und mieteten uns eine Wohnung. Wir heirateten, und am 17. Mai 1982 wurde unsere Tochter Jessica geboren. Ich war zu diesem Zeitpunkt 37 Jahre alt und damit wesentlich älter als die anderen Männer, die am Geburtsvorbereitungskurs teilnahmen.

Zu meinen Aufgaben beim Seabrook-Projekt gehörte es auch, die New Hampshire Public Service Commission davon zu überzeugen, daß die Kernkraft die beste und wirtschaftlichste Art der Stromerzeugung für diesen Bundesstaat sei. Doch je länger ich mich mit diesem Fall befaßte, desto mehr begann ich an der Stichhaltigkeit meiner Argumente zu zweifeln. Die Literatur veränderte sich damals ständig, entsprechend den neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen, und es zeigte sich immer deutlicher, daß es viele alternative Formen der Energiegewinnung gab, die der Atomkraft technisch überlegen und auch wirtschaftlicher waren.

Zudem begann man allmählich von der traditionellen Auffassung abzurücken, daß Atomkraft eine absolut sichere Art der Energiegewinnung sei. Es wurden kritische Fragen gestellt bezüglich der Funktionsfähigkeit der Notfallsysteme, der Ausbildung des technischen Personals, eines möglichen menschlichen Versagens, der Gefahr von Materialermüdung und der unzureichend geregelten Entsorgung des Atommülls. Ich fühlte mich zunehmend unwohl mit der Position, die ich unter Eid vor Gericht vertreten sollte – und für die ich bezahlt wurde. Zugleich gelangte ich immer mehr zu der Überzeugung, daß einige neue Technologien zur Stromerzeugung wesentlich umweltfreundlicher waren. Dies galt besonders für Verfahren, bei denen Stoffe, die vorher als Abfallprodukte betrachtet worden waren, weiterverarbeitet wurden.

Eines Tages teilte ich meinen Auftraggebern beim Energieversorger in New Hampshire mit, daß ich nicht länger ihre Interessen vertreten könne. Ich gab diese höchst lukrative Position auf und entschloß mich, eine eigene Firma zu gründen, die es sich zur Aufgabe machen sollte, einige neue Technologien aus der Theorie in die Praxis umzusetzen. Winifred unterstützte mich uneingeschränkt, trotz der wirtschaftlichen Unsicherheit, die

mit diesem Projekt verbunden war, und der Tatsache, daß sie jetzt ihre erste eigene Familie hatte.

Einige Monate nach Jessicas Geburt gründete ich die Firma **Independent Power Systems (IPS)**, die es sich zum Ziel setzte, umweltverträgliche Kraftwerke zu konzipieren und Modelle zu entwickeln, die eine Signalwirkung entfalten konnten. Das war ein hochriskantes Unterfangen, und die meisten unserer Mitbewerber scheiterten über kurz oder lang. Doch einige »Zufälle« retteten uns. Ich war überzeugt, daß mehrere Male im Hintergrund jemand hilfreich eingriff und ich gewissermaßen belohnt werden sollte für meine früheren Dienste und meine Bereitschaft zu schweigen.

Bruno Zambotti hatte mittlerweile eine ranghohe Position bei der Interamerikanischen Entwicklungsbank übernommen. Er erklärte sich bereit, in das Leitungsgremium von IPS einzutreten und dem jungen Unternehmen bei der Finanzierung zu helfen. Wir erhielten Unterstützung durch Bankers Trust, ESI Energy, die Prudential Insurance Company, Chadbourn and Park (eine große Anwaltskanzlei an der Wall Street, zu deren Partnern der frühere Senator, Präsidentschaftskandidat und Außenminister Ed Muskie zählte) und durch die Riley Stoker Corporation (eine Ingenieurfirma, die der Ashland Oil Company gehörte, die neuartige Kraftwerkskessel mit besserem Wirkungsgrad baute). Sogar der US-Kongreß unterstützte uns, indem er uns von einer bestimmten Steuer befreite, was IPS einen deutlichen Vorteil gegenüber den Konkurrenten verschaffte.

Im Jahr 1986 begannen IPS und Bechtel gleichzeitig – aber unabhängig voneinander – mit dem Bau innovativer, emissionsfreier Kohlekraftwerke. Bis zum Ende des Jahrzehnts revolutionierten diese beiden Kraftwerke die Energiebranche und trugen zur Verabschiedung neuer Luftreinhaltungsgesetze in den USA bei. Mit diesen Kraftwerken wurde bewiesen, daß auch so genannte Abfallprodukte zur Stromerzeugung verwendet werden können und Kohleverbrennung ohne die Emission gefährlicher Schwefel- und Stickoxide möglich ist, wodurch hartnäckig wiederholte Behauptungen der Versorgungsunternehmen widerlegt wurden. Unsere Firma demonstrierte darüber hinaus, daß solche modernen Kraftwerke auch von einem kleinen und unabhängigen Unternehmen finanziert werden können, das die Wall Street und andere herkömmliche Finanzierungsmethoden zu nutzen versteht.⁵⁹ Ein weiterer Vorteil des IPS-Kraftwerks bestand darin, daß die entstehende Heißluft statt in Kühlteiche und -türme in ein etwa ein Hektar großes Hydrokultur-Gewächshaus geleitet wurde.

Als Präsident von IPS wurde ich zu einem Insider der Energiewirtschaft. Ich knüpfte Kontakte zu einigen der einflußreichsten Leute der Branche: zu Anwälten, Lobbyisten, Investmentbankern und Vorstandsmitgliedern vieler großer Unternehmen. Außerdem kam mir zugute, daß ich einen Schwiegervater hatte, der mehr als dreißig Jahre bei Bechtel gearbeitet hatte, dort in die Position des Chefarchitekten aufgestiegen war und jetzt in Saudi-Arabien eine Stadt baute – ein unmittelbarer Ausfluß jener Arbeit, die ich Anfang der siebziger Jahre im Zusammenhang mit dem Saudi-Arabischen Geldwäsche-projekt geleistet hatte. Winifred war in der Nähe von Bechtels Hauptquartier in San Francisco aufgewachsen und gehörte ebenfalls zur großen Unternehmensfamilie; ihren ersten Job nach Abschluß ihres Studiums hatte sie bei Bechtel bekommen.

In der Energiebranche fand zu dieser Zeit eine durchgreifende Umstrukturierung statt. Die großen Anlagenbauer schickten sich an, die Energieversorger zu übernehmen – oder zumindest zu ihnen in Konkurrenz zu treten –, die bislang als lokale Monopolisten viele Privilegien genossen hatten. Deregulierung lautete das Schlagwort dieser Tage, und die Spielregeln änderten sich fast über Nacht. Ehrgeizigen Leuten, die diese Situation geschickt zu nutzen verstanden, mit der viele Gerichte und auch der Kongreß zu kämpfen hatten, boten sich geschäftliche Chancen zuhauf. Diese Zeit wurde von Experten zuweilen auch als die »Wildwest-Ära der Energiebranche« bezeichnet.

Zu den Opfern dieser Entwicklung zählte MAIN. Wie von Bruno erwartet, hatte Mac Hall den Bezug zur Realität verloren, und niemand traute sich, ihm das zu sagen. Paul Priddy gelang es nicht, die Zügel in die Hand zu nehmen, weshalb das Management von MAIN viele günstige Gelegenheiten verpaßte, die sich durch den Wandel in der Branche eröffneten, und obendrein auch noch eine Reihe schwerer Fehler beging. Nur wenige Jahre, nachdem Bruno noch Rekordgewinne erwirtschaftet hatte, gab es MAIN auf, EHM zu entsenden, und geriet in ernste finanzielle Schwierigkeiten. Die Partner verkauften MAIN an eine der großen Ingenieur- und Baufirmen, die ihre Hausaufgaben gemacht hatte.

Während ich 1980 für meine Aktien noch fast 30 Dollar pro Stück erhalten hatte, trennten sich die verbliebenen Partner rund vier Jahre später für weniger als die Hälfte von ihren Anteilen. So endete eine hundertjährige stolze Firmengeschichte ziemlich kläglich und demütigend. Ich verfolgte betrübt den Untergang der Firma, fühlte mich aber zugleich bestätigt, daß ich zur richtigen Zeit ausgestiegen war. Der Name MAIN blieb unter den neuen Eigentümern noch eine Weile erhalten, wurde dann aber fallen gelassen. Das Firmenlogo, das einst überall auf der Welt geachtet worden war, geriet in Vergessenheit.

Doch MAIN war nur eines von vielen Unternehmen, die mit dem sich grundlegend verändernden Umfeld in der Energiewirtschaft nicht zurechtkamen. Auf der anderen Seite des Spektrums stand eine Firma, die uns Insider ausnahmslos faszinierte: Enron. Sie war eine der am schnellsten wachsenden Firmen der Branche, war gewissermaßen aus dem Nichts aufgestiegen und begann sogleich Mammutprojekte anzuschieben. Bei Business-Meetings plaudern die Teilnehmer vor Beginn der Sitzung gewöhnlich eine Weile zwanglos miteinander, bis sie ihre Plätze eingenommen, sich Kaffee eingeschenkt und ihre Unterlagen sortiert haben; in jenen Tagen drehten sich diese Gespräche häufig um Enron. Kein Außenstehender konnte sich erklären, wie Enron es schaffte, solche Wunder zu vollbringen. Jene dagegen, die in diesem Unternehmen arbeiteten und Insiderwissen besaßen, lächelten über uns und hielten den Mund. Wenn man sie bedrängte, sprachen sie von neuen Managementmethoden, von »kreativer Finanzierung« und davon, daß bei Enron nur Manager eingestellt wurden, die sich in den Hauptstädten der Welt auf den Korridoren der Macht auskannten. Mir erschien dies alles als eine neue Spielart der alten EHM-Techniken. Das globale Imperium kam mit Riesenschritten voran.

Wer sich für Erdöl und internationale Politik interessierte, hatte häufig auch noch ein anderes Gesprächsthema: George W. Bush, den Sohn des Vizepräsidenten. Seine erste Ölfirma mit dem Namen Arbusto (spanisch für *Busch*) stand vor der Pleite, doch sie wurde 1984 durch den Zusammenschluß mit Spectrum 7 gerettet. Kurze Zeit später geriet auch Spectrum 7 an den Rand der Zahlungsunfähigkeit und wurde 1986 von der Harken Energy Corporation übernommen. George W. Bush wurde Vorstandsmitglied und Consultant und erhielt ein Jahresalär von 120.000 Dollar.⁶⁰

Wir alle führten diesen erstaunlichen Aufstieg darauf zurück, daß Bushs Vater Vizepräsident der USA war, denn auf Georges Leistungen in der Ölbranche war er zweifellos nicht zurückzuführen. Es erschien auch nicht als Zufall, daß Harken diese Gelegenheit nutzte, um sich erstmals in seiner Firmengeschichte im Ausland zu engagieren und nach Investitionsmöglichkeiten im Mittleren Osten zu suchen. Die Zeitschrift *Vanity Fair* berichtete:

Kaum hatte Bush seinen Platz im Leitungsgremium eingenommen, ereigneten sich wundersame Dinge bei Harken – neue Investitionen wurden getätigt, neue Finanzierungsquellen konnten erschlossen werden, und die Firma erhielt durch glückliche Zufälle neue Bohrlicenzen.⁶¹

Anfang 1989 verhandelte der Ölkonzern Amoco mit der Regierung von Bahrain über Bohrrechte vor der Küste des Scheichtums. Zur selben Zeit trat Bush senior sein Amt als US-Präsident an. Kurze Zeit später arrangierte Michael Ameen – ein Berater des US-Außenministeriums, der Charles Hostler, den neu ernannten amerikanischen Botschafter in Bahrain, in sein Aufgabengebiet einführen sollte – ein Treffen zwischen der Regierung Bahrains und Vertretern von Harken Energy. Amoco wurde von Harken unverzüglich ausgebootet. Obwohl Harken Energy vorher noch nie außerhalb des Südwestens der USA und auch noch nie im Meer nach Öl gebohrt hatte, wurden der Firma die Bohrrechte in Bahrain exklusiv übertragen, was es in der arabischen Welt noch nie gegeben hatte. Innerhalb weniger Wochen stieg der Kurs der Harken-Aktie um 20 Prozent von 4,50 Dollar auf 5,50 Dollar.⁶²

Selbst alte Hasen der Energiebranche zeigten sich entsetzt über die Vorgänge in Bahrain. »Ich hoffe, G. W. macht da nicht etwas, wofür sein Vater später büßen muß«, bemerkte ein befreundeter Anwalt, der sich auf Energierecht spezialisiert hatte und die Republikanische Partei unterstützte. Wir saßen in einer Bar hoch oben im World Trade Center und tranken Cocktails. Er brachte seine Bestürzung zum Ausdruck. »Ich frage mich, ob sich das wirklich lohnt«, fuhr er fort und schüttelte traurig den Kopf. »Ist es die Karriere des Sohnes wirklich wert, die Präsidentschaft aufs Spiel zu setzen?«

Ich war weniger überrascht als meine Kollegen, aber ich glaube, ich hatte auch einen anderen, einzigartigen Blickwinkel. Ich hatte für die Regierungen Kuwaits, Saudi-Arabiens, Ägyptens und des Iran gearbeitet, ich war vertraut mit der Politik im Mittleren Osten, und ich wußte, daß Bush, ebenso wie die leitenden Manager von Enron, zu jenem Netzwerk gehörte, das ich und meine EHM-Kollegen geschaffen hatten; sie waren die Feudalherren und Plantagenbesitzer.⁶³

29 Ich lasse mich bestechen

In dieser Zeit wurde mir immer klarer, daß die Weltwirtschaft in eine neue Ära eingetreten war. Die Veränderungen, die eingesetzt hatten, als Robert McNamara – ein persönliches Vorbild von mir – als Verteidigungsminister und Präsident der Weltbank tätig gewesen war, hatten sich enorm beschleunigt und damit meine schlimmsten Befürchtungen übertroffen. McNamaras keynesianischer Ansatz in der Wirtschaftspolitik und sein Plädoyer für entschlossene Führung hatten sich auf breiter Front durchgesetzt. Das EHM-Konzept war erweitert worden und erstreckte sich nun auf Manager aller Art in einer Vielzahl von Industriezweigen. Sie wurden wahrscheinlich nicht von der NSA rekrutiert oder ausgebildet, hatten aber ähnliche Funktionen wie die Mitarbeiter dieses Geheimdienstes.

Der einzige Unterschied bestand darin, daß die neuen EHM nicht mehr unbedingt mit dem Kapital internationaler Banken hantierten. Während die alte Branche, meine Branche, weiterhin florierte, zeichnete sich die neue Spielart durch andere, noch skrupellose Machenschaften aus. Im Lauf der achtziger Jahre war im mittleren Management eine Riege junger Männer und Frauen herangewachsen, denen jedes Mittel recht war. Die Durchsetzung des Anspruchs auf Weltherrschaft erschien schlicht als ein Weg zur Steigerung der Profite.

Der neue Trend zeigte sich besonders deutlich in der Energiebranche, in der ich arbeitete. Im Jahr 1978 wurde vom Kongreß der **Public Utility Regulatory Policy Act (PURPA)** verabschiedet, der nach einigen juristischen Querelen schließlich 1982 in Kraft trat. Dieses Gesetz sollte ursprünglich kleine unabhängige Firmen wie meine dabei unterstützen, alternative Energiequellen zu nutzen und andere innovative Arten der Stromerzeugung zu erforschen. Das Gesetz verpflichtete die großen Energieversorger, den kleinen Firmen ihren Strom zu angemessenen und vernünftigen Preisen abzunehmen. Diese Politik stand im Zusammenhang mit Präsident Carters Ziel, die Abhängigkeit der USA vom Erdöl zu reduzieren – und zwar vom Erdöl generell, nicht nur von importiertem Öl. Die Intention des Gesetzes bestand eindeutig darin, sowohl alternative Energien als auch die Gründung unabhängiger Firmen zu fördern, die den amerikanischen Unternehmergeist verkörperten. Doch die Wirklichkeit sah leider anders aus.

Im Lauf der achtziger und neunziger Jahre verlagerte sich der Schwerpunkt von der Förderung des Unternehmergeistes zur Deregulierung. Ich verfolgte, wie viele unabhängige Firmen von den großen Ingenieur- und Baukonzernen oder den öffentlichen Energieversorgern geschluckt wurden. Letztere nutzten Schlupflöcher im Gesetz, die es ihnen ermöglichten, Holdings zu gründen, welche sowohl regulierte Energieversorgungsunternehmen als auch nicht regulierte unabhängige Energieproduzenten besitzen durften. Viele von ihnen versuchten auch, die Kleinen in den Ruin zu treiben, um sie dann billig übernehmen zu können. Andere stampften einfach eigene Ableger aus dem Boden.

Das Ziel, die Ölabhängigkeit zu vermindern, wurde aufgegeben. Reagan verdankte den Ölkonzernen sehr viel; Bush hatte sein Vermögen in der Ölbranche erworben. Und die meisten Kabinettsmitglieder in diesen beiden Regierungen kamen entweder aus der Ölindustrie oder von den großen Anlagenbauern, die eng mit den Ölfirmen zusammenarbeiteten. Dennoch waren die Öl- und Baukonzerne nicht einseitig politisch festgelegt; auch viele Politiker der Demokraten hatten von ihnen profitiert und waren ihnen verbunden.

IPS hielt weiter an seiner Vision umweltverträglicher Energieerzeugung fest. Wir fühlten uns den ursprünglichen Zielen von PURPA verpflichtet und waren anscheinend vom Schicksal begünstigt. Wir waren einer der wenigen Kleinen, die nicht nur überlebten,

sondern sich auch sehr erfolgreich entwickelten. Ich hatte keine Zweifel daran, daß wir dies in erster Linie meiner früheren Tätigkeit für die Korporatokratie zu verdanken hatten.

Die Veränderungen in der Energiewirtschaft waren repräsentativ für einen Trend, der die ganze Welt erfaßt hatte. Die Beschäftigung mit sozialen Fragen, mit Umweltproblemen und anderen Fragen der Lebensqualität wurde ersetzt durch die Gier. Die Förderung des privaten Unternehmertums erlangte eindeutigen Vorrang. Zunächst wurde dies auf theoretischer Basis gerechtfertigt durch den Gedanken, daß der Kapitalismus dem Kommunismus überlegen sei und ihn überwinden werde. Doch im Grunde bedurfte es einer derartigen Rechtfertigung gar nicht. Man ging einfach davon aus, daß es grundsätzlich besser sei, wenn wirtschaftliche Projekte von wohlhabenden Investoren statt von Regierungen durchgeführt würden. Auch internationale Organisationen wie die Weltbank übernahmen diese Sichtweise und setzten sich für Deregulierung und die Privatisierung der Wasser- und Abwasserwirtschaft, des Kommunikationswesens, der Energieversorgung und anderer Bereiche ein, die bislang von der öffentlichen Hand organisiert worden waren.

Daher fiel es nicht schwer, das EHM-Konzept auch in größerem Rahmen anzuwenden und Manager aus unterschiedlichsten Wirtschaftszweigen mit Aufgaben zu betrauen, die vorher den Mitgliedern eines kleinen, exklusiven Clubs vorbehalten gewesen waren: uns! Diese Leute schwärmten in alle Teile der Welt aus. Sie suchten nach den billigsten Arbeitskräften, den am besten zugänglichen Rohstoffen und den größten Märkten. Sie kannten keine Skrupel. Ähnlich wie ihre Vorgänger – wir! – bemühten sie sich, ihre Schandtaten rational zu rechtfertigen. Und wie wir sorgten sie dafür, daß ihnen soziale Gemeinschaften und fremde Länder auf den Leim gingen. Sie versprachen ihnen Wohlstand und boten an, ihnen Wege aufzuzeigen, wie sie mit Hilfe des privaten Sektors ihre Schulden loswerden konnten. Sie bauten Schulen und Autobahnen, stellten Telefone, Fernseher und medizinische Dienstleistungen zur Verfügung. Wenn sie aber anderswo noch billigere Arbeitskräfte oder noch leichter zu gewinnende Rohstoffe entdeckten, zogen sie weiter. Wenn sie eine Gemeinschaft verließen, in der sie große Hoffnungen geweckt hatten, hatte dies häufig verheerende Folgen, aber sie handelten ohne zu zögern oder auch nur einen Augenblick Gewissensbisse zu empfinden.

Ich fragte mich, wie sie dies psychisch verkrafteten und ob auch sie Zweifel plagten. Waren sie jemals an einem verschmutzten Fluß gestanden und hatten eine junge Frau beobachtet, die darin badete, während weiter oben ein Mann seine Notdurft am Wasser verrichtete? Gab es keine Howard Parkers mehr, die solche unangenehmen Fragen stellten?

Obwohl ich mich über meine Erfolge mit IPS freute und mein Familienleben genoß, überkamen mich doch gelegentlich Augenblicke der Depression. Ich war jetzt Vater eines kleinen Mädchens und hatte Angst um ihre Zukunft. Ich empfand tiefe Schuld wegen meiner Rolle, die ich gespielt hatte.

Wenn ich in der Geschichte zurückblickte, stellte ich eine beunruhigende Entwicklung fest. Das moderne Weltfinanz-System war Ende des Zweiten Weltkriegs auf einem Treffen wichtiger Staatsführer geschaffen worden, das in Bretton Woods in New Hampshire stattgefunden hatte – meinem Heimatstaat. Die Weltbank und der Internationale Währungsfonds sollten den Wiederaufbau des vom Krieg verwüsteten Europas vorantreiben und waren dabei außerordentlich erfolgreich. Das System expandierte rasch, fand die Unterstützung aller wichtigen Verbündeten der USA und wurde bald als Allheilmittel zur Bekämpfung von Unterdrückung gepriesen. Es würde uns, so versicherte man uns, vor den Fängen des Kommunismus retten.

Dennoch mußte ich mir die Frage stellen, wohin uns dies alles führen würde. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der kommunistischen Bewegung Ende der acht-

ziger Jahre zeigte sich, daß es nicht darum gegangen war, den Kommunismus im Zaum zu halten; es wurde offensichtlich, daß nun die Kräfte des globalen Imperiums, das im Kapitalismus wurzelte, entfesselt wurden. Jim Garrison, der Präsident des State of the World Forum, bemerkte hierzu:

Im Zusammenhang betrachtet verkörpert die fortschreitende Integration der Welt, insbesondere die ökonomische Globalisierung und die Durchsetzung der »freien Marktwirtschaft«, der nahezu mythische Eigenschaften zugeschrieben werden, gewissermaßen ein eigenständiges »Imperium« ... Kein Land der Erde konnte sich dem Sog der Globalisierung widersetzen. Nur wenige Staaten konnten sich den »strukturellen Anpassungen« und »Auflagen« der Weltbank und des Internationalen Währungsfonds sowie den Schiedssprüchen der Welthandelsorganisation entziehen, jener internationalen Finanzinstitutionen, die, wie unzureichend sie auch sein mögen, nach wie vor bestimmen, was unter Globalisierung zu verstehen ist, welche Regeln für sie gelten und wer für Wohlverhalten belohnt oder für Verstöße bestraft wird. Die Globalisierung entfaltet eine solche Dynamik, daß wir vermutlich noch zu unseren Lebzeiten Zeugen sein werden, wie sich alle nationalen Volkswirtschaften der Welt in ein einziges, globales System des freien Marktes integrieren.⁶⁴

Als ich über diese Zukunftsperspektiven nachdachte, kam ich zu dem Schluß, daß es an der Zeit sei, ein Enthüllungsbuch etwa mit dem Titel CONSCIENCE OF AN ECONOMIC HITMAN zu schreiben, und ich unternahm auch nichts, um mein Vorhaben geheim zu halten. Ich bin auch heute noch kein Schriftsteller, der isoliert und abgeschottet vor sich hin arbeitet. Ich möchte mich mit anderen über meine Arbeit austauschen. Ich schätze die Anregungen anderer Menschen und bitte sie, mir zu helfen, mich zu erinnern und die Ereignisse der Vergangenheit richtig zu bewerten. Gern lese ich einzelne Abschnitte eines Manuskripts, an dem ich arbeite, Freunden vor, um ihre Reaktionen einzuholen. Ich weiß, daß das nicht ungefährlich ist, aber ich kann eben nicht anders arbeiten. Daher blieb es kein Geheimnis, daß ich an einem Buch über meine Zeit bei MAIN schrieb.

Im Jahr 1987 rief mich eines Tages ein ehemaliger Partner von MAIN an und bot mir einen außergewöhnlich lukrativen Vertrag bei der Stone & Webster Engineering Company (SWEC) an. SWEC gehörte damals zu den führenden Anlagenbauern der Welt und versuchte, in dem sich verändernden Energiesektor Fuß zu fassen. Der Kontaktmann erläuterte mir, ich würde für ihre neue Tochtergesellschaft arbeiten, eine kleine Entwicklungsgesellschaft, die sich konzeptionell an Firmen wie meine IPS anlehne. Ich war froh, daß man nicht von mir erwartete, an irgendwelchen internationalen oder EHM-ähnlichen Projekten mitzuwirken.

Ich würde nicht allzu viel Arbeit haben, erklärte er mir. Ich sei einer der wenigen Männer, die erfolgreich eine unabhängige Energiefirma geleitet hätten, und besäße einen ausgezeichneten Ruf in der Branche. SWEC wolle einfach nur mein Fachwissen nutzen und mich als Berater gewinnen, was völlig legal sei und der gängigen Praxis in der Branche entspreche. Dieses Angebot war für mich vor allem deshalb verlockend, weil ich mittlerweile aus einer Reihe von Gründen einen Verkauf von IPS erwog. Der Gedanke, unter das Dach von SWEC zu schlüpfen und dafür ein spektakuläres Beratungshonorar zu kassieren, war mir daher durchaus sympathisch.

Als ich mich mit dem Chef von SWEC zu den Vertragsverhandlungen traf, lud er mich zum Essen ein. Wir plauderten eine Weile ungezwungen, und dabei wurde mir klar, daß ich gern wieder ins Beratungsgeschäft zurückkehren und die Belastung loswerden wollte, die mit der Leitung einer eigenständigen Energiefirma verbunden war, die Verantwortung für mehr als hundert Menschen, für den Bau einer Anlage und für all die Auf-

gaben, die Bau und Betrieb von Kraftwerken mit sich brachten. Ich hatte mir bereits überlegt, was ich mit dem stattlichen Honorar anstellen würde, das er mir anbieten würde. Unter anderem wollte ich es dafür verwenden, eine Non-Profit-Organisation ins Leben zu rufen.

Beim Dessert kam mein Gastgeber auf das Thema zu sprechen, das ich in meinem ersten Buch THE STREß-FREE HABIT behandelt hatte. Er sagte, er habe viele lobende Worte darüber gehört. Dann schaute er mir scharf in die Augen. »Haben Sie vor, weitere Bücher zu schreiben?«, fragte er.

Mir wurde mulmig. Plötzlich begriff ich, worum es hier ging. Ich zögerte nicht. »Nein«, antwortete ich, »gegenwärtig beabsichtige ich nicht, ein neues Buch zu schreiben.«

»Das freut mich«, meinte er. »Auch in unserem Unternehmen legen wir Wert auf Verschwiegenheit. Genau wie bei MAIN.«

»Das ist mir klar.«

Er lehnte sich zurück und lächelte. »Natürlich ist überhaupt nichts einzuwenden gegen Bücher wie Ihr letztes, in dem es um Streß und solche Dinge geht. Sie können manchmal sogar die Karriere eines Mannes fördern. Als Consultant von SWEC steht es Ihnen natürlich völlig frei, solche Bücher zu veröffentlichen.«

»Gut zu wissen.«

»Ja, dagegen haben wir überhaupt nichts. Aber es versteht sich natürlich von selbst, daß Sie in Ihren Büchern niemals den Namen der Firma erwähnen und daß Sie nichts schreiben über Dinge, die mit unserem Geschäft oder Ihrer früheren Tätigkeit bei MAIN zu tun haben. Sie dürfen auch keine politischen Themen anschnitten oder über irgendwelche Vorgänge im Zusammenhang mit internationalen Banken oder Entwicklungsprojekten schreiben.« Er blickte mich an. »Derartige Dinge müssen absolut vertraulich behandelt werden.«

»Das ist mir klar«, versicherte ich ihm. Für einen Augenblick schien es mir, als würde mein Herz aufhören zu schlagen. Ein vertrautes Gefühl stellte sich wieder ein, das ich schon bei Howard Parker in Indonesien empfunden hatte oder als ich neben Fidel durch Panama-Stadt fuhr oder mit Paula in einem kolumbianischen Café saß. Ich verkaufte mich – wieder einmal. Dies war keine Bestechung im strafrechtlichen Sinn – es war vollkommen legal, daß dieses Unternehmen mich bezahlte, um meinen Namen auf die Liste seiner Consultants zu setzen, um meinen Rat einzuholen oder um mich hin und wieder zu einem Gespräch zu bitten, aber ich kannte auch den wirklichen Grund, weshalb man mich engagierte.

Er bot mir ein Jahreshonorar an, das einem Managergehalt entsprach.

Am späten Nachmittag desselben Tages saß ich verstört in einem Flughafen und wartete auf meinen Rückflug nach Florida. Ich kam mir vor wie ein Strichjunge. Noch schlimmer, ich hatte das Gefühl, meine Tochter, meine Familie und mein Land verraten zu haben. Aber dennoch sagte ich mir, daß mir kaum eine andere Möglichkeit geblieben wäre. Ich wußte, hätte ich dieses Bestechungsgeld nicht akzeptiert, hätte es ziemlich ungemütlich für mich werden können.

30 Einmarsch der USA in Panama

Torrijos war tot, aber Panama nahm noch immer einen besonderen Platz in meinem Herzen ein. Da ich in Südflorida lebte, konnte ich mir aus vielfältigen Quellen Informationen beschaffen über die aktuellen Ereignisse in Mittelamerika. Torrijos' Vermächtnis lebte weiter, obwohl es nun von Menschen aufgegriffen wurde, die nicht sein Charisma und seine Charakterstärke hatten. Nach seinem Tod wurden die Bemühungen fortgesetzt, die Probleme in der Region zu regeln, aber Panama zeigte sich weiterhin entschlossen, die USA zu zwingen, sich an die Abmachungen im Kanalvertrag zu halten.

Torrijos' Nachfolger Manuel Noriega schien zunächst in die Fußstapfen seines Mentors treten zu wollen. Ich habe Noriega nie persönlich kennengelernt, aber nach allen Berichten setzte er sich anfangs durchaus für die Armen und Unterdrückten Lateinamerikas ein. Er ließ auch die Untersuchungen über die Realisierbarkeit eines zweiten Kanals weiterführen, der mit japanischer Finanzhilfe gebaut werden sollte. Da dieses Vorhaben sogar zu seinen vordringlichsten Projekten zählte, machte er sich keine Freunde in Washington und bei den privaten Konzernen. Noriega schrieb dazu später:

Außenminister George Shultz war ehemals leitender Mitarbeiter des multinationalen Baukonzerns Bechtel; Verteidigungsminister Caspar Weinberger war als Vizepräsident bei Bechtel tätig gewesen. Bechtel hätte nichts lieber getan, als jene Milliardenbeträge einzustreichen, die für den Bau des Kanals aufgewendet worden wären ... Die Regierungen Reagan und Bush fürchteten, Japan könnte bei einem möglichen Kanalbauprojekt die Federführung übernehmen; nicht nur unangebrachte Sicherheitsbedenken spielten hier eine Rolle, sondern auch wirtschaftliche Rivalität. Die US-Baukonzerne liefen Gefahr, Milliarden Dollar zu verlieren.⁶⁵

Aber Noriega war kein Torrijos. Er verfügte weder über das Charisma noch die Integrität seines früheren Chefs. Im Lauf der Zeit wurde er immer häufiger mit Korruption und Drogenhandel in Verbindung gebracht, und man verdächtigte ihn sogar, er habe einen politischen Gegner namens Hugo Spadofora umbringen lassen.

Der Oberst Noriega hatte sich als Führer der Einheit G-2 einen Namen gemacht, einer Geheimdienstabteilung des panamaischen Militärs, die mit der CIA zusammenarbeitete. In dieser Funktion knüpfte er enge Kontakte zum damaligen CIA-Direktor William J. Casey. Die CIA nutzte diese Verbindung, um ihre Ziele in der Karibik sowie in Zentral- und Südamerika zu fördern. Als beispielsweise die Regierung Reagan 1983 Fidel Castro vorab über die bevorstehende Invasion der Insel Grenada in Kenntnis setzen wollte, wandte sich Casey an Noriega und bat ihn, die Nachricht zu überbringen. Der Oberst half dem amerikanischen Geheimdienst auch, die Drogenkartelle in Kolumbien und in anderen Ländern zu infiltrieren.

Im Jahr 1984 ließ sich Noriega zum General und zum Oberbefehlshaber der Streitkräfte Panamas befördern. Als Casey damals in Panama-Stadt eintraf und am Flughafen vom Stationsleiter der CIA empfangen wurde, soll er Berichten zufolge geäußert haben: »Wo ist denn mein Junge? Wo steckt Noriega?« Als der General später Washington besuchte, traf er sich mit Casey in dessen Privathaus. Viele Jahre später sollte Noriega zugeben, daß er sich aufgrund seiner engen Beziehung zu Casey für unverwundbar hielt. Er glaubte, die CIA sei ähnlich wie seine G-2-Truppe der stärkste Teil der Regierung ihres Landes. Er war überzeugt, daß Casey ihn schützen würde trotz seiner Haltung zum Kanal und zur Frage der US-Militärbasen in der Kanalzone.⁶⁶

Während Torrijos eine internationale Ikone für Gerechtigkeit und Gleichberechtigung gewesen war, wurde Noriega zu einem Symbol für Korruption und Dekadenz. Sein Ruf

wurde noch schlechter, als die *New York Times* am 12. Juni 1986 einen Aufmacher brachte mit der Schlagzeile: »Panamas starker Mann soll in Drogen- und Schwarzgeldgeschäfte verstrickt sein.« In dem Artikel eines mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichneten amerikanischen Reporters wurde behauptet, daß sich der General heimlich an mehreren illegalen Geschäften in Lateinamerika beteiligt habe, daß er eine Art Doppelagent sei und sowohl für die USA wie auch für Kuba spioniert habe, daß die G-2-Einheit auf seinen Befehl Hugo Spadafora enthauptet habe und daß Noriega persönlich »das größte Drogenkartell in Panama« leite. Der Artikel wurde ergänzt durch ein wenig schmeichelhaftes Porträt des Generals, und ein Fortsetzungsartikel am nächsten Tag wartete mit weiteren Einzelheiten auf.⁶⁷

Darüber hinaus hatte es Noriega mit einem US-Präsidenten zu tun, der unter einem Image-Problem litt, das die Journalisten als den »Weichei-Faktor« von George H. W. Bush bezeichneten.⁶⁸ Dies gewann besondere Bedeutung, als sich Noriega trotzig weigerte, die Erlaubnis für den Betrieb der School of the Americas um 15 Jahre zu verlängern. In den Memoiren des Generals finden sich dazu interessante Ausführungen:

Während wir entschlossen und stolz waren, Torrijos' Vermächtnis zu pflegen, wollten die Vereinigten Staaten all dies unterbinden. Sie verlangten eine Verlängerung oder eine Neuverhandlung der Genehmigung für die Einrichtung [School of the Americas], die sie aufgrund ihrer zunehmenden Kriegsvorbereitungen in Mittelamerika weiterhin benötigten. Aber diese School of the Americas war für uns unerträglich. Wir wollten keine Ausbildungsstätte für Todesschwadronen und rechtsgerichtete Militärs auf unserem Boden.⁶⁹

Obwohl es zu erwarten gewesen war, zeigte sich alle Welt erstaunt, als die USA am 20. Dezember 1989 in Panama einmarschierten und dabei die größte Luftlandeoperation seit dem Zweiten Weltkrieg durchführten.⁷⁰ Es war ein unprovoked Angriff auf eine Zivilbevölkerung. Panama und seine Bewohner stellten keinerlei Gefahr dar für die Vereinigten Staaten oder für irgendein anderes Land. Staatsmänner, Regierungen und Medien verurteilten die einseitige US-Aktion als klaren Verstoß gegen das Völkerrecht.

Hätte sich diese Militäroperation gegen ein Land gerichtet, dessen Herrscher Massensterben oder andere Menschenrechtsverletzungen begangen hatten – beispielsweise gegen das Chile unter Pinochet, das Paraguay unter Stroessner, das Nicaragua Somosas, das El Salvador D'Abuissons oder den Irak Saddams –, hätte die Welt wohl eher mit Verständnis reagiert. Aber Panama hatte sich nichts dergleichen zuschulden kommen lassen; es hatte lediglich gewagt, sich den Wünschen einer Hand voll mächtiger Politiker und Firmenchefs zu widersetzen. Es hatte auf der Erfüllung des Kanalvertrags bestanden, es hatte mit Sozialreformern Gespräche geführt und es hatte die Möglichkeit geprüft, einen neuen Kanal mit japanischem Geld und japanischen Baufirmen zu bauen. Dafür mußte es büßen. Noriega schrieb hierzu:

Ich möchte Folgendes klarstellen: Die Destabilisierungskampagne, die 1986 von den USA begonnen wurde und 1989 zum Einmarsch in Panama führte, wurde dadurch motiviert, daß die USA unbedingt verhindern wollten, daß die Kontrolle über den Kanal wieder in die Hände des unabhängigen, souveränen Panama zurückgegeben wurde – das auf die Unterstützung Japans zählen konnte ... Shultz und Weinberger, die in die Maske von Politikern geschlüpft waren, die im Dienste der Öffentlichkeit handelten, und denen zugute kam, daß die Bevölkerung nichts wußte von den mächtigen Wirtschaftsinteressen, die sie vertraten, arbeiteten unterdessen an einer Propagandakampagne, die darauf abzielte, mich zu stürzen.⁷¹

Washington verwies zur Rechtfertigung seines Einmarsches auf einen einzelnen Mann. Die Begründung dafür, daß die Vereinigten Staaten junge Männer und Frauen in dieses Land schickten, wo sie ihr Leben riskierten und unschuldige Menschen töteten, auch eine unbekannte Zahl von Kindern, und große Teile von Panama-Stadt in Brand steckten, lautete schlicht und einfach Noriega. Er wurde als ein böser Mensch hingestellt, ein Feind des Volkes, ein skrupelloser Drogenhändler, und er lieferte dadurch der US-Regierung den Vorwand für die Besetzung eines Landes mit zwei Millionen Einwohnern – die zufällig auf einer der wertvollsten Immobilien der Welt saßen.

Die Invasion beunruhigte mich sehr und stürzte mich in eine tagelange Depression. Ich wußte, daß Noriega Leibwächter hatte, und doch konnte ich es nicht glauben, daß die Schakale ihn einfach aus dem Verkehr gezogen hatten wie Roldós und Torrijos. Die meisten seiner Leibwächter waren vermutlich von US-Militärs ausgebildet worden und waren vielleicht bestochen worden. Vielleicht sahen sie weg oder fielen Noriega sogar in den Rücken.

Je länger ich über die Panama-Invasion nachdachte, desto mehr festigte sich in mir die Überzeugung, daß diese Aktion eine Rückkehr der USA zu den alten Methoden imperialer Politik darstellte und daß die Bush-Administration entschlossen war, es noch besser zu machen als Reagan. Offensichtlich wollte sie der Welt demonstrieren, daß sie nicht zögern würde, ihre Ziele auch mit nackter Gewalt durchzusetzen. In Panama war es anscheinend nicht nur darum gegangen, das Vermächtnis von Torrijos auszulöschen und ein den USA freundlich gesinntes Marionettenregime einzusetzen, sondern durch dieses Vorgehen sollten auch Länder wie der Irak eingeschüchtert und fügsam gemacht werden.

David Harris, ein Kommentator beim *New York Times Magazine* und Autor zahlreicher Bücher, machte in diesem Zusammenhang eine interessante Beobachtung. In seinem Buch *SHOOTING THE MOON* schrieb er 2001:

Von den Tausenden von Herrschern, Potentaten, starken Männern, Junta-Chefs und Warlords, mit denen die Amerikaner in den verschiedenen Teilen der Welt zu tun hatten, wurde keiner von ihnen so unerbittlich verfolgt wie General Manuel Antonio Noriega. Erst ein einziges Mal in ihrer 225-jährigen Geschichte sind die Vereinigten Staaten von Amerika in ein anderes Land einmarschiert und haben dessen Herrscher in die USA gebracht, um ihm dort den Prozeß zu machen wegen Verstößen gegen amerikanische Gesetze, die dieser Herrscher auf dem Territorium seines eigenen Staates begangen hatte.⁷²

Nach der Bombardierung fanden sich die USA plötzlich in einer schwierigen Situation wieder. Der Schuß drohte nach hinten loszugehen. Die Bush-Regierung stand zwar nicht mehr im Ruf eines »Weicheis«, aber jetzt war sie mit einem Legitimationsproblem konfrontiert und erschien als skrupellose Organisation, die bei einer terroristischen Aktion ertappt worden war. Es wurde bekannt, daß die US-Armee es den Medien, dem Roten Kreuz und anderen außenstehenden Beobachtern drei Tage lang verwehrt hatte, die heftig bombardierten Gebiete aufzusuchen, während dort amerikanische Soldaten die Opfer verbrannten und begruben. In der Presse wurden zahlreiche Fragen gestellt, insbesondere inwieweit Beweismittel für unverhältnismäßiges Vorgehen oder Kriegsverbrechen vernichtet worden und wie viele Menschen ums Leben gekommen seien, weil ihnen medizinische Versorgung vorenthalten wurde, aber all diese Fragen wurden nie beantwortet.

Viele Einzelheiten dieser Invasion werden wir nie erfahren, und auch das wahre Ausmaß des Massakers wird wohl nie geklärt werden. Verteidigungsminister Cheney sprach von 500 bis 600 Opfern, doch unabhängige Menschenrechtsgruppen schätzten die Zahl

der Getöteten auf 3000 bis 5000; darüber hinaus sollen rund 25.000 Menschen obdachlos geworden sein.⁷³ Noriega wurde nach Miami geflogen und dort zu 40 Jahren Haft verurteilt; zu diesem Zeitpunkt war er der einzige offizielle Kriegsgefangene in den USA.⁷⁴

Die Welt war empört über diesen Verstoß gegen das Völkerrecht und das brutale Vorgehen gegen eine schutzlose Bevölkerung durch die mächtigste Militärmaschinerie der Welt, aber in Amerika erfuhr man nur wenig über die internationalen Proteste und die Verbrechen, die das US-Militär begangen hatte. Die Medien berichteten kaum darüber. Dafür war eine Reihe von Faktoren verantwortlich: Zum einen übte das Weiße Haus mit Telefonanrufen Druck auf Verleger und Programmgestalter der Fernsehsender aus, zum anderen wagten Kongreßabgeordnete nicht zu widersprechen, weil sie fürchteten, dann selbst als »Weicheier« hingestellt zu werden, und nicht zuletzt glaubten auch viele Journalisten, daß man der Öffentlichkeit Helden präsentieren müsse und eine objektive Berichterstattung nicht angemessen sei.

Eine Ausnahme bildete Peter Eisner, ein Redakteur bei *Newsday* und Reporter für *Associated Press*, der über die Panama-Invasion berichtete und das Thema viele Jahre lang verfolgte. In seinem 1997 veröffentlichten Buch *THE MEMOIRS OF MANUEL NORIEGA, AMERICA'S PRISONER* schrieb Eisner:

Die Todesopfer, die Zerstörungen und die Ungerechtigkeiten, die mit dem Kampf gegen Noriega einhergingen – und auch die Lügen, die mit diesem Ereignis verbunden waren – stellten eine Bedrohung der grundlegenden demokratischen Prinzipien Amerikas dar ... Den Soldaten wurde befohlen, in Panama Menschen zu töten, und man sagte ihnen, dies sei nötig, um dieses Land aus den Fängen eines grausamen und verbrecherischen Diktators zu befreien; und sobald sie damit begonnen hatten, folgte ihnen die Bevölkerung ihres eigenen Landes (der USA) blindlings.⁷⁵

Nach ausführlichen Recherchen und Interviews mit Noriega in seiner Gefängniszelle erklärte Eisner:

Ich glaube nicht, daß die Tatsachen den Schluß zulassen, daß Noriega in den ihm zur Last gelegten Punkten schuldig war. Ich glaube auch nicht, daß seine Handlungen als ausländischer Militärbefehlshaber oder als Oberhaupt eines souveränen Staates die Invasion Panamas rechtfertigten oder daß er eine Gefahr für die nationale Sicherheit der USA darstellte.⁷⁶

Abschließend stellte Eisner fest:

Aufgrund meiner Analyse der politischen Situation und meiner Berichte über Panama vor, während und nach der Invasion bin ich zu der Auffassung gelangt, daß der US-Einmarsch in Panama ein eklatanter Willkürakt war. Die Invasion diente in erster Linie den Zielen einiger anmaßender amerikanischer Politiker und ihrer Verbündeten in Panama, wofür maßloses Blutvergießen in Kauf genommen wurde.⁷⁷

In Panama wurde die Familie Arias wieder eingesetzt, jene Oligarchie, die das Land seit der Abtrennung von Kolumbien bis zur Machtübernahme von Torrijos regiert hatte. Diese Clique hatte sich den USA gegenüber stets willfährig verhalten. Doch der neue Kanalvertrag entwickelte sich zu einem Streitpunkt. In Wirklichkeit aber kontrollierte jetzt wieder Washington die Wasserstraße, ungeachtet der Vereinbarungen in den offiziellen Dokumenten.

Als ich über diese Ereignisse und meine Erlebnisse während meiner Tätigkeit für MAIN nachdachte, mußte ich mir immer wieder dieselben Fragen stellen: Wie viele Entscheidungen – auch jene, die große historische Bedeutung besitzen und das Leben von Millionen Menschen betreffen – werden von Männern und Frauen getroffen, die von egoistischen Motiven geleitet werden, statt von dem Bestreben, das Richtige zu tun? Wie viele unserer führenden Regierungsvertreter werden von persönlicher Gier getrieben, statt von Loyalität zu ihrem Land? Wie viele Kriege werden angezettelt, weil ein Präsident nicht als »Weichei« dastehen möchte?

Trotz des Versprechens, das ich dem Chef von SWEC gegeben hatte, trieben mich Enttäuschung und ein Gefühl der Ohnmacht nach der Invasion in Panama dazu, die Arbeit an meinem Buch wiederaufzunehmen, wobei ich mich nun auf Torrijos konzentrierte. Seine Lebensgeschichte erschien mir als eine Möglichkeit, viel Unrecht anzuprangern, das in unserer Welt begangen wird, und als ein Weg, mich von Schuld zu befreien. Dieses Mal jedoch wahrte ich Stillschweigen über meine Arbeit und verzichtete darauf, bei Freunden und Kollegen Rat einzuholen.

Bei der Arbeit an dem Buch wurde mir klar, wie viel wir EHM eigentlich schon erreicht hatten, und zwar an unterschiedlichsten Orten der Welt. Ich versuchte mich auf einige besonders wichtige Länder zu konzentrieren, aber die Liste der Staaten, in denen ich gearbeitet hatte und denen es anschließend schlechter ging als vorher, war viel zu lang. Ich war auch entsetzt darüber, wie sehr ich mich hatte korrumpieren lassen. Ich hatte gründliche Gewissenserforschung betrieben, erkannte jetzt aber, daß mir bei meiner täglichen Arbeit der Blick für das große Ganze verloren gegangen war. In Indonesien beispielsweise hatte ich über jene Fragen nachgegrübelt, über die ich mit Howard Parker diskutierte, und über die Themen, die Rasys junge indonesische Freunde zur Sprache brachten. Bei meinem Aufenthalt in Panama war ich tief beeindruckt gewesen von den Dingen, die ich bei meinen Besuchen mit Fidel in den Slums, in der Kanalzone und in der Diskothek gesehen hatte. Im Iran hatten mich meine Gespräche mit Yamin und Doc stark aufgewühlt. Die Arbeit an diesem Buch ermöglichte es mir nun, mir einen umfassenderen Überblick zu verschaffen. Ich begriff, wie leicht es gewesen war, den Gesamtzusammenhang aus den Augen zu verlieren und dadurch die wahre Bedeutung meines Tuns zu verkennen.

So einfach und selbstverständlich das auch klingen mag, so heimtückisch sind diese Erfahrungen. Ich muß dabei an das Bild eines Soldaten denken. Am Anfang ist er noch naiv und unbedarft. Das Töten anderer Menschen erscheint ihm vielleicht moralisch fragwürdig, die meiste Zeit jedoch ist er damit beschäftigt, seine Angst zu bekämpfen und sich auf sein Überleben zu konzentrieren. Wenn er zum ersten Mal einen Feind tötet, ist er meist tief aufgewühlt. Vielleicht denkt er an die Familie des Toten und empfindet Bedauern. Aber wenn er im Lauf der Zeit an weiteren Gefechten teilnimmt und weitere Menschen tötet, wird er härter. Er entwickelt sich zu einem Berufssoldaten.

Auch ich war ein Berufssoldat geworden. Mir wurde jetzt klar, daß man anhand von Fakten besser begreifen kann, weshalb Verbrechen begangen oder Imperien aufgebaut werden. Ich konnte jetzt verstehen, weshalb so viele Menschen abscheuliche Taten begingen – warum beispielsweise gute iranische Familienväter für die brutale Geheimpolizei des Schahs arbeiten, warum gute Deutsche Hitlers Befehlen Folge leisten und warum gute amerikanische Männer und Frauen Panama-Stadt bombardieren konnten.

Als EHM hatte ich nie auch nur einen Cent direkt von der NSA oder einer anderen Regierungsbehörde erhalten; mein Gehalt wurde von MAIN bezahlt. Ich war ein gewöhnlicher Bürger, der von einem privaten Unternehmen beschäftigt wurde. Als ich mir dies bewußt gemacht hatte, verstand ich auch besser, daß Unternehmensmanager nun immer mehr in die Rolle von EHM hineinwachsen. Eine völlig neue Art von Soldaten tauchte in der Welt auf: Leute, die weitgehend desensibilisiert waren für die Folgen ihres Tuns. Ich schrieb:

Heute gehen Männer und Frauen nach Thailand, auf die Philippinen, nach Botswana, Bolivien und in viele andere Länder, wo sie Menschen zu finden hoffen, die dringend Arbeit brauchen. Sie kommen mit der erklärten Absicht, diese geschundenen Menschen noch schlimmer auszubeuten – Menschen, deren Kinder massiv unterernährt oder vom Hungertod bedroht sind, Menschen, die in Slumsiedlungen leben und die Hoffnung auf ein besseres Leben längst verloren haben, Menschen, die aufgehört haben, von einem neuen Tag zu träumen. Diese Männer und Frauen verlassen ihre noblen Büros in Manhattan, San Francisco oder Chicago, fliegen in teuren Jets über Kontinente und Meere, steigen in First-Class-Hotels ab und speisen in den besten Restaurants, die ein Land zu bieten hat. Dann machen sie sich auf die Suche nach jenen verzweifelten Menschen.

Auch heute noch gibt es Sklavenhandel. Die modernen Sklavenhändler haben es nicht mehr nötig, sich in die Weiten Afrikas zu begeben, um nach jenen vortrefflichen Exemplaren zu suchen, die bei den Auktionen in Charleston, Cartagena und Havanna dereinst Spitzenpreise erzielten. Sie heuern einfach verzweifelte Menschen an und bauen eine Fabrik, um die Jacken, Bluejeans, Autoteile, Computerbauteile und Tausende anderer Produkte herzustellen, die sie auf den Märkten ihrer Wahl verkaufen können. Vielleicht ziehen sie es auch vor, die Fabrik nicht selbst zu betreiben, sondern engagieren lieber einen örtlichen Geschäftsmann, der für sie die Drecksarbeit erledigt.

Diese Männer und Frauen halten sich für rechtschaffene Menschen. Sie kehren mit Fotos von malerischen Orten oder alten Ruinen nach Hause zurück, um sie ihren Kindern zu zeigen. Sie besuchen Seminare, in denen sie sich gegenseitig auf die Schultern klopfen und Tipps darüber austauschen, wie man am besten mit den exzentrischen Sitten und Bräuchen in fernen Ländern umgeht. Ihre Vorgesetzten engagieren Anwälte, die ihnen versichern, daß alles, was sie tun, völlig legal sei. Ihnen stehen Psychotherapeuten und andere Fachleute für Humankapital zur Verfügung, die ihnen die Überzeugung vermitteln, daß sie diesen armen Menschen Wohltaten erweisen und ihnen helfen.

Die früheren Sklavenhändler glaubten, daß sie mit Lebewesen handelten, die keine vollwertigen Menschen seien, und daß sie ihnen die Chance böten, Christen zu werden. Sie wußten auch, daß Sklaven von entscheidender Bedeutung für das Überleben ihrer eigenen Gesellschaft waren und das Fundament ihrer wirtschaftlichen Ordnung bildeten. Moderne Sklavenhändler reden sich ein, daß es besser sei, wenn verarmte Menschen einen Dollar am Tag verdienen, statt gar nichts, und daß sie ihnen die Gelegenheit bieten, sich in die Weltwirtschaft einzugliedern. Auch sie wissen, daß diese Menschen unverzichtbar sind für ihre eigene Wirtschaftsordnung, daß sie die Grundlage bilden für die Aufrechterhaltung ihrer Lebensform. Stets denken sie daran, was ihre Handlungen, ihre Lebensweise und das ihnen zugrunde liegende Wirtschaftssystem für die Welt bedeuten – und wie dadurch letztlich auch die Zukunft ihrer eigenen Kinder beeinflusst werden wird.

31 Das Versagen der EHM im Irak

Durch meine Tätigkeit als Präsident von IPS in den achtziger Jahren und als Consultant für SWEC von Ende der achtziger bis Mitte der neunziger Jahre erhielt ich Informationen über den Irak, die nicht jedermann zugänglich waren. In den achtziger Jahren wußte die Mehrheit der Amerikaner nur sehr wenig über dieses Land. Es befand sich schlicht nicht auf ihrem Radarschirm. Ich jedoch war fasziniert von den Vorgängen im Irak.

Ich pflegte meine Kontakte zu alten Freunden, die für die Weltbank, den IWF oder andere internationale Organisationen arbeiteten, und zu Leuten bei Bechtel, Halliburton und anderen großen Anlagenbauern, oder zu meinem Schwiegervater. Viele Ingenieure, die bei Subunternehmen von IPS und anderen unabhängigen Energiefirmen arbeiteten, waren auch an Projekten im Mittleren Osten beteiligt. Mir war sehr wohl bewußt, daß sich die EHM im Irak richtig ins Zeug legten.

Die Regierungen Reagan und Bush waren entschlossen, aus dem Irak ein zweites Saudi-Arabien zu machen. Es gab viele überzeugende Gründe dafür, weshalb Saddam Hussein dem Beispiel des Hauses Saud folgen sollte. Er mußte einfach nur die Lehren beherzigen, die aus dem Saudi-Arabischen Geldwäscheprojekt zu ziehen waren. Seit dem Abschluß dieser Vereinbarung waren Städte aus dem Boden der saudischen Wüste gewachsen, die müllvertilgenden Ziegen Riads waren durch moderne Lastwagen ersetzt worden, und die Saudis kamen jetzt in den Genuß der fortgeschrittensten Technologien der Welt, insbesondere auf den Gebieten der Meerwasserentsalzung, der Abwasserbeseitigung, der Kommunikation und der Stromversorgung.

Saddam Hussein erkannte zweifellos, daß die Saudis auch rechtlich eine gewisse Sonderbehandlung erhielten. Ihre guten Freunde in Washington drückten bei vielen Aktivitäten der Saudis ein Auge zu, etwa was ihre Finanzierung fanatischer religiöser Gruppen betraf – die von der übrigen Welt überwiegend als gefährliche Extremisten oder als Terroristen betrachtet wurden – oder gegenüber der Tatsache, daß sie zahlreichen politischen Exilanten Zuflucht gewährten. Die Vereinigten Staaten hatten Saudi-Arabien sogar gedrängt, Osama bin Ladens Kämpfer in Afghanistan bei ihrem Krieg gegen die Sowjetunion finanziell zu unterstützen. Auch viele andere Länder wurden von den Regierungen Reagan und Bush ermutigt, ähnliche Schritte zu ergreifen – oder zumindest nichts gegen diese Aktivitäten zu unternehmen.

In den achtziger Jahren hielten sich viele EHM in Bagdad auf. Sie glaubten, daß Saddam früher oder später einlenken werde, und auch ich teilte diese Auffassung. Wenn der Irak ein ähnliches Abkommen mit Washington schloß wie seinerzeit die Saudis, würde Saddam seine Herrschaft dauerhaft sichern und seinen Einfluß vielleicht auch in andere Teile der Region ausdehnen können.

Es spielte so gut wie keine Rolle, daß er ein psychopathischer Tyrann war, daß das Blut von Massenmorden an seinen Händen klebte oder daß seine Eigenheiten und sein skrupelloses Vorgehen Ähnlichkeiten mit Adolf Hitler erkennen ließen. Die USA hatten schon früher solche Männer nicht nur toleriert, sondern auch unterstützt. Wir hätten ihm sehr gern amerikanische Staatsanleihen für seine Petrodollars überlassen für das Versprechen regelmäßiger Öllieferungen und für ein Geschäft, bei dem die Erträge aus diesen Wertpapieren dafür eingesetzt wurden, US-Firmen mit dem Ausbau der Infrastruktur des Irak, dem Bau neuer Städte und der Schaffung von Oasen in der Wüste zu beauftragen. Wir hätten ihm Panzer und Kampfflugzeuge verkauft und ihm geholfen, chemische Fabriken und Atomkraftwerke zu bauen, wie wir es schon in so vielen anderen Ländern getan hatten, obwohl diese Technologien auch zur Herstellung modernster Waffen genutzt werden konnten.

Der Irak war für die Vereinigten Staaten von enormer Bedeutung und viel wichtiger, als auf Anhieb zu erkennen war. Im Gegensatz zur allgemein verbreiteten Meinung geht es im Irak nicht nur um Öl. Auch Wasser und geopolitische Fragen spielen eine bedeutende Rolle. Durch den Irak fließen der Tigris und der Euphrat. Im Unterschied zu den übrigen Ländern der Region kontrolliert der Irak damit die Hauptquellen der zunehmend knapper werdenden Wasserressourcen. Im Lauf der achtziger Jahre wurde uns als Vertretern der Energie- und der Baubranche die politische wie auch wirtschaftliche Bedeutung des Wassers zunehmend bewußt. Im Zuge der allgemeinen Privatisierungswelle wollten die großen Konzerne, die viele der kleinen, unabhängigen Energiefirmen geschluckt hatten, nun die Wasserversorgungssysteme in Afrika, Lateinamerika und im Mittleren Osten in Privatbesitz überführen.

Neben Öl und Wasser zeichnet sich der Irak auch durch seine strategisch wichtige Lage aus. Er grenzt an den Iran, Kuwait, Saudi-Arabien, Jordanien, Syrien und die Türkei sowie an den Persischen Golf. Sowohl Israel als auch die frühere Sowjetunion sind vom Irak aus mühelos mit Raketen zu erreichen. Amerikanische Militärstrategen verglichen die Bedeutung des heutigen Irak mit dem Tal des Hudson River während der Kriege gegen die Franzosen und die Indianer im 18. Jahrhundert sowie im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Franzosen, Briten und Amerikaner wußten, wer dieses Tal kontrollierte, der beherrschte den gesamten nordamerikanischen Kontinent. Heute geht man allgemein davon aus, daß die Kontrolle über den Irak der Schlüssel zur Herrschaft über den Mittleren Osten ist.

Darüber hinaus bildete der Irak einen gigantischen Markt für amerikanische Technologie- und Baufirmen. Da dieses Land auf einem der größten Ölvorkommen der Welt sitzt (seine Ölvorräte sollen nach einigen Schätzungen sogar größer sein als die Saudi-Arabiens), war es auch in der Lage, großangelegte Infrastruktur- und Industrialisierungsprogramme zu finanzieren. Alle großen amerikanischen Konzerne – Anlagenbauer, Computerproduzenten, Flugzeug-, Raketen- und Panzerhersteller sowie Pharma- und Chemiefirmen – konzentrierten sich auf den Irak.

Doch Ende der achtziger Jahre wurde immer deutlicher, daß sich Saddam nicht auf das EHM-Szenario einlassen wollte. Dies sorgte in der Bush-Administration für große Enttäuschung und Verunsicherung. Ähnlich wie Panama trug der Irak zum Weichei-Image von Bush senior bei. Als Bush nach einem Ausweg zu suchen begann, spielte ihm Saddam in die Hände. Im August 1990 überfiel er das ölreiche Emirat Kuwait. Bush bezichtigte Saddam daraufhin der eklatanten Verletzung des Völkerrechts, obwohl er vor knapp einem Jahr noch selbst den illegalen, völkerrechtswidrigen Einmarsch in Panama angeordnet hatte.

Es kam daher nicht überraschend, daß sich der US-Präsident zu einem massiven militärischen Vorgehen entschloß. Eine halbe Million amerikanischer Soldaten wurde als Teil einer internationalen Streitmacht in die Region verlegt. Im Januar 1991 begannen die Luftschläge gegen militärische und zivile Ziele im Irak. Ihnen folgte eine hundertstündige Bodenoffensive, der die hoffnungslos unterlegene irakische Armee nicht viel entgegenzusetzen hatte. Kuwait war wieder frei. Ein schlimmer Despot war in die Schranken gewiesen, wenngleich nicht zur Rechenschaft gezogen worden. Die Zustimmung zu Bushs Politik in der amerikanischen Bevölkerung stieg auf 90 Prozent.

Ich hielt mich zum Zeitpunkt der Irak-Invasion zu geschäftlichen Besprechungen in Boston auf – eine der wenigen Gelegenheiten, bei der ich gebeten wurde, etwas für SWEC zu tun. Ich erinnere mich noch lebhaft an die Begeisterung über Bushs Vorgehen. Natürlich waren die leitenden Mitarbeiter des Unternehmens Stone & Webster sehr aufgeregt, aber nicht allein deswegen, weil wir gegen einen blutrünstigen Diktator zu Felde zogen. Für sie eröffnete ein Sieg der USA im Irak die Aussicht auf riesige Profite, auf Beförderungen und Gehaltserhöhungen.

Der Enthusiasmus beschränkte sich nicht auf Leute, die in Firmen arbeiteten, die unmittelbar vom Krieg profitierten. In allen Teilen der Gesellschaft schienen die Menschen den drängenden Wunsch zu verspüren, daß unser Land endlich wieder militärische Stärke zeigte. Meiner Ansicht nach gab es viele Gründe für diese Haltung, unter anderem trug dazu auch das allgemeine Umdenken bei, das durch Reagans Sieg über Carter, die Befreiung der Geiseln im Iran und Reagans Ankündigung gefördert worden war, den Kanalvertrag mit Panama neu zu verhandeln. Bushs Invasion in Panama schürte nur das bereits glimmende Feuer.

Doch neben der patriotischen Rhetorik und den Appellen für eine Politik der Taten vollzog sich auch eine subtilere Veränderung in der Art und Weise, wie die bestimmenden Akteure der amerikanischen Wirtschaft – und damit die meisten Menschen, die für die großen Konzerne arbeiteten – die Welt wahrnahmen. Das Streben nach globaler Vorherrschaft war zu einer Realität geworden, in die der Großteil des Landes eingebunden war. Die miteinander verknüpften Ideen der Globalisierung und der Privatisierung prägten unser Denken nachhaltig.

Im Grunde ging es nicht nur um die Vereinigten Staaten. Das globale Imperium war über alle Grenzen hinweg Wirklichkeit geworden. Ursprünglich amerikanische Unternehmen waren zu internationalen Konzernen geworden, auch in rechtlicher Hinsicht. Viele von ihnen waren in einer Vielzahl von Ländern aktiv, sie konnten sich aussuchen, nach welchen Regeln und Gesetzen sie ihre Geschäfte tätigen wollten, und zahlreiche der Globalisierung dienende Handelsabkommen und Organisationen erleichterten ihnen dies. Begriffe wie *Demokratie*, *Sozialismus* und *Kapitalismus* galten nun fast schon als veraltet. Die Korporatokratie war zu einer Tatsache geworden und entwickelte sich zunehmend zum mächtigsten Einflußfaktor in der Weltwirtschaft und der Weltpolitik.

Auch ich unterwarf mich der Korporatokratie, als ich im November 1990 IPS verkaufte. Es war ein lukratives Geschäft für meine Partner und mich, aber wir verkauften in erster Linie deshalb, weil die Ashland Oil Company uns enorm unter Druck setzte. Ich wußte aus Erfahrung, daß es in vielfacher Hinsicht außerordentlich kostspielig sein würde, sich mit dieser Firma anzulegen. Der Verkauf jedoch würde uns wohlhabend machen. Dennoch erschien es mir als eine Ironie, daß ausgerechnet ein Ölkonzern neuer Eigentümer einer alternativen Energiefirma werden sollte; in gewisser Weise kam ich mir wie ein Verräter vor.

SWEC nahm nur einen sehr kleinen Teil meiner Zeit in Anspruch. Hin und wieder bat man mich, nach Boston zu fliegen, um an Meetings teilzunehmen oder bei der Vorbereitung eines Angebots behilflich zu sein. Manchmal wurde ich in Städte wie Rio de Janeiro geschickt, um mit den dortigen Statthaltern der Firma durch die Gegend zu ziehen. Einmal flog ich mit einem Privatjet nach Guatemala. Häufig rief ich Projektmanager an und erinnerte sie daran, daß ich ebenfalls in den Diensten der Firma stünde und verfügbar sei. Daß ich so viel Geld verdiente für so wenig Gegenleistung, bereitete mir Gewissensbisse. Ich kannte das Geschäft gut und wollte einen sinnvollen Beitrag leisten. Aber das war schlicht nicht gefragt.

Daß ich ein Mann war, der zwischen allen Stühlen saß, beunruhigte mich. Ich wollte etwas tun, durch das ich meine Existenz rechtfertigen und die schändlichen Taten in meiner Vergangenheit in etwas Positives umwandeln konnte. Ich arbeitete weiter heimlich – allerdings sehr unregelmäßig – an CONSCIENCE OF AN ECONOMIC HITMAN, redete mir aber nicht ein, daß dieses Buch jemals veröffentlicht werden würde.

Im Jahr 1991 begann ich damit, kleine Besuchergruppen in das Amazonasgebiet zu den Shuar zu führen, die sich bereit erklärt hatten, ihre Vorstellungen von einem verantwortungsbewußten Umgang mit der Natur und ihr Wissen über natürliche Heilverfahren weiterzugeben. Im Lauf der folgenden Jahre stieg das Interesse an solchen Reisen sprunghaft, was schließlich zur Gründung einer Non-Profit-Organisation namens Dream

Change Coalition führte. Diese Organisation, die sich das Ziel setzte, die Menschen in den Industrieländern zu einem anderen Verständnis der Erde und einem bewußteren, verantwortungsvolleren Umgang mit ihr anzuregen, fand Anhänger in der ganzen Welt und unterstützte Menschen in vielen Ländern dabei, ähnliche Organisationen zu gründen. Das Nachrichtenmagazin TIME nahm sie in seine Liste mit 13 Organisationen auf, deren Internetauftritt die Ideale und Ziele von Earth Day, des internationalen Umwelktionstags, am besten zum Ausdruck brachte.⁷⁸

Im Verlauf der neunziger Jahre engagierte ich mich immer stärker im gemeinnützigen Bereich, half bei der Gründung mehrerer neuer Organisationen und unterstützte andere durch meine Mitwirkung im Vorstand. Viele dieser Vereinigungen gingen aus dem Kreis der hochmotivierten Mitglieder von Dream Change hervor und konzentrierten sich auf die Arbeit mit indigenen Völkern in Lateinamerika – den Shuar und Achuar am Amazonas, den Quechua in den Anden, den Maya in Guatemala – oder versuchten den Menschen in den Vereinigten Staaten und Europa diese Kulturen nahe zu bringen. SWEC hatte nichts einzuwenden gegen diese philanthropischen Aktivitäten; sie deckten sich mit SWECs Bekenntnis zu den Zielen des Wohlfahrtsverbandes United Way. Ich schrieb weitere Bücher über die Kulturen und die Lehren der indigenen Völker, wobei ich penibel darauf achtete, jegliche Hinweise auf meine Aktivitäten als EHM zu vermeiden. Damit konnte ich meine Langeweile ein wenig bekämpfen, aber diese Maßnahmen halfen mir auch, weiterhin Tuchfühlung mit Lateinamerika zu halten und mich mit jenen politischen Fragen zu beschäftigen, die mir so sehr am Herzen lagen.

Ich versuchte mir zwar ständig einzureden, daß mir meine gemeinnützige Arbeit und meine schriftstellerische Tätigkeit einen Ausgleich schaffen und es mir ermöglichen würden, eine gewisse Wiedergutmachung zu leisten für meine früheren Aktivitäten, aber es fiel mir immer schwerer. In meinem Innersten wußte ich, daß ich meine Verantwortung auf meine Tochter abzuwälzen versuchte. Jessica würde eine Welt vorfinden, in der Millionen von Kindern mit Schulden geboren werden, die sie nie mehr werden zurückzahlen können. Und ich mußte meinen Teil der Verantwortung für diesen Fakt übernehmen.

Meine Bücher verkauften sich immer besser, vor allem eines mit dem Titel THE WORLD IS AS YOU DREAM IT (deutsche Ausgabe: UND DER TRAUM WIRD WELT). Aufgrund dieses Erfolgs wurde ich immer häufiger gebeten, Workshops durchzuführen oder Vorträge zu halten. Wenn ich in Boston, in New York oder in Mailand vor meinem Publikum stand, war ich manchmal seltsam berührt von dieser Ironie. Wenn die Welt so wird, wie man sie sich erträumt, warum hatte ich mir dann *diese* Welt erträumt? Warum hatte ich eine so aktive Rolle bei der Herbeiführung eines derartigen Alptraums gespielt?

Im Jahr 1997 sollte ich einen einwöchigen Workshop in der Karibik abhalten, in einer Ferienanlage auf St. John Island. Ich kam spät abends dort an. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, trat ich auf den winzigen Balkon hinaus und blickte hinab auf die Bucht, wo ich vor siebzehn Jahren den Entschluß gefaßt hatte, bei MAIN auszusteigen. Tief bewegt sank ich in einen Stuhl.

Im Verlauf der Woche verbrachte ich einen großen Teil meiner freien Zeit auf diesem Balkon, schaute hinab auf die Leinster Bay und versuchte meine Empfindungen zu verarbeiten. Dabei wurde mir klar, daß ich zwar die Firma verlassen, nicht aber auch den nächsten Schritt getan hatte, und daß meine Entscheidung, in einer Mittelposition zu verharren, einen sehr hohen Preis von mir forderte. Am Ende der Woche war ich zu der Erkenntnis gelangt, daß die Welt um mich herum nicht jener Welt entsprach, die ich mir erträumen wollte, und daß ich genau das tun mußte, was ich meinen Workshop-Teilnehmern nahezubringen versuchte: meine Träume so zu verändern, daß sie das widerspiegeln, was ich wirklich in meinem Leben erreichen wollte.

Als ich wieder zu Hause war, gab ich meine Tätigkeit als Consultant auf. Der Präsident von SWEC, der mich eingestellt hatte, war mittlerweile im Ruhestand. Ein junger Mann hatte seinen Posten übernommen, ein Mann, der jünger war als ich und der anscheinend nichts dagegen zu haben schien, daß ich meine Geschichte erzählte. Er hatte gerade ein Kostensenkungsprogramm auf den Weg gebracht und war froh, mir nicht länger dieses fürstliche Honorar zahlen zu müssen.

Ich entschloß mich, das Buch abzuschließen, an dem ich bereits so lange arbeitete, und allein diese Entscheidung verschaffte mir eine wunderbare Erleichterung. Ich besprach meine Ideen und Überlegungen zu diesem Buch mit engen Freunden, überwiegend Menschen aus Non-Profit-Organisationen, die sich mit indigenen Kulturen und dem Schutz des Regenwaldes beschäftigten. Zu meiner Überraschung reagierten sie entsetzt. Sie hatten Angst, daß diese Enthüllungen meiner Lehrtätigkeit schaden und die Organisationen gefährden würden, die ich unterstützte. Viele von uns halfen indigenen Stämmen am Amazonas dabei, ihr Land gegen die Ölkonzerne zu verteidigen; meine Erkenntnisse, so meinten sie, könnten meine Glaubwürdigkeit untergraben und der gesamten Bewegung einen schweren Schlag versetzen. Einige drohten sogar, ihre Unterstützung aufzukündigen.

Also hörte ich abermals mit der Arbeit an diesem Buch auf. Stattdessen konzentrierte ich mich darauf, interessierte Menschen tief in das Amazonasgebiet zu führen und ihnen einen Stamm zu zeigen, der noch weitgehend unberührt war von der modernen Zivilisation. Und dort war ich auch am 11. September 2001.

32 Der 11. September und die Folgen für mich

Am 10. September 2001 war ich in Ecuador mit Shakaim Chumpi, der an meinem Buch SPIRIT OF THE SHUAR mitgearbeitet hatte, auf dem Amazonas unterwegs. Wir führten eine Gruppe von sechzehn Nordamerikanern zum Dorf seiner Gemeinschaft tief im Regenwald. Die Besucher wollten Shakaims Volk ennen lernen und ihm helfen, seinen wertvollen Regenwald zu bewahren.

Shakaim hatte als Soldat im letzten Krieg zwischen Ecuador und Peru gekämpft. In den großen ölverbrauchenden Ländern haben die wenigsten Menschen etwas von diesem Krieg erfahren, doch er wurde hauptsächlich um Öl geführt. Der Grenzverlauf zwischen beiden Ländern ist zwar seit langem umstritten, aber erst in jüngster Zeit wurde eine Lösung des Konflikts dringend erforderlich. Der Grund bestand darin, daß die Ölkonzerne, die sich um Bohrkonzessionen in diesem ölreichen Landstrich bemühten, wissen mußten, mit welcher Regierung sie zu verhandeln hatten. Daher mußte die Grenze genau festgelegt werden.

Die Shuar bildeten die erste Verteidigungslinie Ecuadors. Sie erwiesen sich als tapfere Kämpfer und besiegten häufig sogar zahlenmäßig überlegene und besser ausgerüstete Gegner. Die Shuar wußten nichts über die politischen Fragen, die hinter diesem Krieg standen, und hatten auch keine Ahnung davon, daß sein Ausgang den Ölkonzernen den Weg bahnen würde. Sie kämpften, weil sie eine lange kriegerische Tradition haben und keine fremden Soldaten auf ihrem Territorium dulden wollten.

Als wir auf dem Fluß dahinpaddelten und ein Schwarm schnatternder Pinguine über uns hinwegflog, fragte ich Shakaim, ob der Waffenstillstand noch in Kraft sei.

»Ja«, antwortete er, »aber ich muß dir leider sagen, daß wir dabei sind, uns auf einen Krieg gegen euch vorzubereiten.« Er fügte hinzu, daß er damit natürlich nicht mich persönlich oder die Leute in unserer Reisegruppe meine. »Ihr seid unsere Freunde«, versicherte er mir. Er meine vielmehr die Ölonternehmen und die Soldaten, die in den Dschungel kommen würden, um die Arbeiter der Ölfirmen zu schützen.

»Wir haben erlebt, was sie den Huaorani angetan haben. Sie haben ihre Wälder zerstört, ihre Flüsse vergiftet und viele Menschen umgebracht, darunter auch viele Kinder. Heute sind die Huaorani vom Aussterben bedroht. Wir werden nicht zulassen, daß mit uns das Gleiche geschieht. Wir werden keine Ölfirmen auf unser Gebiet lassen, und auch die Peruaner nicht. Wir haben alle geschworen, daß wir bis zum letzten Mann kämpfen werden.«⁷⁹

An diesem Abend saß unsere Gruppe in einem wunderschönen Langhaus, das aus Bambuspfehlern und -latten gebaut und mit einem Strohdach gedeckt war, um ein Feuer herum. Ich erzählte ihnen von meinem Gespräch mit Shakaim. Wir überlegten, wie viele andere Menschen auf der Welt wohl ähnlich dachten über unsere Ölkonzerne und unser Land. Wie viele hatten, wie die Shuar, Angst, daß wir in ihr Leben einbrechen und ihre Kultur und ihr Land zerstören würden? Wie viele haßten uns?

Am nächsten Morgen ging ich hinunter in unser kleines Büro, in dem unser Funkgerät untergebracht war. Ich mußte ein Flugzeug bestellen, das uns in einigen Tagen abholen würde. Als ich mit einem Piloten sprach, hörte ich plötzlich einen Schrei.

»Mein Gott!«, rief der Mann am anderen Ende der Funkverbindung. »New York wird angegriffen!« Er drehte das Radio lauter. Im Verlauf der nächsten halben Stunde wurden wir minütlich unterrichtet über die Ereignisse in den Vereinigten Staaten. Wie für alle anderen war das auch für mich ein Augenblick, den ich nie vergessen werde.

Nach meiner Rückkehr nach Florida wurde mir klar, daß ich Ground Zero besuchen mußte, wo früher die Türme des World Trade Centers gestanden hatten, und flog nach New York. Ich checkte am frühen Nachmittag im Hotel ein. Es war ein sonniger, ungewöhnlich milder Novembertag. Ich wanderte voller Enthusiasmus durch den Central Park und machte mich dann auf in jenen Teil der Stadt, in dem ich früher viel Zeit verbracht hatte, die Gegend nahe der Wall Street, die heute als Ground Zero bekannt ist.

Als ich mich dem Ort näherte, wurde mein Enthusiasmus durch ein Gefühl der Furcht verdrängt. Die Bilder und die Gerüche waren überwältigend – diese unvorstellbare Zerstörung; die verbogenen und geschmolzenen Skelette dieser einst so imposanten Gebäude; der Schutt; der ranzige Geruch von Rauch, schwelenden Ruinen und verbranntem Fleisch. Ich hatte das alles schon im Fernsehen gesehen, aber es selbst zu erleben, war etwas anderes.

Ich war nicht darauf gefaßt gewesen – vor allem nicht auf die Menschen. Zwei Monate waren seit dem Anschlag vergangen, aber noch immer standen die Menschen herum, Menschen, die in der Nähe wohnten oder arbeiteten, und Menschen die überlebt hatten. Ein Ägypter stand vor seinem kleinen Schusterladen und schüttelte immer wieder den Kopf.

»Man kommt nicht darüber hinweg«, murmelte er. »Ich habe viele Kunden verloren, viele Freunde. Mein Neffe ist da droben umgekommen.« Er deutete in den blauen Himmel. »Ich glaube, ich habe ihn springen sehen. Ich weiß nicht ... So viele sind gesprungen, haben sich an den Händen gehalten und mit den Armen gewedelt, als könnten sie fliegen.«

Es überraschte mich, wie die Menschen miteinander sprachen. Hier in New York City. Aber es waren nicht nur ihre Worte. Ihre Blicke trafen sich. Obwohl sie alle sehr ernst waren, tauschten sie mitfühlende Blicke aus oder ein knappes Lächeln, das mehr sagte als tausend Worte.

Doch da war noch etwas anderes, ein sonderbares Gefühl, das dieser Ort vermittelte. Zunächst konnte ich es nicht erfassen, aber dann wurde es mir schlagartig klar: das Licht. Lower Manhattan war ein dunkler Canyon gewesen, als ich in diesen Teil der Stadt gepilgert war, um Kapital für IPS aufzutreiben, als ich mit Investmentbankern beim Essen im *Windows on the World* meine Strategien dargelegt hatte. Man mußte so hoch hinauf, bis zur Spitze des World Trade Centers, wenn man das Licht sehen wollte. Jetzt drang es herab bis zur Straße. Der Canyon war weit aufgerissen worden, und wir, die wir auf der Straße neben den Ruinen standen, wurden von der milden Sonne gewärmt. Ich konnte nicht anders, ich mußte mir die Frage stellen, ob der Anblick des Himmels, des Lichts den Menschen geholfen habe, ihre Herzen zu öffnen. Und mit diesen Gedanken überkamen mich Schuldgefühle.

Ich machte an der Trinity Church kehrt und ging die Wall Street hinab. Zurück ins alte New York, das in Schatten gehüllt war. Kein Himmel, kein Licht. Menschen eilten über die Gehsteige, ohne voneinander Notiz zu nehmen. Ein Polizist brüllte einen Autofahrer an, dem der Motor abgestorben war.

Ich setzte mich auf die ersten Stufen, die ich erreichte, es war am Haus mit der Nummer 14. Von irgendwoher drang das Geräusch eines riesigen Ventilators oder eines starken Gebläses durch den Verkehrslärm. Es schien aus der massiven Steinmauer des Gebäudes der New York Stock Exchange zu kommen. Ich beobachtete die Menschen. Sie eilten geschäftig die Straße hinauf und hinab, verließen ihre Büros, gingen nach Hause oder steuerten ein Restaurant oder eine Bar an, um geschäftliche Besprechungen abzuhalten. Einige waren zu zweit unterwegs und unterhielten sich. Doch die meisten waren allein und stumm. Ich versuchte Augenkontakt herzustellen, aber es gelang mir nicht.

Das Aufheulen einer Auto-Alarmanlage lenkte meine Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Stelle weiter unten an der Straße. Ein Mann stürzte aus einem Büro und deutete mit einem Schlüssel auf den Wagen; der Alarm erstarb. Ich blieb noch eine Weile still sitzen. Dann griff ich in meine Tasche und zog ein sorgfältig gefaltetes Blatt Papier heraus, das mit Statistiken bedeckt war.

Da sah ich ihn. Er schlurfte die Straße entlang und sah hinab auf seine Schuhspitzen. Er hatte einen dünnen grauen Bart und trug einen schmierigen Mantel, der an diesem milden Nachmittag an der Wall Street besonders unpassend wirkte. Ich wußte, der Mann war Afghane.

Er sah mich an. Nachdem er einen kurzen Augenblick gezögert hatte, begann er die Stufen hinaufzusteigen. Er nickte höflich und setzte sich neben mich, wobei er etwa einen Meter Abstand zwischen uns ließ. Er blickte geradeaus und gab mir dadurch zu verstehen, daß ich die Unterhaltung beginnen sollte.

»Schöner Tag heute.«

»Ja, sehr schön.« Er hatte einen starken Akzent. »In solchen Zeiten ist man froh um die Sonne.«

»Sie meinen wegen des World Trade Centers?« Er nickte.

»Kommen Sie aus Afghanistan?«

Er starrte mich an. »Sieht man das?«

»Ich bin viel herumgekommen in der Welt. Vor kurzem war ich im Himalaja, in Kaschmir.«

»Kaschmir.« Er zog an seinem Bart. »Da gibt es Krieg.«

»Ja, zwischen Indien und Pakistan, zwischen Hindus und Moslems. Da macht man sich Gedanken über die Religionen, nicht wahr?«

Unsere Blicke trafen sich. Seine Augen waren tief braun, fast schwarz. Sie erschienen mir weise und traurig. Er wandte sich wieder dem Gebäude der New Yorker Börse zu. Mit einem langen, knochigen Finger zeigte er auf das Haus.

»Vielleicht geht es auch mehr um Wirtschaft als um Religion«, pflichtete ich ihm bei.

»Waren Sie Soldat?«

Ich mußte kichern. »Nein. Ich war Wirtschaftsberater.« Ich reichte ihm das Blatt Papier mit den Statistiken. »Das waren meine Waffen.«

Er streckte die Hand aus und nahm den Zettel. »Zahlen.«

»Weltstatistiken.«

Er musterte die Liste und lachte kurz. »Ich kann nicht lesen.« Er gab mir den Zettel zurück.

»Aus diesen Zahlen geht hervor, daß jeden Tag vierundzwanzigtausend Menschen verhungern.«

Er piffte leise vor sich hin, dachte dann einen Moment nach und seufzte. »Fast hätte ich dazugehört. Ich hatte eine kleine Granatapfelfarm in der Nähe von Kandahar. Da kamen die Russen, und die Mudschaheddin versteckten sich hinter den Bäumen und in den Wassergräben.« Er hob die Hände und imitierte damit ein Gewehr. »Ein Hinterhalt.« Er ließ die Hände sinken. »Alle meine Bäume und Gräben wurden zerstört.«

»Was haben Sie dann gemacht?«

Er deutete mit einem Kopfnicken auf meine Liste. »Stehen da auch die Bettler drauf?«

Das war zwar nicht der Fall, aber ich glaubte, mich an die Zahl erinnern zu können. »Es sind ungefähr achtzig Millionen in der ganzen Welt, glaube ich.«

»Ich war einer von ihnen.« Er schüttelte gedankenverloren den Kopf. Wir saßen einige Minuten schweigend nebeneinander, bevor er weiterredete. »Mir gefällt das Betteln nicht. Mein Kind stirbt. Da fange ich an, Mohn anzubauen.«

»Opium?«

Er zuckte mit den Schultern. »Keine Bäume, kein Wasser. Die einzige Möglichkeit, meine Familie zu ernähren.«

Ich spürte einen Kloß im Hals, ein deprimierendes Gefühl der Traurigkeit, das sich mit Schuld verband. »Wir verteufern den Anbau von Schlafmohn, aber viele unserer reichsten Bürger haben ihr Vermögen mit dem Drogenhandel gemacht.«

Seine Augen trafen sich mit meinen und schienen meine Seele durchdringen zu wollen. »Sie waren Soldat«, stellte er fest und nickte, um diese schlichte Tatsache zu bekräftigen. Dann stand er langsam auf und stieg die Stufen hinab. Ich wollte, daß er blieb, brachte aber kein Wort heraus. Ich stand ebenfalls auf und folgte ihm. Am Ende der Treppe fiel mein Blick auf ein Schild. Darauf befand sich ein Bild des Gebäudes, vor dem ich gesessen hatte. Über dem Bild wurden die Passanten darauf hingewiesen, daß das Schild von der Organisation Heritage Trails of New York aufgestellt worden sei. Der Text lautete:

Das Mausoleum von Halikarnassos und die Quadriga auf der Kirche San Marco in Venedig an der Kreuzung von Wall und Broad – dies ist das architektonische Konzept, das hinter 14 Wall Street steht. In dem 164 Meter hohen Wolkenkratzer, zum Zeitpunkt seines Baus das höchste Bankgebäude der Welt, befand sich ursprünglich die Zentrale von Bankers Trust, einem der mächtigsten Bankinstitute des Landes.

Ich betrachtete bewundernd die Fassade des Gebäudes. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte 14 Wall Street jene Rolle gespielt, die später vom World Trade Center übernommen wurde; es hatte als Symbol für Macht und wirtschaftliche Vorherrschaft gegolten. Die Firma Bankers Trust, die hier residierte, hatte zu jenen Banken gehört, auf die ich mich bei der Finanzierung meines Energieunternehmens gestützt hatte. Das Gebäude war somit ein Teil meiner Geschichte – einer Geschichte, die der alte Afghane so treffend als jene eines Soldaten bezeichnet hatte.

Daß ich an diesem Tag hier gelandet und mit dem alten Mann ins Gespräch gekommen war, erschien mir als ein bedeutsamer Zufall. Ich konnte es nicht in Worte fassen. Ich dachte darüber nach, wie Zufälle unser Leben prägen. Wie sollte ich darauf reagieren?

Als ich weiterging, musterte ich die Gesichter in der Menge, konnte den Alten aber nicht mehr entdecken. Vor dem Nachbargebäude stand eine riesige Statue, die mit einer blauen Plastikhülle bedeckt war. Aus einer Inschrift an der Mauer des Gebäudes ging hervor, daß dies Federal Hall, 26 Wall Street war, wo George Washington am 30. April 1789 seinen Amtseid als Präsident geleistet hatte. An diesem Ort war also jener Mann vereidigt worden, dem als erstem die Verantwortung übertragen worden war für die Wahrung von Leben und Freiheit aller Menschen und ihres Anspruchs auf das Streben nach Glück. So nahe bei Ground Zero, so nahe an der Wall Street.

Ich ging um den Block und gelangte in die Pine Street. Hier kam ich zum alten Hauptsitz von Chase, jener Bank, die David Rockefeller gegründet hatte, die mit Ölgeldern groß geworden und deren Finanzkraft schließlich auch Leuten wie mir zugute gekommen war. Diese Bank, eine Institution, die im Dienst der EHM gestanden hatte und die

Schaffung des globalen Imperiums wie keine zweite voranzutreiben verstand, war in vielfacher Hinsicht das Symbol der Korporatokratie.

Ich erinnerte mich, daß das World Trade Center ein Projekt von David Rockefeller war, der es 1960 geplant hatte, und daß der Gebäudekomplex in jüngerer Zeit häufig mit einem Albatros verglichen worden war. Er galt als eine Fehlkonstruktion, nicht kompatibel mit den modernen Glasfaser- und Internet-Technologien und belastet durch ein ineffizientes und teures Aufzugsystem. Die beiden Türme hatten früher die Spitznamen David und Nelson erhalten. Jetzt war der Albatros verschwunden.

Ich ging weiter, langsam, fast widerwillig. Trotz des milden Wetters fröstelte ich, und ich erkannte, daß eine seltsame Angst, ein ungutes Gefühl von mir Besitz ergriffen hatte. Ich konnte mir seine Ursache nicht erklären und wollte es verdrängen, indem ich schneller ging. Schließlich stand ich wieder vor diesem schwelenden Loch, dem verbogenen Metall, der großen Narbe in der Erde. Ich lehnte mich an ein Gebäude, das der Zerstörung entgangen war, und starrte in den Krater. Ich versuchte mir vorzustellen, wie die Menschen aus dem zusammenstürzenden Turm geflohen und die Feuerwehrmänner hineingelaufen waren, um ihnen zu helfen. Ich versuchte an die Menschen zu denken, die aus den Fenstern gesprungen waren, versuchte ihre Verzweiflung nachzuempfinden. Aber es wollte mir nicht gelingen.

Stattdessen sah ich Osama bin Laden, wie er Geld und Waffen im Wert von vielen Millionen Dollar von einem Mann entgegennahm, der für eine Beratungsfirma arbeitete, die im Auftrag der US-Regierung tätig war. Dann sah ich mich selbst, wie ich vor einem leeren Computerbildschirm saß.

Ich blickte mich um, wandte die Augen von Ground Zero ab und betrachtete die New Yorker Straßen, die vom Feuer verschont geblieben waren und in die allmählich wieder die Normalität zurückkehrte. Ich überlegte, was die Leute, die jetzt auf diesen Straßen unterwegs waren, wohl über all diese Dinge dachten – nicht nur über die Zerstörung der Türme, sondern auch über zerstörte Granatapfelfarmen und die 24.000 Menschen, die täglich an Hunger starben. Ich fragte mich, ob ihnen überhaupt solche Gedanken durch den Kopf gingen, ob sie sich von ihrer Arbeit, ihren benzinfressenden Autos und ihren Hypothekenzahlungen zumindest für eine Weile losreißen konnten, um darüber nachzudenken, welchen Beitrag sie zu dieser Welt leisteten, die sie an ihre Kinder weitergeben würden. Ich fragte mich, was sie über Afghanistan wußten – nicht über das Afghanistan aus dem Fernsehen mit Zelten und Panzern der US-Army, sondern über das Afghanistan des alten Mannes. Ich fragte mich, was wohl jene 24.000 Menschen denken, die jeden Tag sterben. Und dann sah ich wieder mich selbst vor einem leeren Computerbildschirm.

Ich wandte mich abermals Ground Zero zu. Zu diesem Zeitpunkt war nur eines sicher: Mein Land sann auf Rache und konzentrierte sich dabei auf Länder wie Afghanistan. Aber ich dachte an all die anderen Länder auf der Welt, in denen die Menschen unsere Konzerne hassen, unser Militär, unsere Politik und unser Streben nach globaler Vorherrschaft. Ich überlegte: Was ist mit Panama, Ecuador, Indonesien, dem Iran, Guatemala, dem Großteil Afrikas?

Ich stieß mich von der Mauer ab, an der ich gelehnt hatte. Ein kleiner, gedrungener Mann wedelte mit einer Zeitung umher und rief etwas auf Spanisch. Ich blieb stehen. »Venezuela vor der Revolution!«, brüllte er und versuchte, den Verkehrslärm, das Hupen der Autos und die Stimmen der Passanten zu übertönen. Ich kaufte mir die Zeitung, blieb einen Moment stehen und überflog den Aufmacher. Es ging um Hugo Chávez, den demokratisch gewählten, antiamerikanischen Präsidenten Venezuelas, und über den unterschwelligsten Haß, der durch die US-Politik in Lateinamerika entstanden war. Was war los in Venezuela?

33 Venezuela: Von Saddam gerettet

Ich beobachtete Venezuela seit vielen Jahren. Das Land war ein klassisches Beispiel für ein einstiges Armenhaus, das aufgrund seiner Ölvorkommen zu Wohlstand gelangt war. Es zeigte aber auch, welche Verwerfungen und sozialen Ungleichgewichte Ölreichtum hervorbringen kann. Außerdem war Venezuela ein Land, das von der Koporatokratie schamlos ausgebeutet wurde. Hier konnte man exemplarisch verfolgen, wie traditionelle EHM wie ich allmählich mit der modernen, den Konzernen verpflichteten Spielart von »Wirtschaftskillern« verschmolzen.

Die Ereignisse, von denen ich an diesem Tag am Ground Zero in der Zeitung las, waren eine unmittelbare Folge der Wahlen von 1998, als die Armen und Unterprivilegierten Hugo Chávez mit überwältigender Mehrheit zum Präsidenten Venezuelas gewählt hatten.⁸⁰ Chávez ergriff sofort einschneidende Maßnahmen, übernahm die Kontrolle über die Gerichte und andere Institutionen und löste den Kongreß auf. Er warf den USA »schamlosen Imperialismus« vor, wandte sich entschieden gegen die Globalisierung und erließ ein Gesetz zur Erdölförderung, das auch in seiner Bezeichnung an jenes erinnerte, das Jaime Roldós in Ecuador kurz vor seinem Hubschrauberabsturz durchgedrückt hatte. Durch dieses Gesetz wurden die Lizenzabgaben der ausländischen Ölkonzerne verdoppelt. Dann brach Chávez mit der traditionellen Unabhängigkeit der staatlichen Ölgesellschaft *Petróleos de Venezuela*, indem er den Vorstand mit Leuten seines Vertrauens neu besetzte.⁸¹

Das Öl aus Venezuela spielt eine wichtige Rolle für die Weltwirtschaft. Im Jahr 2002 war das Land der viertgrößte Ölexporteur der Welt und der drittgrößte Lieferant der USA.⁸² Mit 50.000 Beschäftigten und einem jährlichen Umsatz von 50 Milliarden Dollar erwirtschaftet *Petróleos de Venezuela* rund 80 Prozent der Exporterlöse des Landes. Öl ist der bestimmende Faktor der venezolanischen Volkswirtschaft.⁸³ Durch die Übernahme der Kontrolle über die Ölindustrie wurde Chávez schlagartig zu einem der Hauptakteure auf der Weltbühne.

Viele Venezolaner betrachteten diese Entwicklung als schicksalhaft, als die Vollendung eines Prozesses, der vor acht Jahrzehnten begonnen hatte. Am 14. Dezember 1922 war in der Nähe von Maracaibo eine riesige Ölfontäne aus dem Boden geschossen. In den folgenden drei Tagen schossen täglich hunderttausend Barrel Erdöl in die Luft, und dieses einzigartige geologische Ereignis veränderte die Geschichte Venezuelas. Bereits 1930 war das Land der größte Ölexporteur der Welt. In Venezuela betrachtete man das Öl künftig als die Lösung aller Probleme.

Dank der Öleinnahmen wurde Venezuela in den folgenden vierzig Jahren von einem der ärmsten zu einem der reichsten Länder Lateinamerikas. Alle wichtigen statistischen Kennziffern des Landes verbesserten sich nachhaltig: die Gesundheitsversorgung, die Bildung, die Zahl der Beschäftigten, die Lebenserwartung und der Rückgang der Kindersterblichkeit. Die Wirtschaft florierte.

Im Gefolge des Ölembargos der OPEC von 1973 schoß der Ölpreis in die Höhe, und Venezuelas Staatshaushalt vervierfachte sich. Die EHM machten sich an die Arbeit. Die internationalen Kreditinstitute überschütteten das Land mit Darlehen, die zur Finanzierung gewaltiger Infrastruktur- und Industrieprojekte sowie zum Bau der höchsten Wolkenkratzer auf dem südamerikanischen Kontinent verwendet wurden. In den achtziger Jahren kamen die neuen EHM ins Land. Ihnen bot sich hier eine hervorragende Gelegenheit, zu zeigen, was sie konnten. Die venezolanische Mittelschicht war mittlerweile beträchtlich angewachsen und stellte einen reifen Markt für eine Vielzahl von Produkten dar, aber es gab auch noch eine sehr breite Schicht von Armen, die als Arbeitskräfte für die Fabriken zur Verfügung standen.

Dann brach der Ölpreis ein, und Venezuela konnte seine Schulden nicht mehr zurückzahlen. Im Jahr 1989 setzte der IWF einen harten Sparkurs durch und zwang Caracas, der Korporatokratie in vielfacher Weise entgegenzukommen. In Venezuela brachen gewaltsame Unruhen aus, bei denen mehr als zweihundert Menschen getötet wurden. Die Illusion vom Öl als nie versiegender Quelle des Reichtums wurde zerstört. Im Zeitraum zwischen 1978 und 2003 fiel das Pro-Kopf-Einkommen in Venezuela um mehr als 40%.⁸⁴

Mit der zunehmenden Verarmung wuchs die Wut. Die Polarisierung zwischen der Mittelschicht und den Armen verschärfte sich. Und wie in vielen anderen Ländern, deren Volkswirtschaft vom Öl abhängig ist, vollzogen sich auch in Venezuela weitreichende demographische Veränderungen. Die schrumpfende Wirtschaft forderte ihren Tribut von den Vertretern der Mittelschicht, die vielfach in die Armut abglitten.

Diese sozialen Veränderungen bereiteten den Boden für den Aufstieg von Chávez – und für Konflikte mit Washington. Viele Maßnahmen des neuen Präsidenten wurden von der Bush-Regierung als Affront aufgefaßt. Kurz vor den Anschlägen vom 11. September diskutierte man in Washington über die unterschiedlichen Optionen. Die EHM hatten versagt; war es jetzt an der Zeit, die Schakale ins Land zu schicken?

Doch nach dem 11. September wurden die Prioritäten geändert. Präsident Bush und seine Berater konzentrierten sich nun darauf, die Weltgemeinschaft für die Unterstützung ihres Vorgehens in Afghanistan und für eine Invasion im Irak zu gewinnen. Zudem befand sich die amerikanische Wirtschaft gerade mitten in einer Rezession. Venezuela rückte daher in den Hintergrund. Doch es war offensichtlich, daß Bush und Chávez irgendwann aneinander geraten würden. Angesichts der Bedrohung der Ölversorgung aus dem Irak und den anderen Ländern des Mittleren Ostens konnte es sich die Bush-Administration nicht leisten, Venezuela allzu lange links liegen zu lassen.

Der Spaziergang am Ground Zero und durch die Wall Street, das Gespräch mit dem alten Afghanen und der Zeitungsartikel über die Ereignisse in Venezuela brachten mich an einen Punkt, dem ich seit Jahren auszuweichen versucht hatte, und zwangen mich zu einer ernsthaften Auseinandersetzung mit den Folgen meiner Arbeit in den vergangenen drei Jahrzehnten. Ich konnte die Rolle nicht leugnen, die ich gespielt hatte, und auch nicht bestreiten, daß meine Tätigkeit als EHM die Generation meiner Tochter nun in sehr negativer Weise beeinflusste. Ich wußte, ich konnte mich jetzt nicht länger davor drücken, Wiedergutmachung zu leisten für das, was ich getan hatte. Ich mußte mit mir selbst ins Reine kommen, in einer Art und Weise, die anderen Menschen half, sich über die Bedeutung der Korporatokratie bewußt zu werden und zu verstehen, weshalb ein so großer Teil der Welt uns haßte.

Ich fing wieder an zu schreiben, aber dabei drängte sich mir der Eindruck auf, daß meine Geschichte mittlerweile veraltet war. Ich mußte sie auf den neuesten Stand bringen. Ich erwog, nach Afghanistan, in den Irak und nach Venezuela zu reisen und über den gegenwärtigen Zustand dieser drei Länder zu schreiben. Sie schienen eine Ironie der Weltgeschichte zu verkörpern: Sie alle hatten traumatische politische Umwälzungen erlebt und wurden nun von Politikern regiert, an denen man vieles aussetzen konnte (den grausamen und despotischen Taliban, dem psychopathischen Saddam und dem wirtschaftspolitisch unfähigen Chávez), doch nirgendwo bemühte sich die Korporatokratie, die tiefer gehenden Probleme dieser Länder anzugehen. Ihre Reaktion bestand schlicht darin, jene politischen Führer zu destabilisieren, die unsere Ölinteressen gefährdeten. Venezuela war in mehrfacher Hinsicht der interessanteste Fall, weil noch nicht absehbar war, wie sich die US-Regierung gegenüber Chávez verhalten würde, während die Intervention in Afghanistan bereits erfolgt war und im Irak unabwendbar erschien. Meiner Auffassung nach ging es nicht um die Frage, ob Chávez ein guter oder ein schlechter Politiker war; es ging vielmehr um Washingtons Verhalten gegenüber ei-

nem Staatsführer, welcher der Korporatokratie auf ihrem Marsch zur Weltherrschaft im Weg stand.

Doch bevor ich eine solche Erkundungsreise planen konnte, kam etwas dazwischen. Meine gemeinnützige Arbeit führte mich 2002 mehrere Male nach Südamerika. Auf einer dieser Reisen an den Amazonas begleitete mich eine Familie aus Venezuela, die unter dem Chávez-Regime wirtschaftlich Bankrott gegangen war. Wir wurden gute Freunde, und ich hörte mir ihre Sicht der Dinge an. Ich traf auch mit Lateinamerikanern der anderen Seite des politischen Spektrums zusammen, die Chávez für einen Erlöser hielten. Die Ereignisse, die sich in Caracas abspielten, waren symptomatisch für die Welt, die wir EHM geschaffen hatten.

Im Dezember 2002 kam es sowohl in Venezuela als auch im Irak zu einer krisenhaften Verschärfung der Lage. Die beiden Länder entwickelten sich völlig konträr. Im Irak waren alle subtilen Versuche – der EHM wie auch der Schakale –, Saddam zur Kooperation zu zwingen, fehlgeschlagen, und jetzt bereiteten wir die endgültige Lösung vor, den Einmarsch. In Venezuela hingegen handelte die Bush-Administration nach Kermit Roosevelt's Modell. Die *New York Times* berichtete:

Hunderttausende Venezolaner strömten heute auf die Straßen, um ihre Unterstützung des landesweiten Streiks zu bekunden, der nun schon 28 Tage andauert und Präsident Hugo Chávez aus dem Amt treiben soll.

Der Streik, dem sich nach Schätzungen 30.000 Arbeiter in der Ölindustrie angeschlossen haben, droht dieses Land, den fünftgrößten Ölförderer der Welt, auf Monate hinaus schwer zu schädigen ...

In den letzten Tagen haben sich die Fronten verhärtet. Chávez setzt nicht-streikende Arbeiter ein, um den Produktionsablauf beim staatlichen Ölkonzern aufrechtzuerhalten. Seine Gegner indes, die von einem Bündnis aus Geschäftsleuten und Gewerkschaftern angeführt werden, sind zuversichtlich, daß ihr Streik die Ölindustrie und die Regierung Chávez zum Zusammenbruch bringen werde.⁸⁵

Auf dieselbe Weise hatte die CIA seinerzeit im Iran Mossadegh gestürzt und den Schah an die Macht geputscht. Die Parallelen hätten kaum augenfälliger sein können. Es hatte den Anschein, als würde sich die Geschichte fünfzig Jahre später auf unheimliche Art wiederholen. Fünf Jahrzehnte waren seither vergangen, und noch immer bildete das Öl die Triebkraft.

Am 4. Januar 2003 kam es zu einem Zusammenstoß zwischen Anhängern und Gegnern von Chávez. Zwei Menschen wurden erschossen und Dutzende verletzt. Am nächsten Tag unterhielt ich mich mit einem alten Freund, der seit vielen Jahren mit den Schakalen zu tun hatte. Ähnlich wie ich hatte er nie unmittelbar für eine Regierungsbehörde gearbeitet, aber in vielen Ländern verdeckte Operationen durchgeführt. Er erzählte mir, daß sich ein privates Unternehmen bei ihm erkundigt habe, ob er in Caracas Streiks schüren und Offiziere bestechen könne – von denen viele an der School of the Americas ausgebildet worden waren –, um sie zum Aufstand gegen den gewählten Präsidenten zu bewegen. Er hatte das Angebot abgelehnt, vertraute mir jedoch an: »Der Mann, der den Job schließlich übernommen hat, weiß, was er tut.«⁸⁶

Ebenfalls im Januar 2003 stiegen die Ölpreise stark an, und gleichzeitig sanken die amerikanischen Lagerbestände an Erdöl auf ein 26-Jahres-Tief. In Anbetracht der Lage im Mittleren Osten wußte ich, daß die Bush-Regierung alles tun würde, um Chávez zu stürzen. Dann kam die Nachricht, daß ihre Bemühungen erfolgreich gewesen waren; Chávez war abgesetzt worden. Die *New York Times* nutzte diese Gelegenheit zu einem

historischen Rückblick – und nannte dabei auch jenen Mann namentlich, der im heutigen Venezuela die Rolle des Kermit Roosevelt spielte:

Die Vereinigten Staaten haben während und nach dem Kalten Krieg in Mittel- und Südamerika autoritäre Regimes unterstützt, um ihre wirtschaftlichen und politischen Interessen zu sichern.

Im winzigen Guatemala initiierte die **C**entral **I**ntelligence **A**gency 1954 einen Putsch gegen die demokratisch gewählte Regierung und unterstützte dann jahrzehntelang die dabei an die Macht gelangte rechtsgerichtete Regierung gegen linke Rebellengruppen. In diesem Zeitraum kamen ungefähr 200.000 Zivilisten ums Leben.

In Chile kam 1973 durch einen von der CIA geförderten Umsturz General Augusto Pinochet an die Macht; er herrschte bis 1990. In Peru ist eine instabile demokratische Regierung noch immer damit beschäftigt, die Rolle der CIA bei der Unterstützung des mittlerweile abgesetzten und geächteten Präsidenten Alberto K. Fujimori und seines berüchtigten Geheimdienstchefs Vladimiro L. Montesinos zu untersuchen.

Die Vereinigten Staaten mußten 1989 in Panama einmarschieren, um den in den Drogenhandel verstrickten Diktator Manuel Noriega abzusetzen, der zwanzig Jahre lang ein wichtiger Informant der amerikanischen Geheimdienste gewesen war. Und der Versuch, in den achtziger Jahren mit allen erforderlichen Mitteln, einschließlich Waffenverkäufen an den Iran, eine unbewaffnete Oppositionsbewegung gegen die linke Regierung in Nicaragua aufzubauen, hatte Anklagen gegen führende Mitglieder der Reagan-Administration zur Folge.

Zu den Männern, gegen die damals ermittelt wurde, gehörte auch Otto J. Reich, der schon viele Schlachten in Lateinamerika geschlagen hatte. Gegen Mr. Reich wurde jedoch nie Anklage erhoben. Später wurde er Botschafter der Vereinigten Staaten in Venezuela, und heute arbeitet er im Außenministerium als Assistant Secretary für interamerikanische Angelegenheiten. Der Sturz von Mr. Chávez ist eine Feder, die er sich an den Hut heften kann.⁸⁷

Mr. Reich und die Bush-Administration feierten ihren Sieg über Chávez, doch schon bald wurde ihre Party gestört. In einer überraschenden Kehrtwendung gewann Chávez wieder die Oberhand und war kaum 72 Stunden später erneut an der Macht. Anders als Mossadegh im Iran hatte sich Chávez die Unterstützung des Militärs erhalten können, obwohl alles unternommen worden war, um die hohen Offiziere gegen ihn aufzuwiegeln. Außerdem hatte er die mächtige staatliche Ölgesellschaft auf seiner Seite. *Petróleos de Venezuela* trotzte den Tausenden streikender Arbeiter und setzte sich schließlich durch. Nachdem die Staubwolken verflogen waren, festigte Chávez die Kontrolle seiner Regierung über die Beschäftigten der Ölgesellschaft, säuberte das Militär von den wenigen illoyalen Offizieren, die sich hatten überreden lassen, ihm in den Rücken zu fallen, und trieb viele seiner wichtigsten Gegner aus dem Land. Für zwei prominente Oppositionsführer, die mit Washington zusammenarbeiteten und gemeinsam mit den Schakalen die landesweiten Streiks organisiert hatten, forderte er jeweils zwanzig Jahre Gefängnis.⁸⁸

Die gesamte Aktion erwies sich als Desaster für die Regierung Bush, wie sich bald herausstellte. Die *Los Angeles Times* berichtete:

Beamte der Bush-Administration gaben am Dienstag zu, daß sie seit Monaten mit militärischen und politischen Vertretern aus Venezuela über eine Beseitigung des venezolanischen Präsidenten Hugo Chávez diskutiert hatten ... Die Rolle der Regierung bei dem mißglückten Umsturzversuch gerät zunehmend in die Kritik.⁸⁹

Es war offensichtlich, daß hier nicht nur die EHM versagt hatten, sondern auch die Schakale. Das Venezuela des Jahres 2003 war eben doch anders als der Iran des Jahres 1953. Ich überlegte, ob dies Signalcharakter hatte oder lediglich eine Anomalie war – und was Washington als Nächstes unternehmen würde.

Zumindest vorläufig, davon war ich überzeugt, war in Venezuela eine schwere Krise abgewendet und Chávez war gerettet worden – durch Saddam Hussein. Die Bush-Administration konnte nicht gleichzeitig gegen Afghanistan, den Irak und Venezuela vorgehen. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt hatte die Regierung dazu weder die militärische Stärke noch die erforderliche politische Unterstützung. Ich wußte aber auch, daß sich die Umstände schnell ändern konnten und sich Präsident Chávez bald wieder mit einer ernststen Herausforderung konfrontiert sehen würde. Somit demonstrierte der Fall Venezuela, daß sich in den letzten fünfzig Jahren nicht allzu viel verändert hatte – abgesehen vielleicht vom Ergebnis bestimmter Aktionen.

34 Wiedersehen mit Ecuador

Venezuela war ein klassischer Fall. Doch als ich die Ereignisse verfolgte, bemerkte ich mit Erstaunen, daß sich die entscheidenden Auseinandersetzungen in einem anderen Land abspielten. Sie waren nicht nur deswegen wichtiger, weil hier mehr Geld oder mehr Menschenleben auf dem Spiel standen, sondern weil sie sich um Fragen drehten, die weit über die materiellen Ziele hinausgingen, durch die sich ein Imperium in der Regel definiert. Diese Frontlinien verliefen quer durch die Armeen der Banker, der Unternehmenslenker und der Politiker und reichten tief in die Seele der modernen Zivilisation. Und sie hatten sich in einem Land herausgebildet, das ich kennen und lieben gelernt hatte, jenem Land, das meine erste Station als Freiwilliger des Peace Corps gewesen war: in Ecuador.

Seit ich dieses kleine Land 1968 zum ersten Mal besucht hatte, war es zu einem typischen Opfer der Korporatokratie geworden. Meine Kollegen und unsere modernen Nachfolger aus den Konzernen hatten es geschafft, dieses Land vollständig in den Ruin zu treiben. Wir liehen ihm Milliarden Dollar, damit es unsere Ingenieurfirmen und Anlagenbauer mit Projekten beauftragen konnte, die seinen wohlhabendsten Familien zugute kommen würden. In den vergangenen drei Jahrzehnten stieg dadurch in Ecuador der Anteil der Armen von 50% auf 70%, die Zahl der Unterbeschäftigten oder Arbeitslosen schnellte von 15% auf 70% empor, die Staatsverschuldung wuchs von 240 Millionen Dollar auf 16 Milliarden Dollar, und der Anteil der nationalen Ressourcen, der für die ärmsten Schichten der Bevölkerung aufgewendet wurde, fiel von 20% auf 6%. Heute muß Ecuador nahezu die Hälfte seines Staatshaushalts für die Rückzahlung seiner Schulden aufwenden – anstatt damit jenen Millionen Bürgern zu helfen, die unter der Armutsgrenze leben.⁹⁰

Die Situation in Ecuador zeigt deutlich, daß nicht eine Verschwörung hinter dieser Entwicklung steckte; es war vielmehr ein Prozeß, der sich gleichermaßen unter demokratischen wie republikanischen US-Regierungen vollzog und an dem alle großen transnationalen Banken, viele Konzerne und ausländische Hilfsorganisationen aus verschiedenen Ländern beteiligt waren. Die Vereinigten Staaten hatten die Führungsrolle inne, handelten aber nicht allein.

Im Verlauf von drei Jahrzehnten leisteten Tausende von Männern und Frauen ihren Beitrag dazu, Ecuador in die verzweifelte Lage zu bringen, in der es sich zu Beginn des neuen Jahrtausends befindet. Einigen von ihnen, wie mir etwa, war klar, was sie anrichteten, aber die allermeisten machten einfach nur ihre Arbeit und taten das, was man ihnen in Business Schools, an juristischen Fakultäten oder auf technischen Hochschulen beigebracht hatte, oder sie folgten dem Beispiel von Vorgesetzten, die durch ihre persönliche Gier die Funktionsweise des Systems ebenso demonstrierten wie durch die Belohnungen und Bestrafungen, die darauf zielten, es zu festigen. Diese Leute waren davon überzeugt, daß sie etwas Gutes taten, manche glaubten sogar, sie würden einem armen Volk helfen.

Obwohl diese Leute nicht wußten, was sie taten, irreführt wurden oder vielfach auch Selbsttäuschungen erlagen, gehörten sie nicht zu einer geheimen Gruppe von Verschwörern; sie waren das Produkt eines Systems, das die subtilste und effektivste Form des Imperialismus hervorgebracht hat, welche die Welt bislang erlebt hat. Niemand mußte sich mehr auf die Suche begeben nach Männern und Frauen, die man bestechen oder einschüchtern konnte – sie waren inzwischen allesamt von den Unternehmen, Banken und Regierungsbehörden rekrutiert worden. Die Bestechungsgelder bestanden aus Gehältern, Bonuszahlungen, Pensionen und Versicherungspolice; die Drohungen beruhten auf sozialen Zwängen, dem Druck aus dem Kollegenkreis und den Verpflichtungen hinsichtlich der späteren Ausbildung ihrer Kinder.

Dieses System hatte spektakuläre Erfolge erzielt. Als das neue Jahrtausend heraufzog, saß Ecuador in einer Falle, aus der es kein Entrinnen gab. Wir hatten das Land in der Hand, so wie ein Mafia-Don einen Mann in der Hand hat, der seine Tochter heiratet und in dessen kleines Geschäft er Geld eingeschossen hat. Wie alle guten Mafiosi hatten wir uns Zeit gelassen. Wir konnten es uns leisten, geduldig zu sein, denn wir wußten, daß unterhalb des ecuadorianischen Regenwalds ein Meer aus Öl liegt und daß unsere Zeit kommen würde.

Und es schien bereits so weit zu sein, als ich Anfang 2003 in meinem Subaru-Geländewagen von Quito zu der Dschungelstadt Shell unterwegs war. Chávez hatte in Venezuela wieder die Oberhand gewonnen. Er hatte George W. Bush die Stirn geboten und gewonnen. Die Invasion in Saddams Irak stand kurz bevor. Die bekannten Ölvorkommen waren auf den niedrigsten Stand seit fast drei Jahrzehnten gesunken, und es hatte nicht den Anschein, als würden wir aus unseren wichtigsten Quellen noch recht viel mehr herausholen können – und dementsprechend sahen die Bilanzen der Korporatokratie aus. Wir brauchten einen neuen Trumpf. Es wurde Zeit, die ecuadorianische Karte auszuspielen.

Als ich an dem gigantischen Staudamm am Fluß Pastaza vorüberfuhr, wurde mir klar, daß es in Ecuador nicht einfach um die klassische Auseinandersetzung zwischen Reich und Arm, zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten ging. Diese Konflikte würden auch uns als Zivilisation definieren. Wir waren entschlossen, dieses kleine Land zu zwingen, seine Regenwälder am Amazonas für unsere Ölkonzerne zu öffnen. Dies jedoch würde unermeßliche Verwüstungen zur Folge haben.

Wenn wir auf der Rückzahlung der Schulden beharrten, würden wir Auswirkungen unabhäbaren Ausmaßes auslösen. Es ging nicht nur darum, daß indigene Kulturen, viele Menschenleben, Hunderte von Tierarten, Reptilien, Fischen, Insekten und Pflanzen vernichtet werden würden, von denen einige möglicherweise heilende Substanzen enthielten. Es beschränkte sich auch nicht darauf, daß der Regenwald die gefährlichen, von der Industrie erzeugten Treibhausgase absorbiert, Sauerstoff abgibt, der für uns lebenswichtig ist, und die Wolken entstehen läßt, die einen Großteil des Süßwassers der Erde transportieren. Es ging weit hinaus über die Standardargumente, die von Umweltschützern vorgebracht werden, wenn Lebensräume bedroht sind, und rührte tief an unsere Seele.

Wenn wir an dieser Strategie festhielten, würden wir ein imperialistisches Verhaltensmuster fortsetzen, dessen Ursprünge weit in die Zeit vor der Entstehung des Römischen Reiches zurückreichen. Wir beklagen die Sklaverei, aber unser globales Imperium versklavt mehr Menschen als die Römer und alle anderen Kolonialmächte vor uns. Ich fragte mich, weshalb wir in Ecuador eine so kurzsichtige Politik betrieben und dennoch weiter mit unserem kollektiven Gedächtnis leben konnten.

Als ich durch die Fenster des Subaru auf die abgeholzten Berghänge der Anden schaute, die zu meiner Zeit im Peace Corps noch üppig mit tropischer Vegetation bedeckt gewesen waren, kam mir plötzlich ein anderer Gedanke. Es dümmerte mir, daß die Ansicht, Ecuador sei ein entscheidendes Schlachtfeld, eine völlig subjektive Sichtweise war. In Wirklichkeit war jedes Land, in dem ich gearbeitet hatte, jedes rohstoffreiche Land, das vom Imperium umgarnt wurde, gleichermaßen wichtig. Ich hatte eine besondere Bindung an dieses Land, die Ende der sechziger Jahre entstanden war, als ich hier meine politische Unschuld verloren hatte. Doch dies war eine rein persönliche Einstellung.

Die ecuadorianischen Regenwälder sind zweifellos wertvoll, ebenso die dort lebenden Völker und alle anderen dort heimischen Lebensformen, doch sie besitzen keinen größeren Wert als die Wüsten des Irans oder Yamins persische Landsleute. Sie sind nicht wertvoller als die Berge Javas, das Meer vor den Küsten der Philippinen, die Steppen Asiens, die Savannen Afrikas, die Wälder Nordamerikas, die Eisberge der Arktis oder

Hunderttausende andere bedrohte Orte. Sie alle verkörpern eine Konfliktlinie, und sie alle zwingen uns, die Tiefen unserer Seele und unseres kollektiven Unbewußten zu erforschen

Ich dachte an die Statistiken, in denen dies alles kurz und prägnant zusammengefaßt wird: Das Verhältnis zwischen dem Einkommen jenes Fünftels der Weltbevölkerung, das in den reichsten Ländern lebt, und dem Fünftel in den ärmsten Ländern veränderte sich von **30 zu 1** im Jahr 1960 auf **74 zu 1** im Jahr 1995.⁹¹ Und gleichzeitig erzählen uns die Weltbank, die US-Agency for International Development, der IWF und all die anderen Banken, Unternehmen und Regierungen, die mit Entwicklungs-»Hilfe« befaßt sind, daß sie gute Arbeit machen und daß es vorangeht.

Nun war ich also wieder in Ecuador, einem Land, das nur eines von vielen Schlachtfeldern ist, das aber einen besonderen Platz in meinem Herzen hat. Wir schrieben das Jahr 2003, und es waren 35 Jahre vergangen, seit ich als Mitglied einer US-Organisation, die das Wort »Frieden« in ihrem Namen führt, zum ersten Mal in dieses Land gekommen war. Dieses Mal wollte ich mithelfen, einen Krieg zu verhindern, den ich drei Jahrzehnte lang mit vorzubereiten geholfen hatte.

Eigentlich hätten die Vorgänge in Afghanistan, im Irak und in Venezuela uns davon abhalten sollen, uns in einen weiteren Konflikt zu stürzen; doch die Lage in Ecuador war anders. Dieser Krieg würde nicht den Einsatz der US-Armee erfordern, denn er würde von einigen zehntausend einheimischen Kriegern ausgefochten werden, die nur mit Speeren, Macheten und einschüssigen Vorderladern bewaffnet waren. Sie würden einer modernen ecuadorianischen Armee gegenüberstehen, einer Hand voll amerikanischer Berater von den Special Forces sowie Söldnern, die von den Schakalen ausgebildet worden waren und im Dienste der Ölkonzerne standen. Ähnlich wie von dem 1995 ausgefochtenen Konflikt zwischen Ecuador und Peru würden auch von diesem Krieg die meisten Menschen in den USA nie etwas erfahren, und durch die jüngsten Ereignisse hatte die Wahrscheinlichkeit eines solchen Krieges deutlich zugenommen.

Im Dezember 2002 hatten Vertreter eines Ölkonzerns eine Indiogemeinschaft beschuldigt, einige ihrer Arbeiter verschleppt und als Geiseln genommen zu haben; sie deuteten an, die betreffenden Krieger seien Mitglieder einer Terrorgruppe, die möglicherweise Verbindungen zu Al-Qaida unterhalte. Die Angelegenheit war besonders heikel, weil diese Ölfirma noch keine Bohrgenehmigung von der Regierung erhalten hatte. Dennoch behauptete die Ölgesellschaft, ihre Arbeiter hätten das Recht, vorbereitende Erkundungen durchzuführen – was von den Vertretern des Stammes einige Tage später energisch bestritten wurde, als sie ihre Sicht der Dinge darlegten.

Die Ölarbeiter, so erklärten die Vertreter der Indios, seien in ein Gebiet eingedrungen, zu dem ihnen der Zutritt verboten sei; die Krieger hätten weder Waffen getragen noch den Arbeitern in irgendeiner Form Gewalt angedroht. Sie hätten die Arbeiter vielmehr in ihr Dorf geleitet, wo sie ihnen etwas zu essen und *chicha*, ein selbstgebrautes Bier, angeboten hätten. Während sich ihre Besucher stärkten, hätten die Krieger die einheimischen Führer der Ölarbeiter überredet, zu ihren Unterkünften zurückzukehren. Die Ölarbeiter, so betonten die Stammesvertreter, würden keineswegs gegen ihren Willen festgehalten, sie könnten jederzeit gehen, wohin sie wollten.⁹²

Während ich diese Straße entlangfuhr, dachte ich daran, was mir die Shuar erklärt hatten, als ich 1990 nach dem Verkauf von IPS zu ihnen zurückgekehrt war und ihnen angeboten hatte, ihnen beim Schutz ihrer Wälder zu helfen. »Der Traum wird Welt«, hatten sie gesagt und darauf hingewiesen, daß wir im Norden von großen Fabriken, schicken Autos und riesigen Wolkenkratzern träumten. Aber jetzt würden wir feststellen, daß unsere Vision in Wirklichkeit ein Alptraum gewesen war, der uns letztlich alle vernichten würde.

»Verändert diesen Traum«, hatten die Shuar mir geraten. Und jetzt, mehr als zehn Jahre später und trotz der Bemühungen vieler Menschen und zahlreicher Non-Profit-Organisationen, einschließlich jener, für die ich tätig gewesen war, hatte dieser Alptraum neue und noch bedrohlichere Ausmaße angenommen.

Als ich schließlich in der Dschungelstadt Shell ankam, wurde ich gleich zu einem Treffen abgeholt. Die anwesenden Männer und Frauen vertraten verschiedene Stämme: die Kichwa, die Shuar, die Shiwiar und die Zaparo. Einige waren tagelang durch den Dschungel gewandert, andere waren mit kleinen Flugzeugen eingeflogen, die von Hilfsorganisationen bereitgestellt worden waren. Einige trugen ihre traditionelle Tracht, ihre Gesichtsbemalung und federngeschmückte Stirnbänder, die meisten jedoch versuchten sich an die Stadtbewohner anzupassen und hatten Jeans, T-Shirts und Schuhe an.

Die Vertreter jener Gemeinschaft, die der Verschleppung der Ölarbeiter beschuldigt wurde, ergriffen als erste das Wort. Sie erzählten, daß kurz nach der Rückkehr der Arbeiter zu ihrer Firma mehr als hundert ecuadorianische Soldaten in ihrem kleinen Dorf aufgetaucht seien. Sie erinnerten uns daran, daß gerade eine besondere Saison im Regenwald begonnen habe und der *chonta* Früchte ansetze. Dieser Baum gilt den indigenen Kulturen als heilig; er trägt nur einmal im Jahr Früchte und signalisiert damit den Beginn der Paarungszeit für zahlreiche Vogelarten der Region, auch für einige seltene und bedrohte Arten. Wenn sie sich auf diesen Bäumen versammeln, sind die Vögel besonders schutzlos. Die Stämme achten strikt darauf, daß diese Vögel während der Chonta-Saison nicht gejagt werden.

»Die Soldaten hätten keinen ungünstigeren Zeitpunkt wählen können«, sagte eine Frau. Ich konnte ihren Schmerz und die Empörung ihrer Begleiter nachempfinden, als sie erzählten, daß die Soldaten gegen dieses Verbot verstoßen hätten. Sie hätten die Vögel zum Spaß geschossen und einige davon verzehrt. Darüber hinaus hätten sie ihre Familiengärten, Bananenpflanzen und Maniokfelder verwüstet und dabei an vielen Stellen den dünnen Mutterboden für immer zerstört. Sie hätten mit Sprengstoff in den Flüssen gefischt und die Haustiere der Familien geschlachtet. Sie hätten die Gewehre und Blasrohre der Dorfbewohner beschlagnahmt, häßliche Latrinen ausgehoben, die Flüsse mit Heizöl und Lösungsmitteln verschmutzt, die Frauen sexuell belästigt und Müll in die Gegend geworfen, der Insekten und Ungeziefer anzog.

»Uns blieben nur zwei Möglichkeiten«, sagte ein Mann. »Wir konnten uns zur Wehr setzen oder wir mußten die Demütigungen schlucken und uns bemühen, den Schaden so weit wie möglich zu beheben. Wir sind zu dem Schluß gelangt, daß die Zeit zum Kämpfen noch nicht gekommen war.« Er schilderte, wie sie versucht hätten, durch Verzicht auf Nahrung mit den Folgen der Übergriffe der Soldaten zurechtzukommen. Er bezeichnete es als Fasten, aber es erschien eher wie freiwilliges Hungern. Ältere Leute und Kinder litten bereits an Unterernährung und waren krank geworden.

Sie berichteten von Bedrohungen und Bestechungsversuchen. »Mein Sohn«, erzählte eine Frau, »spricht Englisch, Spanisch und mehrere einheimische Dialekte. Er hat als Führer und Dolmetscher für eine Firma gearbeitet, die Ökotourismus veranstaltet. Sie zahlte ihm ein gutes Gehalt. Aber die Ölgesellschaft hat ihm das Zehnfache geboten. Hätte er ablehnen sollen? Jetzt schreibt er Briefe, in denen er seine alte Firma kritisiert und alle, die uns helfen wollen, während er die Leute von der Ölgesellschaft als unsere Freunde bezeichnet.« Sie schüttelte sich wie ein Hund, der aus dem Wasser kommt. »Er gehört nicht mehr zu uns. Mein Sohn ...«

Ein älterer Mann, der den traditionellen Federschmuck eines Schamanen trug, erhob sich. »Ihr wißt, daß die drei Leute, die wir als unsere Vertreter für die Verhandlungen mit der Ölgesellschaft gewählt haben, bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen sind? Nun, ich will hier nicht behaupten, was man so häufig hört, daß die Ölgesell-

schaft diesen Absturz vorsätzlich herbeigeführt hat. Aber ich kann euch sagen, daß der Tod dieser drei Personen eine große Lücke in unsere Reihen gerissen hat. Die Ölgesellschaft hat keine Zeit verloren, diese Lücke mit ihren eigenen Leuten zu füllen.«

Ein anderer Mann hielt einen Vertrag hoch und begann ihn vorzulesen. Für 300.000 Dollar wurde die Nutzung eines großen Gebietes an eine Holzgesellschaft übertragen. Der Vertrag war von drei Stammesvertretern unterzeichnet.

»Das sind nicht ihre echten Unterschriften«, erklärte er. »Ich muß es wissen, denn eine stammt angeblich von meinem Bruder. Das ist eine andere Art, uns fertig zu machen. Unsere Führer sollen diskreditiert werden.«

Ich wunderte mich nicht über diese Vorfälle in einem Teil Ecuadors, in dem die Ölkonzerne noch keine Bohrerlaubnis erhalten hatten. Sie hatten schon in vielen ähnlichen Gegenden gebohrt, die Indiogemeinschaften kannten die Folgen und hatten die Vernichtung ihrer Nachbarn miterlebt. Als ich dasaß und zuhörte, überlegte ich, wie wohl die Bürger meines Landes reagieren würden, wenn über derartige Zusammenkünfte in den Abendnachrichten von CNN berichtet werden würde.

Dieses Treffen war sehr eindrucksvoll, und die Informationen, die ich dabei erhielt, beunruhigten mich zutiefst. Aber da war noch etwas anders. In den Pausen, beim Essen oder am Abend, wenn ich mich privat mit einigen Teilnehmern unterhielt, wurde ich häufig gefragt, weshalb die USA gegen den Irak losschlagen wollten. Der bevorstehende Krieg war ein beherrschendes Thema auf den Titelseiten der ecuadorianischen Zeitungen, die bis in diese Dschungelstadt gelangten, aber die Berichterstattung unterschied sich deutlich von jener in den Vereinigten Staaten. Es wurde auf die Beziehungen der Familie Bush zu Ölkonzernen und zur United Fruit Company hingewiesen sowie auf die frühere Funktion von Vizepräsident Cheney als Vorstandschef von Halliburton.

Diese Zeitungen wurden Männern und Frauen vorgelesen, die keine Schule besucht hatten. Alle schienen sich für dieses Thema zu interessieren. Ich befand mich im Regenwald am Amazonas bei Menschen, die weder lesen noch schreiben konnten, aber dennoch unbequeme Fragen stellten, die ins Herz des globalen Imperiums zielten.

Als ich aus Shell hinausfuhr, vorbei am Staudamm und hinauf in die Anden, dachte ich nach über den Unterschied zwischen dem, was ich während dieses Besuchs in Ecuador gesehen und gehört hatte, und dem, was ich aus den Vereinigten Staaten kannte. Anscheinend konnten die Stämme des Amazonas uns vieles lehren. Trotz all unserer Bildung und der vielen Zeit, die wir mit Zeitschriften und Nachrichten im Fernsehen verbrachten, fehlte uns eine gewisse Bewußtheit, die sie irgendwie erlangt zu haben schienen. In diesem Zusammenhang mußte ich an die »Prophezeiung des Kondors und des Adlers« denken, die mir in Lateinamerika häufig zu Ohren gekommen war, und an ähnliche Prophezeiungen, von denen ich in anderen Teilen der Welt gehört hatte.

Fast alle Kulturen, die ich kenne, gehen davon aus, daß wir Ende des 20. Jahrhunderts in ein bedeutendes Wendezeitalter eingetreten sind. In Klöstern im Himalaja, an rituellen Orten in Indonesien, in den Reservaten der nordamerikanischen Ureinwohner, von den Tiefen des Amazonas bis zu den Bergen der Anden und zu den alten Städten der Maya in Mittelamerika – überall hörte ich, daß wir in einer besonderen historischen Zeit leben und daß wir geboren wurden, weil wir eine Mission zu erfüllen haben.

Die Bezeichnungen und der Inhalt der Prophezeiungen weichen ein wenig voneinander ab. Sie sprechen von einem Neuen Zeitalter, dem Dritten Jahrtausend, dem Wassermann-Zeitalter und dem Anfang der Fünften Sonne oder vom Ende der alten Zeitrechnung und dem Beginn einer neuen. Trotz der unterschiedlichen Terminologie jedoch haben sie vieles gemeinsam, und »Die Prophezeiung des Kondors und des Adlers« ist typisch für sie. Ihr zufolge spaltete sich die menschliche Gemeinschaft am Anbeginn der Geschichte und schlug zwei unterschiedliche Wege ein: jenen des Kondors (der das

Herz, die Intuition und das Mystische verkörpert) und jenen des Adlers (der den Verstand, das Rationale und das Materielle repräsentiert). In den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts, so die Überlieferung, liefen beide Wege aufeinander zu, und der Adler drohte den Kondor zu überwältigen. Aber fünfhundert Jahre später, Ende des 20. Jahrhunderts, sollte eine neue Zeit beginnen, in der sich dem Kondor und dem Adler die Möglichkeit bietet, sich zu vereinigen, gemeinsam am Himmel zu fliegen und denselben Weg einzuschlagen. Wenn der Kondor und der Adler diese Chance nutzen, werden sie herausragende, einzigartige Nachkommen hervorbringen.

»Die Prophezeiung des Kondors und des Adlers« läßt sich auf vielfältige Weise deuten – meist wird sie dahingehend interpretiert, daß sich das überlieferte Wissen der indigenen Völker mit moderner Wissenschaft und Technik verbinden werde, daß ein Ausgleich zwischen Yin und Yang und ein Brückenschlag zwischen Nord und Süd erfolgen werde. Eindrucksvoller aber noch ist die Botschaft, die sie uns hinsichtlich unseres Bewußtseins übermittelt: Demzufolge können uns heute die vielen unterschiedlichen Sichtweisen von uns selbst und der Welt zum Vorteil gereichen und wir können sie als Sprungbrett auf eine höhere Ebene des Bewußtseins nutzen. Wir haben die Chance, geistig zu erwachen und uns als Menschen zu einer bewußteren Art zu entwickeln.

Die Kondor-Völker des Amazonas zeigen es uns eindringlich: Wenn wir uns die Frage nach dem Wesen des Menschseins in diesem neuen Jahrtausend stellen wollen und ernsthaft bereit sind, unsere Ziele für die nächsten Jahrzehnte zu überprüfen, dann müssen wir die Augen öffnen und die Konsequenzen unserer Handlungen – der Handlungen des Adlers – in Ländern wie dem Irak und Ecuador zur Kenntnis nehmen. Wir müssen uns selbst wachrütteln. Wir, die wir im mächtigsten Land leben, das die Geschichte gesehen hat, müssen aufhören, uns so ausgiebig um Dinge wie Seifenopern, Fußballspiele, Quartalsberichte oder die täglichen Schwankungen des Dow Jones zu kümmern, und uns stattdessen damit beschäftigen, wer wir sind und welche Zukunft wir uns für unsere Kinder wünschen. Wenn wir uns diesen wichtigen Fragen nicht stellen, steuern wir die Welt in die Katastrophe.

35 Die Schutzschicht durchdringen

Kurz nach meiner Rückkehr aus Ecuador im Jahr 2003 marschierten die USA ein zweites Mal in 14 Jahren in den Irak ein. Die EHM waren gescheitert, und auch die Schakale hatten versagt. Also wurden junge Männer und Frauen ausgeschickt, um zu töten und im Wüstensand zu sterben. Eine wichtige Frage, die diese Invasion aufwarf, die sich aber wohl nur die wenigsten Amerikaner stellten, war: Was bedeutete dies für das Haus Saud?

Wenn die Amerikaner den Irak übernahmen, der nach manchen Schätzungen sogar über größere Ölvorkommen verfügt als Saudi-Arabien, dann war es nicht mehr unbedingt notwendig, daß sie sich an den Pakt hielten, den sie in den siebziger Jahren mit der saudischen Königsfamilie geschlossen hatten, jenes Abkommen, das aus dem Saudi-Arabischen Geldwäscheprojekt hervorgegangen war.

Durch das Ende von Saddams Regime veränderte sich die Formel ähnlich wie durch die Beseitigung Noriegas in Panama. Nachdem wir in Panama unsere Marionetten installiert hatten, erlangten wir die Kontrolle über den Kanal, unabhängig davon, was in dem zwischen Torrijos und Carter ausgehandelten Vertrag festgelegt war. Und wenn wir im Irak die Macht hatten, konnten wir dann die OPEC aufbrechen? Würde die saudische Königsfamilie dann in der internationalen Ölpolitik stark an Einfluß verlieren? Einige Experten stellten bereits die Frage, weshalb Bush eigentlich den Irak angegriffen hatte, anstatt alle Kräfte auf die Vernichtung der Al-Qaida-Gruppen in Afghanistan zu konzentrieren. War es möglich, daß diese Regierung – diese Ölfamilie – der Sicherung von Ölvorkommen und der Rechtfertigung neuer lukrativer Bauaufträge größere Bedeutung beimaß als der Bekämpfung der Terroristen?

Doch es gab noch eine andere Möglichkeit: Die OPEC konnte den Versuch unternehmen, zu alter Stärke zurückzufinden. Falls die USA die Kontrolle über den Irak erlangten, hatten die übrigen Ölstaaten wenig zu verlieren, wenn sie die Erdölpreise anhoben und/oder die Förderung drosselten. Diese Möglichkeit war verknüpft mit einem alternativen Szenario, dessen Implikationen zunächst wohl nur für wenige Leute außerhalb der internationalen Hochfinanz erkennbar waren, das jedoch die geopolitischen Kräfteverhältnisse nachhaltig verschieben und schließlich zum Untergang jenes Systems führen konnte, das die Korporatokratie so beharrlich aufgebaut hatte. Es konnte in der Tat die Selbstzerstörung des ersten wirklich globalen Imperiums der Weltgeschichte einleiten.

Die globale Vorherrschaft der Vereinigten Staaten beruht im Wesentlichen darauf, daß der US-Dollar die Standard- und Reservewährung der Welt ist und daß die *United States Mint* das Recht besitzt, diese Dollars zu drucken. Und so vergeben wir Kredite an Länder wie Ecuador, wohl wissend, daß diese Staaten sie niemals werden zurückzahlen können; wir wollen auch gar nicht, daß sie ihre Schulden begleichen, denn diese Nichtzahlung gibt uns die Mittel an die Hand, die wir brauchen. Unter normalen Umständen würden wir dadurch unser Kapital ernsthaft gefährden, denn kein Gläubiger kann es sich dauerhaft leisten, allzu viele uneinbringliche Kredite in seinen Büchern zu haben. Aber wir leben nicht unter normalen Umständen. Die Vereinigten Staaten drucken Geld, das nicht durch Gold gedeckt ist. Es wird im Wesentlichen durch nichts anderes gedeckt als durch das allgemeine weltweite Vertrauen in unsere Wirtschaft und in unsere Fähigkeit, die Kräfte und die Ressourcen des Imperiums, das wir geschaffen haben, richtig zu nutzen und einzusetzen.

Daß wir Geld drucken können, verleiht uns enorme Macht. Es bedeutet unter anderem, daß wir weiterhin Darlehen vergeben können, die aller Wahrscheinlichkeit nach nie zurückgezahlt werden – und daß wir gigantische Schuldenberge aufhäufen können. Anfang 2003 beliefen sich die Schulden der Vereinigten Staaten auf atemberaubende sechs

Billionen Dollar, und sie sollten bis Ende des Jahres auf sieben Billionen steigen – was ungefähr 24.000 Dollar für jeden US-Bürger entspricht. Hauptgläubiger der USA sind die asiatischen Länder, vor allem Japan und China, die in großem Umfang US-Staatsanleihen und -Wertpapiere kaufen (insbesondere Schuldverschreibungen), und zwar mit Devisen, die sie durch den Export von Konsumgütern – in erster Linie Elektronikartikel, Computer, Autos, Haushaltsgeräte und Textilien – in die USA und andere Teile der Welt erwirtschaftet haben.⁹³

Solange die Welt den US-Dollar als Standard- und Reservewährung akzeptiert, stellt diese exzessive Verschuldung keine ernste Gefahr für die Korporatokratie dar. Sollte irgendwann jedoch eine andere Währung den Dollar ersetzen oder sollten sich einige von Amerikas Gläubigern (Japan oder China) entschließen, einen Teil dieser Wertpapiere zu verkaufen, um ihr Geld zurückzuholen, würde sich die Situation dramatisch verändern. Die Vereinigten Staaten würden sich schlagartig in einer höchst prekären Lage wiederfinden.

Daß eine solche konkurrierende Währung entstehen könnte, ist keineswegs ausgeschlossen: Im Januar 2002 trat der Euro auf die internationale Bühne und gewinnt zunehmend an Prestige und wirtschaftlicher Bedeutung. Der Euro bietet den OPEC-Staaten eine unerwartet günstige Gelegenheit, wenn sie Vergeltung üben wollen für die Irak-Invasion oder sich aus einem anderen Grund dazu entschließen, die Vereinigten Staaten unter Druck zu setzen. Würde die OPEC beispielsweise ihre Ölexporte in Euro statt in Dollar abrechnen, dann würde das US-Imperium in seinen Grundfesten erschüttert werden. Sollten darüber hinaus einer oder zwei unserer Hauptgläubiger verlangen, daß wir unsere Schulden in Euro zurückzahlen, dann würde es zu enormen Turbulenzen kommen.

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich am Morgen des 18. April 2003, des Karfreitags, den kurzen Weg von meinem Wohnhaus zu der umgebauten Garage zurücklegte, die mir jetzt als Büro dient, mich an den Schreibtisch setzte, den Computer einschaltete und wie üblich als Erstes die Internetseite der *New York Times* aufrief. Die Schlagzeile sprang mir entgegen und holte mich im Nu von meinen Gedanken über die neuen Realitäten der internationalen Finanzmärkte, die Staatsverschuldung und den Euro wieder zurück zu meinem alten Beruf: »USA erteilen Bechtel Großauftrag beim Wiederaufbau im Irak.«

In dem Artikel hieß es: »Die Bush-Administration hat heute im Rahmen eines gewaltigen Wiederaufbauprogramms für den Irak den ersten großen Auftrag an die Bechtel Group aus San Francisco vergeben.« Weiter schrieben die Autoren: »Die Iraker werden beim Wiederaufbau ihres Landes mit der Weltbank und dem Internationalen Währungsfonds zusammenarbeiten, zwei Institutionen, in denen die Vereinigten Staaten über großen Einfluß verfügen.«⁹⁴

Über großen Einfluß! Das ist, gelinde gesagt, eine Untertreibung.

Ich klickte mich weiter zu einem anderen Artikel in der *New York Times*: »Unternehmen verfügt über Kontakte in Washington und im Irak.« Ich übersprang die ersten Absätze, in denen die meisten Informationen des vorhergehenden Artikels wiederholt wurden, und las dann:

Bechtel verfügt über langjährige Verbindungen zum politischen Establishment ... In seiner Leitung sitzt George P. Shultz, der unter Präsident Ronald Reagan Außenminister war. Bevor er in die Regierung Reagan eintrat, war Mr. Shultz, der daneben auch als Chefberater für Bechtel arbeitet, Präsident der Firma und arbeitete mit Caspar W. Weinberger zusammen, der vor seiner Ernennung zum Verteidigungsminister eine leitende Funktion in dem in San Francisco ansässigen Unternehmen ausübte. Dieses Jahr ernannte Präsi-

dent Bush den Vorstandschef des Unternehmens, Riley T. Bechtel, zum Mitglied des *Export Council* des Präsidenten.⁹⁵

In diesen Artikeln wurde die moderne Geschichte, das Streben nach globaler Vorherrschaft, kurz und klar zusammengefaßt. Was sich jetzt im Irak abspielte und in den Morgenzeitungen beschrieben wurde, war das Ergebnis jener Tätigkeit, in der Claudine mich vor 35 Jahren unterwiesen hatte, und der Arbeit vieler anderer Männer und Frauen, die ähnlich wie ich damals um jeden Preis Karriere machen wollten. Es markierte den gegenwärtigen Entwicklungsstand jenes Prozesses, durch den die Korporatokratie die ganze Menschheit unter ihren Einfluß bringen will.

Diese Zeitungsartikel handelten von der Irak-Invasion des Jahres 2003 und von den Kontrakten, die nun abgeschlossen wurden, um einerseits in diesem Land die Schäden zu beheben, die unser Militär angerichtet hatte, und andererseits einen neuen, am westlichen Vorbild ausgerichteten Irak aufzubauen. Dennoch verwiesen die Nachrichten vom 18. April 2003 auch zurück auf die Anfänge in den siebziger Jahren und in die Zeit des Saudi-Arabischen Geldwäscheprojekts. Dieses Projekt, das wir mit SAMA abkürzten, und die Verträge, die sich daraus ergaben, hatten neue und markante Präzedenzfälle geschaffen, die es den amerikanischen Ingenieurfirmen, Baukonzernen und Ölgesellschaften ermöglichten – und sie geradezu ermächtigten –, die Entwicklung dieses Wüstenkönigreichs maßgeblich zu gestalten. Zugleich hatte SAMA neue Regeln festgelegt für den weltweiten Umgang mit Erdöl, die geopolitischen Rahmenbedingungen neu definiert und mit der saudischen Königsfamilie ein Bündnis geschmiedet, das zum einen deren Herrschaft zementierte und zum anderen sicherstellte, daß sie nach unseren Regeln spielte.

Als ich diese Artikel las, mußte ich darüber nachdenken, wie viele Menschen außer mir wohl wußten, daß Saddam noch im Amt wäre, wenn er das gleiche Spiel gespielt hätte wie die Saudis. Er hätte seine Raketen und Chemiefabriken bekommen; wir hätten sie für ihn gebaut, und Vertreter unserer Firmen wären heute damit beschäftigt, sie zu warten und auf den neuesten Stand zu bringen. Es hätte ein fabelhaftes Geschäft für alle Beteiligten werden können – genau wie der Deal mit den Saudis.

Bislang hatten die Mainstream-Medien noch nicht über diese Zusammenhänge berichtet. Aber hier wurde der Anfang gemacht. Gewiß, es war nur eine vage Ahnung, nicht viel mehr als eine leise Andeutung, aber anscheinend sickerten die wahren Zusammenhänge allmählich durch. Um festzustellen, ob die *New York Times* hiermit allein auf weiter Flur stand, ging ich auf die Internetseite von CNN und las: »Bechtel gewinnt Ausschreibung für Irak-Auftrag.« Die CNN-Geschichte deckte sich weitgehend mit jener in der *New York Times*, es wurde aber noch etwas hinzugefügt:

Als mögliche Interessenten für diesen Auftrag wurden auch mehrere andere Unternehmen gehandelt, entweder als Mitbieter oder als Teile eines Konsortiums, wie etwa die Abteilung Kellogg Brown & Root (KBR) von Halliburton – wo Vizepräsident Cheney früher als Vorstandschef tätig war ... Halliburton hat jedoch bereits einen Auftrag zur Wiederinstandsetzung der Ölinfrastruktur des Irak erhalten, dessen Volumen sich auf bis zu 7 Milliarden Dollar beläuft und der bis zu zwei Jahre Zeit in Anspruch nehmen könnte.⁹⁶

Daß die Entwicklung auf die Schaffung eines globalen Imperiums hinauslief, schien allmählich ins allgemeine Bewußtsein zu dringen. Es wurden keine Einzelheiten dargelegt, und es war auch nicht die Rede davon, daß dieser Prozeß mit Verschuldung, Täuschung, Versklavung und Ausbeutung verbunden war und mit einer historisch beispiellosen Vereinnahmung der Herzen und Seelen der Menschen sowie ihrer natürlichen Ressourcen. Nichts in diesen Artikeln ließ den Schluß zu, daß die Ereignisse im Irak im Jahr 2003 die Fortsetzung einer beschämenden Entwicklung waren. Es wurde auch nicht

erwähnt, daß diese Entwicklung, die so alt ist wie die Idee des Weltreiches, heute neue und erschreckende Dimensionen angenommen hat, zum einen aufgrund ihrer Tragweite im Zeitalter der Globalisierung, zum anderen weil sie so subtil umgesetzt wird. Doch trotz aller Unzulänglichkeiten in der Darstellung und der Bewertung schien diese Thematik nun langsam, fast widerstrebend, ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt zu werden.

Daß sich etwas langsam und gegen Widerstände allmählich durchsetzt, kam mir bekannt vor. Ich fühlte mich an meine eigene Geschichte erinnert und daran, daß ich viele Jahre lang immer wieder davor zurückgeschreckt war, sie zu erzählen. Ich wußte seit langem, daß ich ein Bekenntnis ablegen mußte, aber ich hatte es immer wieder hinausgeschoben. Im Rückblick muß ich sagen, daß die Zweifel, die Schuldgefühle mich von Anfang an begleitet haben. Sie hatten sich bereits in Claudines Wohnung eingestellt, noch bevor ich mich dazu bereiterklärt hatte, zum ersten Mal nach Indonesien zu reisen, und sie hatten mich in all den Jahren nahezu unablässig verfolgt.

Ich wußte aber auch, daß ich niemals ausgestiegen wäre, wenn die Zweifel, die seelischen Schmerzen und die Schuldgefühle nicht ständig an mir genagt hätten. Wie so viele andere hätte ich einfach in der alten Routine weitergemacht.

Ich hätte nicht eines Tages auf den Virgin Islands am Strand gestanden und mich entschlossen, MAIN zu verlassen. Dennoch zauderte ich weiter, so wie wir auch als Kultur vieles vor uns herschieben.

Diese Schlagzeilen deuteten an, daß es ein Bündnis gab zwischen Großkonzernen, internationalen Banken und Regierungen, doch ähnlich wie mein Resümee bei MAIN kratzten diese Berichte nur an der Oberfläche. Die wirkliche Geschichte hatte nur wenig damit zu tun, daß die großen Ingenieur- und Baufirmen wieder einmal Milliarden Dollar erhalten sollten, um ein Land nach unseren Vorstellungen zu formen – mit einer Bevölkerung, die wahrscheinlich nicht den Wunsch verspürte, diesen Vorstellungen zu entsprechen – oder daß eine kleine, elitäre Gruppe von Männern ein jahrhundertealtes Ritual praktizierte und die Privilegien mißbrauchte, die ihnen ihre hohen Regierungsämter verschafften.

Diese Vorstellung ist jedoch zu simpel. Sie impliziert, daß wir lediglich diese Männer hinauswerfen müßten, wenn wir die Fehler des Systems beheben wollten. Sie fördert Verschwörungstheorien und liefert uns eine bequeme Entschuldigung dafür, einfach den Fernseher einzuschalten und uns mit dieser naiven, gutgläubigen Sichtweise der Geschichte zufrieden zu geben, die besagt: »Sie« werden es schon richten; das Staatsschiff ist seetüchtig und wird wieder auf Kurs gebracht werden. Wir müssen nur auf die nächste Wahl warten, aber am Ende wird sich alles zum Guten wenden.

Die wahre Geschichte des modernen Imperiums – die Geschichte der Korporatokratie, die verzweifelte Menschen ausbeutet und sich auf brutalste, selbstsüchtigste und auch selbstzerstörerischste Weise aller Ressourcen der Erde bemächtigt – hat wenig zu tun mit dem, was an diesem Morgen in den Zeitungen geschrieben wurde, aber sehr viel mit uns selbst. Das erklärt auch, weshalb es so schwer fällt, uns mit der wahren Geschichte auseinanderzusetzen. Wir glauben lieber an den Mythos, daß die gesellschaftliche Entwicklung der Menschheit im Laufe von Jahrtausenden ein ideales Wirtschaftssystem hervorgebracht habe, anstatt uns der Tatsache zu stellen, daß wir einem falschen Konzept aufgesessen sind und dieses gleichsam als Evangelium verinnerlicht haben. Wir haben uns eingeredet, wirtschaftliches Wachstum diene stets dem Wohle der Menschheit und Wachstum bringe umso größeren Nutzen, je stärker es ausfalle. Und wir haben uns gegenseitig in der Überzeugung bestärkt, daß die Schlußfolgerung aus diesem Konzept weiterhin gültig und auch moralisch vertretbar ist: daß Menschen, die sich besonders darin hervortun, das Feuer des wirtschaftlichen Wachstums zu schüren, auch in der Hierarchie aufsteigen und reich belohnt werden sollten, während jene, die an den Rändern dieses Systems geboren wurden, ausgebeutet werden dürfen.

Dieses Konzept und die daraus abgeleiteten Konsequenzen werden zur Rechtfertigung jeglicher Art von Piraterie herangezogen – es werden Freibriefe ausgestellt für die Vergewaltigung, Ausplünderung und Ermordung unschuldiger Menschen im Iran, in Panama, Kolumbien, im Irak und anderswo. Economic Hit Men, Schakale und Soldaten werden eingesetzt werden, so lange man nachweisen kann, daß durch ihre Aktivitäten wirtschaftliches Wachstum erzeugt oder gefördert wird – und Wachstum ist fast immer Folge ihrer Machenschaften. Wenn man eine Stadt bombardiert und anschließend wieder aufbaut, läßt sich mittels der Ökonometrie, der Statistik und anderer »Wissenschaften« mühelos ein kräftiger Anstieg der Wirtschaftsleistung darstellen.

In Wahrheit geht es darum, daß wir mit einer Lüge leben. Wie mein MAIN-Resümee zeigte, haben wir uns eine schützende Hülle zugelegt, um die Krebsgeschwüre unter der Oberfläche zu verbergen. Diese Geschwüre werden durch die Röntgenstrahlen unserer Statistiken sichtbar gemacht, welche die beunruhigende Tatsache enthüllen, daß das mächtigste und reichste Imperium der Weltgeschichte gekennzeichnet ist durch haarsträubend hohe Raten an Selbstmorden, Drogenkonsum, Scheidungen, Kindesmißbrauch, Vergewaltigung und Morden und daß diese Leiden und Gebrechen wie ein bösartiger Tumor von Jahr zu Jahr weitere Metastasen bilden. In unserem Innersten empfinden wir alle den Schmerz. Wir rufen nach Veränderung. Doch wir pressen uns die Hand vor den Mund, unterdrücken unsere Schreie und werden deshalb nicht gehört.

Es wäre schön, wenn wir dies alles einfach der Korporatokratie zur Last legen könnten. Das Imperium beruht auf der Effizienz der großen Banken, der Konzerne und Regierungen – der Korporatokratie –, aber das ist keine Verschwörung. Diese Korporatokratie sind wir selbst – wir ermöglichen ihr Funktionieren –, weshalb es den meisten von uns so schwer fällt, aufzustehen und sich gegen sie zu wenden. Wir suchen lieber nach ominösen Verschwörern hinter den Kulissen, weil die meisten von uns für diese Banken, Konzerne oder Regierungsbehörden arbeiten oder weil wir in irgendeiner Weise abhängig sind von ihren Produkten und Dienstleistungen. Wir wollen nicht die Hand des Herrn beißen, der uns füttert.

Über diese Zusammenhänge dachte ich nach, während ich die Schlagzeilen auf dem Monitor meines Computers betrachtete. Daraus ergab sich eine Reihe von Fragen. Wie können wir uns gegen ein System erheben, das uns ein Haus, ein Auto, Nahrung und Kleidung, Strom und Gesundheitsversorgung zur Verfügung stellt, obwohl wir wissen, daß dieses System auch verantwortlich ist für eine Welt, in der jeden Tag vierundzwanzigtausend Menschen verhungern und Millionen uns Amerikaner hassen oder zumindest die Politik verabscheuen, die von jenen Volksvertretern gemacht wird, die wir gewählt haben? Wie sollen wir den Mut aufbringen, aus der Reihe zu tanzen und Konzepte in Frage zu stellen, die wir selbst und unsere Nachbarn stets wie das Evangelium behandelt haben, auch wenn wir den Verdacht haben, daß dieses System sich letztlich selbst zerstören wird? Ich stand langsam auf und ging zum Haus zurück, um mir eine weitere Tasse Kaffee einzugießen.

Ich machte einen kleinen Umweg und holte mir die *Palm Beach Post*, die im Briefkasten neben unserer Zufahrt steckte. Sie brachte denselben Artikel über Bechtel und den Irak, abgedruckt mit Genehmigung der *New York Times*. Aber jetzt bemerkte ich das Datum auf der Titelseite: 18. April. Das ist ein berühmtes Datum, zumindest in Neuengland, das mir meine geschichtsbewußten Eltern sowie ein Gedicht von Longfellow nahe gebracht hatten:

Lauscht, meine Kinder, damit ihr hören könnt
Den mitternächtlichen Reiter Paul Revere
Am achtzehnten April des Jahres fünfundsiebzig;
Kaum ein Mensch noch weilt unter den Lebenden,
Der sich jenes berühmten Tages und Jahres erinnert.

Heuer fiel der Karfreitag auf den Jahrestag des Ritts von Paul Revere. Als ich dieses Datum auf dem Titelblatt der *Post* sah, dachte ich an jenen Silberschmied aus der Kolonialzeit, der auf seinem Pferd durch die dunklen Straßen Neuenglands preschte, wild seinen Hut schwenkte und schrie: »Die Briten kommen!« Revere hatte sein Leben riskiert, um diese Nachricht zu überbringen, und die Amerikaner reagierten entschlossen. Sie boten dem Imperium die Stirn – dem britischen Imperium.

Ich überlegte, was sie wohl dazu bewogen haben mochte. Weshalb erhoben sich diese amerikanischen Siedler gegen die Kolonialmacht? Viele Anführer waren durchaus wohlhabend. Was hatte sie dazu getrieben, ihre wirtschaftliche Existenz aufs Spiel zu setzen, die Hand zu beißen, die sie fütterte, und ihr Leben zu riskieren? Jeder von ihnen hatte zweifellos seine persönlichen Gründe, aber dennoch muß es zugleich eine einigende Kraft gegeben haben, einen Funken, der all diese einzelnen Feuer in diesem historischen Augenblick entzündete.

Und dann erkannte ich, was den Anstoß gegeben haben muß: Worte.

Die Verbreitung der Wahrheit über das britische Empire und sein egoistisches und destruktives System des Merkantilismus hatte diesen Funken entfacht. Die Enthüllung dieser Hintergründe durch die Worte von Männern wie Tom Paine und Thomas Jefferson hatte die Fantasie ihrer Landsleute beflügelt, ihre Herzen und Seelen geöffnet. Die Kolonisten begannen Fragen zu stellen und entdeckten dabei eine neue Wirklichkeit. Sie stießen auf die Wahrheit, die unter der Patina lag, und begriffen, wie das britische Empire sie manipuliert, getäuscht und versklavt hatte.

Sie erkannten, daß es ihren englischen Herren gelungen war, den meisten Menschen eine Lüge glaubhaft zu machen – daß ihr System das beste sei, das die Menschheit zu bieten habe, daß eine bessere Welt nur entstehen könne, wenn alle Ressourcen weiterhin durch den König von England verteilt würden, daß die imperiale Form der Wirtschaft und der Politik die wirksamste und humanste Möglichkeit sei, das Los der Mehrheit zu verbessern – obwohl in Wirklichkeit durch dieses System nur einige wenige auf Kosten der vielen reich wurden. Diese Lüge und die darauf aufbauende Ausplünderung hatten jahrzehntelang Bestand, bis eine Hand voll Philosophen, Geschäftsleute, Farmer, Fischer, Pioniere, Schriftsteller und Redner die Wahrheit zu verkünden begannen.

Ich dachte über ihre Macht nach, als ich in mein Büro zurückkehrte und mich wieder an den Computer setzte.

Ich loggte mich aus der Internetseite von CNN aus und rief die Datei auf, an der ich am vorhergehenden Abend gearbeitet hatte. Ich las den letzten Absatz, den ich geschrieben hatte:

Diese Geschichte *muß* einfach erzählt werden. Wir leben in einer Zeit fürchterlicher Krisen – aber auch gewaltiger Chancen. Die Geschichte dieses Economic Hit Man erklärt zugleich, wie wir dahin gekommen sind, wo wir uns jetzt befinden, und weshalb wir uns gegenwärtig mit Krisen auseinandersetzen müssen, die uns unlösbar erscheinen. Diese Geschichte muß erzählt werden, weil wir nur dann, wenn wir die Fehler der Vergangenheit verstehen, in der Lage sein werden, die Chancen zu nutzen, die sich bieten ... Nicht zuletzt aber muß diese Geschichte erzählt werden, weil heute zum ersten Mal ein Land die Fähigkeit, das Geld und die Macht besitzt, all dies zu ändern. Es ist das Land, in dem ich geboren wurde und dem ich als EHM diene: die Vereinigten Staaten von Amerika.

Dieses Mal würde ich mich nicht abbringen lassen von meinem Vorhaben. Durch die Zufälle meines Lebens und die Entscheidungen, die ich dabei jeweils getroffen hatte, war ich an diesen Punkt geführt worden. Ich mußte weitermachen.

Ich dachte abermals an diesen einsamen Reiter, der über die dunklen Straßen Neuenglands galoppierte und seine Warnrufe ausstieß. Der Silberschmied wußte, daß die Worte von Paine und Jefferson ihm vorausgeeilt waren, daß die Menschen diese Worte in ihren Häusern gelesen und darüber in den Schänken diskutiert hatten. Paine hatte die Wahrheit über die Tyrannei des britischen Empire ausgesprochen. Jefferson hatte verkündet, daß unsere Nation den Prinzipien des Lebens, der Freiheit und des Strebens nach Glück verpflichtet sei. Und Revere, der durch die Nacht ritt, hatte begriffen, daß die Männer und Frauen in den Kolonien aus diesen Worten Kraft geschöpft hatten; sie würden sich erheben und für eine bessere Welt kämpfen.

Worte ...

Ich entschloß mich, nun keine Zeit mehr zu verlieren, endlich das zu vollenden, was ich in all den Jahren schon so oft angefangen hatte: Mit mir selbst ins Reine zu kommen, mein Bekenntnis abzulegen – und dieses Buch zu schreiben.

Epilog

Wir sind am Ende dieses Buches angelangt und zugleich wieder an seinem Anfang. Sie fragen sich jetzt vielleicht, was Sie tun können, um der Korporatokratie in den Arm zu fallen und den wahnhaften und selbstzerstörerischen Marsch in das globale Imperium aufzuhalten. Sie sind bereit, das Buch wegzulegen und sich mit der Welt auseinanderzusetzen.

Sie suchen nach Ideen, und vielleicht kann ich Ihnen einige anbieten.

Ich könnte darauf hinweisen, daß das Kapitel, das Sie gerade gelesen haben, über die Rolle von Bechtel und Halliburton im Irak, nichts Neues bietet. Die darin enthaltenen Informationen sind vielleicht schon allgemein bekannt, wenn Sie das Buch lesen. Doch die Bedeutung dieser Zeitungsartikel reicht weit über ihren aktuellen Inhalt hinaus. Dieses Kapitel regt Sie möglicherweise dazu an, mit Nachrichten anders umzugehen, in Zeitungsartikeln zwischen den Zeilen zu lesen und den Informationsgehalt von Radio- und Fernsehberichten kritisch zu hinterfragen.

Der Anschein trügt häufig. Der Fernsehsender NBC beispielsweise gehört General Electric, ABC gehört zu Disney, CBS zu Viacom, und CNN ist Teil des riesigen AOL/Time-Warner-Konglomerats. Die meisten amerikanischen Zeitungen, Zeitschriften und Verlage befinden sich im Besitz großer internationaler Konzerne und werden von ihnen manipuliert. Unsere Medien sind Teil der Korporatokratie. Die Programmchefs und Redaktionsleiter, die nahezu unsere gesamte Medienlandschaft kontrollieren, wissen, was sie zu tun haben; man bringt ihnen von Anfang an bei, daß ihre vordringlichste Aufgabe darin besteht, das System, in das sie hineingestellt sind, aufrechtzuerhalten, zu stärken und auszuweiten. Dies gelingt ihnen sehr gut, und wenn sie auf Widerstand treffen, können sie ziemlich rücksichtslos sein. Daher müssen Sie selbst versuchen, die Wahrheit unter der beschönigenden Hülle zu erkennen und offenzulegen. Reden Sie mit Ihren Angehörigen und Freunden; betreiben Sie Mundpropaganda.

Ich könnte Ihnen auch praktische Vorschläge machen. Wie zum Beispiel, daß Sie Ihren Ölverbrauch einschränken sollten. Im Jahr 1990, vor der ersten Invasion des Irak, importierten wir Amerikaner 8 Millionen Barrel Öl; bis zu der zweiten Irak-Invasion 2003 stieg dieser Anteil um 50% auf 12 Millionen Barrel.⁹⁷ Wenn es Sie gelüstet, wieder einmal groß einkaufen zu gehen, lesen Sie stattdessen lieber ein Buch, machen Sie Gymnastik oder meditieren Sie. Fahren Sie alles in Ihrem Leben ein bißchen herunter, reduzieren Sie Ihre Ansprüche hinsichtlich der Wohnung, der Garderobe, des Autos und des Büros. Protestieren Sie gegen »Frei«-Handelsabkommen und gegen Unternehmen, die schutzlose Menschen ausbeuten oder die Umwelt verschmutzen.

Ich könnte Ihnen versichern, daß in unserem gegenwärtigen System durchaus Hoffnung besteht, daß grundsätzlich nichts verkehrt ist mit unseren Banken, Firmen und Regierungen – oder den Leuten, die sie managen – und daß sie nicht notgedrungen eine Korporatokratie bilden müssen. Ich könnte weiter ausholen und erläutern, daß die Probleme, mit denen wir es heute zu tun haben, nicht durch verwerfliche Institutionen hervorgerufen wurden; sie resultieren vielmehr aus irrigen Vorstellungen über die Entwicklung der Wirtschaft. Der Fehler liegt nicht in den Institutionen selbst, sondern in unserer Wahrnehmung dessen, wie sie funktionieren und zusammenwirken, und in der Rolle, die ihre Manager in diesem Prozeß spielen.

Diese hocheffizienten weltumspannenden Kommunikations- und Verteilungsnetze könnten auch dazu eingesetzt werden, positive und den Menschen dienende Veränderungen herbeizuführen. Man stelle sich beispielsweise vor, daß die Firmenlogos von Nike, McDonald's und Coca Cola zu Symbolen von Firmen werden, deren Hauptziel darin besteht, den Armen der Welt auf umweltverträgliche Weise Kleidung und Nahrung zur Verfügung zu stellen. Daß eines Tages Menschen auf dem Mond landen würden, daß

die Sowjetunion zerfallen würde oder daß man eine Infrastruktur aufbauen könnte, die es den großen Konzernen ermöglicht, alle Teile der Welt zu erreichen, hielt man früher auch für völlig unrealistisch. Wir müssen in der Bildung neue, revolutionäre Wege beschreiten und uns selbst und unsere Kinder dazu befähigen, zu denken, kritische Fragen zu stellen und den Mut zum Handeln aufzubringen. Sie können ein Zeichen setzen. Seien Sie Lehrer und Schüler zugleich; inspirieren Sie Ihre Umgebung durch Ihr Beispiel.

Ich könnte Sie dazu ermutigen, durch bestimmte Handlungen auf die Institutionen einzuwirken, die in Ihrem Leben wichtig sind. Melden Sie sich zu Wort, wenn irgendwo ein Forum geboten wird, schreiben Sie Leserbriefe und E-Mails, bringen Sie telefonisch Beschwerden oder kritische Fragen vor, helfen Sie durch Ihre Beteiligung mit, daß Schuldirektoren, Beratungseinrichtungen oder lokale Gremien mit aufgeschlossenen, problembewußten Menschen besetzt werden. Kaufen Sie bewußt ein; engagieren Sie sich persönlich.

Ich könnte Sie an den Rat erinnern, den mir die Shuar 1990 gaben, nämlich daß die Welt Ihren Träumen entspricht und daß wir den alten Alptraum mit umweltverschmutzenden Industrien, verstopften Straßen und überfüllten Städten eintauschen können gegen einen neuen Traum, der auf Achtung vor der Erde, sozialer Verantwortung, Nachhaltigkeit und Gleichberechtigung beruht. Es liegt an uns selbst, uns zu transformieren und das Paradigma zu wechseln.

Ich könnte all die erstaunlichen Möglichkeiten aufzählen, die uns heute zur Verfügung stehen, um sofort eine bessere Welt zu schaffen: ausreichend Nahrung und Wasser für alle; Medikamente zur Heilung von Krankheiten und zur Verhinderung von Epidemien; Transportsysteme, mit denen lebenswichtige Güter auch in die entlegensten Winkel unserer Erde gebracht werden können; Mittel, um die Analphabetenrate drastisch zu senken und Internetdienste bereitzustellen, die es jedem Menschen ermöglichen, sich mit jeder beliebigen anderen Person auszutauschen; Instrumente zur Konfliktlösung, durch die Kriege überflüssig werden würden; Technologien, mittels derer sich die Weiten des Universums wie auch die kleinsten, subatomaren Energien erforschen lassen und die dazu eingesetzt werden könnten, ökologischere und effizientere Häuser für alle Menschen zu bauen; ausreichend Ressourcen, um all dies und vieles mehr zu verwirklichen.

Ich könnte Ihnen auch einige Vorschläge machen, was Sie sofort unternehmen können, um anderen Menschen zu helfen, die Krisen und die sich dadurch eröffnenden Chancen besser zu verstehen.

Organisieren Sie bei Ihrem örtlichen Buchhändler oder Ihrer Bibliothek einen Studienkreis auf der Grundlage der BEKENNTNISSE EINES ECONOMIC HIT MAN (konkrete Anleitungen dazu finden sich unter <http://www.JohnPerkins.org>).

Erstellen Sie auf einem Gebiet, in dem Sie sich besonders gut auskennen (Sport, Kochen, etc.) eine Präsentation für eine Schule in Ihrer Nachbarschaft, und versuchen Sie damit, die Schüler zu sensibilisieren für die wahre Natur der Gesellschaft, die wir ihnen hinterlassen werden.

Schicken Sie E-Mails an alle Personen in Ihrem Adreßverzeichnis, und schildern Sie Ihre Gedanken und Empfindungen, die dieses Buch bei Ihnen ausgelöst hat.

Aber ich vermute, Sie haben an die meisten dieser Dinge schon gedacht. Greifen Sie nur einige heraus, die Ihnen besonders zusagen, und setzen Sie sie um, dann werden Sie verstehen, daß sie alle nur Teile einer viel weitergehenden Verpflichtung sind, die Sie und ich eingehen müssen. Wir müssen es uns mit aller Entschiedenheit zur Aufgabe machen, uns selbst und alle Menschen in unserem Umkreis wachzurütteln. Wir müssen auf die Weisheit der alten Prophezeiungen hören, unsere Herzen und unseren Geist öffnen für die Möglichkeiten, die sich bieten, um bewußter und entsprechend tätig zu werden.

Dieses Buch ist freilich keine praktische Handlungsanleitung. Es ist schlicht ein Bekenntnis. Es ist das Bekenntnis eines Mannes, der sich zu einer Schachfigur machen ließ, eines »Wirtschaftskillers«; eines Mannes, der sich von einem korrupten System kaufen ließ, weil dieses System viele Annehmlichkeiten bot und sich dieses Verhalten so leicht rechtfertigen ließ; eines Mannes, der es eigentlich besser wußte, der jedoch stets Rechtfertigungen für seine eigene Gier fand, für die Ausbeutung schutzloser Menschen und die Plünderung des Planeten; eines Mannes, der die Tatsache, daß er in einer der reichsten Gesellschaften der Geschichte geboren wurde, entschlossen zu seinem Vorteil nutzte, sich aber dennoch auch selbst bemitleiden konnte, weil seine Eltern nicht an der Spitze der Pyramide gestanden hatten; eines Mannes, der auf seine Lehrer hörte, Handbücher über wirtschaftliche Entwicklung studierte und dann dem Beispiel anderer Männer und Frauen folgte, die alles rechtfertigten, was dem Streben nach globaler Vorherrschaft diene, selbst wenn es zu Morden, Verfolgung ethnischer Minderheiten und Umweltzerstörung führte; eines Mannes, der andere ausbildete, damit sie in seine Fußstapfen treten konnten. Es ist mein Bekenntnis.

Daß Sie so weit gelesen haben, läßt vermuten, daß mein Bekenntnis Sie in gewisser Weise persönlich angesprochen hat, daß wir einiges gemeinsam haben. Wir sind vielleicht unterschiedliche Wege gegangen, haben aber die gleichen Fahrzeuge benutzt, den gleichen Treibstoff verbraucht und sind in Restaurants zum Essen gegangen, die denselben Konzernen gehören.

Meine Bekenntnisse niederzuschreiben war für mich ein entscheidender Teil meiner persönlichen Bewußtwerdung. Wie alle Bekenntnisse war es der erste Schritt in ein neues Leben.

Jetzt sind Sie an der Reihe. Sie müssen Ihr eigenes Bekenntnis ablegen. Wenn Sie sich darüber klar geworden sind, wer Sie sind, weshalb Sie gerade in diesem historischen Augenblick leben, warum Sie bestimmte Dinge getan haben – Dinge, auf die Sie stolz sind, aber auch andere – und worin Ihre Zukunftspläne bestehen, werden Sie unmittelbare Erleichterung verspüren. Vielleicht stellt sich sogar eine richtige Hochstimmung ein.

Sie dürfen es mir glauben, wenn ich behaupte, daß das Schreiben dieses Buches eine tiefe emotionale, bisweilen auch schmerzhaft und demütigende Erfahrung für mich war. Es hat mir Angst gemacht wie noch nichts vorher. Aber es hat mir ein Gefühl der Befreiung gegeben, das ich bisher nicht kannte, ein Gefühl, das ich nur als ekstatisch beschreiben kann.

Stellen auch Sie sich folgende Fragen:

- Was muß ich bekennen?
- Wie habe ich mich selbst und andere getäuscht?
- Wo habe ich gezaudert?
- Weshalb habe ich mich von einem System vereinnahmen lassen, das ich als ungerecht betrachte?
- Was werde ich tun, damit unsere Kinder, alle Kinder der Welt, den Traum unserer Gründerväter verwirklichen können, den Traum von Leben, Freiheit und Streben nach Glück?
- Was werde ich unternehmen, um den vermeidbaren Hunger zu beenden und mitzuwirken, daß es nie mehr einen Tag wie den 11. September geben wird?
- Wie kann ich unseren Kinder vermitteln, daß maßlos verschwenderische Menschen zu bedauern sind, daß man ihnen aber niemals nacheifern darf, auch wenn diese Menschen sich in den Medien, die sie beherrschen, als kulturelle Vorbilder

präsentieren und uns eintrichtern wollen, daß Penthouse-Wohnungen und Jachten persönliches Glück bedeuten?

- Wie werde ich meine Einstellungen und Wahrnehmungen verändern?
- Welche Foren werde ich nutzen, um andere zu informieren und selbst weiter zu lernen?

Dies sind die entscheidenden Fragen unserer Zeit. Jeder von uns muß sie auf seine eigene Art beantworten und diese Antworten klar und unmißverständlich formulieren. Paine und Jefferson und all die anderen Patrioten schauen uns über die Schultern. Ihre Worte inspirieren uns noch heute. Jene Männer und Frauen, die ihre Farmen und Fischerboote verließen, um sich dem mächtigen britischen Empire entgegenzustellen, jene, die im amerikanischen Bürgerkrieg für die Sklavenemanzipation kämpften, und jene, die sich opferten, um die Welt vor dem Faschismus zu schützen – ihr Geist spricht zu uns. Aber auch der Geist jener, die zu Hause blieben und die Nahrungsmittel und die Kleidung herstellten und die Kämpfenden moralisch unterstützten, ebenso der Geist jener Männer und Frauen, die das verteidigten, was auf diesen Schlachtfeldern errungen wurde: die Lehrer, die Dichter, die Künstler, die Unternehmer, die Mediziner, die Arbeiter ... Sie und ich.

Die Zeit ist reif. Es ist nun an jedem Einzelnen von uns, vorzutreten, die entscheidenden Fragen zu stellen, in der Seele nach Antworten zu suchen und zur Tat zu schreiten.

Durch die Zufälle Ihres Lebens und die Entscheidungen, die Sie dabei jeweils getroffen haben, sind Sie an diesen Punkt geführt worden ...

Lebenslauf von John Perkins

- 1963 Abschluß an der Privatschule Tilton, Studienbeginn am Middlebury College.
- 1964 freundet sich mit Farhad an, dem Sohn eines iranischen Generals. Gibt das Studium in Middlebury auf.
- 1965 Tätigkeit bei einer Zeitung der Hearst-Kette in Boston.
- 1966 schreibt sich am College of Business Administration an der Boston University ein.
- 1967 Heirat mit ehemaliger Kommilitonin aus Middlebury, deren »Onkel Frank« eine hochrangige Position bei der National Security Agency (NSA) bekleidet.
- 1968 wird bei Eignungstests der NSA als idealer Economic Hit Man eingestuft. Tritt mit dem Segen von Onkel Frank dem Peace Corps bei und wird ins ecuadorianische Amazonasgebiet geschickt, wo sich Indio Stämme gegen die Bohrungen amerikanischer Ölgesellschaften wehren.
- 1969 lebt im Regenwald und in den Anden. Erfährt aus erster Hand die hinterlistigen und zerstörerischen Praktiken der Ölgesellschaften und Regierungsagenturen sowie deren negativen Auswirkungen auf die Kultur der Indios und die Umwelt.
- 1970 Bekanntschaft mit dem Vizepräsidenten der internationalen Consultingfirma MAIN, der auch NSA-Verbindungsmann ist.
- 1971 wird bei MAIN eingestellt, erhält in Boston eine geheime Ausbildung zum Economic Hit Man (EHM). Wird mit einem Team von insgesamt elf Mann nach Java geschickt. Gewissensbisse, als er unter Druck Wirtschaftsprognosen fälschen muß.
- 1972 wird aufgrund seiner »Kooperationsbereitschaft« zum Chefvolkswirt ernannt und gilt als »Wunderkind«. Lernt Führungspersonlichkeiten aus Politik und Wirtschaft kennen, darunter den Weltbankpräsidenten Robert McNamara. Wird mit Spezialauftrag nach Panama geschickt. Freundet sich mit dem charismatischen panamesischen Präsidenten Omar Torrijos an; erfährt viel über die Geschichte des amerikanischen Imperialismus und Torrijos' Entschlossenheit, die Eigentumsrechte am Panamakanal von den USA zurückzugewinnen.
- 1973 steile Karriere bei MAIN. Baut ein eigenes Reich bei MAIN auf, setzt die Arbeit in Panama fort; viele Reisen und Analysen in Asien, Lateinamerika und dem Nahen Osten.
- 1974 Beteiligung an enormem EHM-Erfolg in Saudi-Arabien. Die Königsfamilie erklärt sich einverstanden, Milliarden Dollar aus dem Ölgeschäft in US-Staatsanleihen zu investieren. Die Zinsen, die diese Anleihen abwerfen, verwendet das amerikanische Finanzministerium für Aufträge an US-Unternehmen, die damit die Wasser- und Stromversorgung, Straßen, Häfen und ganze Städte in Saudi-Arabien bauen. Im Austausch dafür garantieren die USA dafür, daß die Königsfamilie weiterhin herrscht. Der Coup dient als Vorbild für weitere EHM-Abkommen, darunter auch das Abkommen, das im Irak scheitert.
- 1975 erneute Beförderung, wird zum jüngsten Partner in der hundertjährigen Firmengeschichte von MAIN, außerdem Manager der Abteilung Wirtschaft und Regionalplanung. Veröffentlicht maßgebliche Artikel; Vorträge in Harvard und anderen Einrichtungen.

- 1976 Leitung wichtiger Projekte auf der ganzen Welt, in Afrika, Asien, Lateinamerika, Nordamerika und im Nahen Osten. Lernt am Beispiel des Iran einen neuen Ansatz des Imperialismus kennen.
- 1977 erfährt aufgrund persönlicher Beziehungen von der Not der Bauern in Kolumbien, die als kommunistische Terroristen und Drogenhändler gebrandmarkt werden, obwohl sie nur ihre Familien und ihr Land schützen wollen.
- 1978 wird von Farhad eilends aus dem Iran gebracht. Gemeinsam fliegen sie nach Rom. Dort prophezeit Farhads Vater, der iranische General, den baldigen Sturz des Schahs und nennt als Gründe für den Haß im Nahen und Mittleren Osten die amerikanische Politik, korrupte Politiker und despotische Regierungen. Er warnt vor einer Eskalation, wenn die amerikanische Politik nicht sensibler vorgeht.
- 1979 Gewissensbisse, als der Schah aus dem Land flieht und Iraner die amerikanische Botschaft in Teheran stürmen und 52 Geiseln nehmen. Erkennt, daß die USA alles daransetzen, ihre wahre imperialistische Rolle zu verleugnen. Läßt sich nach jahrelangen Spannungen und mehreren Trennungen von seiner ersten Frau scheiden.
- 1980 Depression und Schuldgefühle, Erkenntnis, daß Geld und Macht ihn bei MAIN halten. Kündigung.
- 1981 Entsetzen, als der ecuadorianische Präsident Jaime Roldós (der in seinem Wahlkampf gegen die Ölgesellschaften ins Feld zog) und der panamesische Präsident Omar Torrijos (der mit seiner Haltung zum Panamakanal und amerikanischen Militärstützpunkten den Zorn mächtiger Interessengruppen auf sich zog) bei Flugzeugabstürzen ums Leben kommen, die alle Merkmale eines CIA-Anschlags tragen. Heiratet zum zweiten Mal, der Vater seiner Frau ist leitender Architekt bei Bechtel und verantwortlich für den Entwurf und Bau von Städten in Saudi-Arabien – Projekte, die durch das EHM-Abkommen von 1974 finanziert werden.
- 1982 Gründung von Independent Power Systems Inc. (IPS), ein Unternehmen, das sich auf die Produktion von umweltfreundlicher Energie konzentriert. Geburt der Tochter Jessica.
- 1983–1989
spektakuläre Erfolge als CEO von IPS, allerdings mit Hilfe gewisser »Zufälle« – Bekannte in hohen Positionen, Steuererleichterungen usw. Als Vater quälen ihn Sorgen wegen weltpolitischer Krisen und seiner Rolle als EHM. Beginnt mit dem Schreiben an einem Enthüllungsbuch, hört aber auf, als ihm ein lukrativer Vorschuß als Berater angeboten wird – unter der Voraussetzung, daß er sein Buch nicht schreibt.
- 1990–1991
Nach dem amerikanischen Einmarsch in Panama und der Gefangennahme Noriegas verkauft Perkins IPS und geht im Alter von 45 Jahren in Ruhestand. Spielt mit dem Gedanken an ein Buch über sein Leben als EHM, wird aber überzeugt, seine Energie auf die Gründung einer gemeinnützigen Organisation zu verwenden. Ein Buch über seine Arbeit, wird ihm gesagt, habe negative Auswirkungen auf die Arbeit der Organisation.
- 1992–2000
Scheitern der EHM im Irak, das schließlich zum ersten Golfkrieg führt. Setzt dreimal an, sein Buch über die EHM zu schreiben. Versucht sein Gewissen mit Büchern über indigene Völker, die Unterstützung von gemeinnützigen Organisationen, Vorträgen bei New-Age-Foren, Reisen ins Amazonasgebiet und in den Himalaja und einem Treffen mit dem Dalai Lama zu beschwichtigen.

2001–2002

führt eine Gruppe Nordamerikaner tief ins Amazonasgebiet und verbringt dort den 11. September 2001 zusammen mit Indios. Schwört sich bei einem Tag am Ground Zero, das Buch zu schreiben, das seine Schmerzen lindern und die Wahrheit über EHM offen legen kann.

2003–2004

Rückkehr ins Amazonasgebiet, Treffen mit Indiostämmen, die mit einem Krieg gegen die Ölgesellschaften gedroht haben. Schreibt BEKENNTNISSE EINES ECONOMIC HIT MAN.

Wenn Sie mehr über John Perkins erfahren möchten, können Sie seine Website besuchen: <http://www.JohnPerkins.org>

Auch die gemeinnützige Organisation *Dream Change*, die sich um eine Veränderung des globalen Bewußtseins bemüht, hat eine Website: <http://www.dreamchange.org>

Anmerkungen

- 1 Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen, <http://www.wpf.org/index.asp?section=1> (Stand vom 27. Dezember 2003). Die amerikanische Organisation *National Association for the Prevention of Starvation* schätzt, daß »jeden Tag 34.000 Kinder unter fünf Jahren an Hunger oder vermeidbaren Krankheiten sterben, die durch Unterernährung ausgelöst werden«: (<http://www.napsoc.org>, letzter Zugriff 27. Dezember 2003). Starvation.net erklärt: »Wenn wir die (nach Unterernährung) beiden wichtigsten Gründe hinzufügen, warum die Ärmsten der Armen sterben, Krankheiten durch verschmutztes Trinkwasser und Aids, kommen wir auf eine Sterberate von 50.000 Menschen pro Tag« (<http://www.starvation.net>, letzter Zugriff am 27. Dezember 2003).
- 2 Erkenntnisse des amerikanischen Landwirtschaftsministeriums, gemeldet vom *Food Research and Action Center* (FRAG), <http://www.frac.org> (letzter Zugriff 27. Dezember 2003).
- 3 United Nations. HUMAN DEVELOPMENT REPORT. New York: United Nations, 1999.
- 4 »1998 schätzte das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen, daß es zusätzlich (zu den bereits laufenden Ausgaben) 9 Milliarden Dollar kosten würde, um jeden Menschen auf der Welt mit sauberem Wasser und ausreichenden sanitären Anlagen zu versorgen. Weitere 12 Milliarden Dollar würde es kosten, für alle Frauen auf der Welt eine gesundheitliche Versorgung inklusive Schwangerschaftsbetreuung und Familienplanung bereitzustellen. Und noch einmal 13 Milliarden Dollar würden genügen, um jedem Menschen auf der Erde ausreichend Lebensmittel und eine grundlegende Gesundheitsfürsorge zu bieten.« John Robbins, Autor von ERNÄHRUNG FÜR EIN NEUES JAHRTAUSEND und THE FOOD REVOLUTION, <http://www.foodrevolution.org> (letzter Zugriff am 27. Dezember 2003).
- 5 Gina Chavez u. a., TARIMIAT – FIRMES EN NUESTRO TERRITORIO: FIPSE VS. ARCO, herausgegeben von Mario Melo und Juana Sotomayor, Quito, Ecuador: CDES und CONAIE, 2002.
- 6 Sandy Tolan, »Ecuador: Lost Promises«, National Public Radio, *Morning Edition*, 9. Juli 2003, <http://www.npr.org/programs/morning/features/2003/jul/latinoil> (letzter Zugriff 9. Juli 2003).
- 7 Juan Forero, »Seeking Balance: Growth vs. Culture in the Amazon«, *New York Times*, 10. Dezember 2003.
- 8 Abby Ellin, »Suit Says ChevronTexaco Dumped Poisons in Ecuador«, *New York Times*, 8. Mai 2003.
- 9 Chris Jochnick, »Perilous Prosperity«, *New Internationalist*, Juni 2001, <http://www.newint.org/issue335/perilous.htm>. Ausführlichere Informationen bieten auch die Bücher von: Pamela Martin, THE GLOBALIZATION OF CONTENTIOUS POLITICS: THE AMAZONIAN INDIGENOUS RIGHTS MOVEMENT, New York 2002; Judith Kimerling, ÖLPEST IM REGENWALD: ERDÖLFÖRDERUNG IM ORIENT; ÖKOLOGISCHE UND SOZIO-KULTURELLE EINWIRKUNGEN, Hamburg: Rettet den Regenwald e.V., ca. 1990; Leslie Wirpsa (Übers.), UPHEAVAL IN THE BACK YARD: ILLEGITIMATE DEBTS AND HUMAN RIGHTS – THE CASE OF ECUADOR-NORWAY, Quito, Ecuador: Centro de Derechos Económicos y Sociales, 2002 und Gregory Palast, »Inside Corporate America«, *Guardian*, 8. Oktober 2000.
- 10 Mehr Informationen über die Rolle des Öls in der nationalen und internationalen Wirtschaft siehe Michael T. Klare, RESOURCE WARS: THE NEW LANDSCAPE OF GLOBAL CONFLICT, New York 2001; Daniel Yergin, DER PREIS: DIE JAGD NACH ÖL, GELD UND MACHT, Frankfurt 1993 und Daniel Yergin und Joseph Stanislaw, STAAT ODER MACHT: DIE SCHLÜSSELFRAGE UNSERER ZEIT, München 2001.

- 11 James S. Henry, »Where the Money Went«, *Across the Board*, März/April 2004, S. 42–45. Ausführlichere Informationen bietet Henrys Buch THE BLOOD BANKERS: TALES FROM THE GLOBAL UNDERGROUND ECONOMY, New York 2003.
- 12 Gina Chavez u. a., TARIMIAT – FIRMES EN NUESTRO TERRITORIO: FIPSE VS. ARCO, herausgegeben von Mario Melo und Juana Sotornayor, Quito, Ecuador: CDES und GONATE, 2002; PETRÓLEO, AMBIENTE Y DERECHOS EN LA AMAZONFA CENTRO SUR, Edición Victor López A, Centro de Derechos Económicos y Sociales, OPIP, IACYT-A (unter der Schirmherrschaft von Oxfam America), Quito, Ecuador 2002.
- 13 Sandy Tolan, »Ecuador: Lost Promises«, National Public Radio, *Morning Edition*, 9. Juli 2003, <http://www.npr.org/programs/morning/features/2003/jul/latinoil> (letzter zugriff 9. Juli 2003).
- 14 Mehr Informationen über Schakale und andere Hit Men bei P. W. Singer, CORPORATE WARRIORS: THE RISE OF THE PRIVATIZED MILITARY INDUSTRY, Ithaca, NY und London 2003; James R. Davis, FORTUNE’S WARRIORS: PRIVATE ARMIC’S AND THE NEW WORLD ORDER, Vancouver und Toronto 2000; Felix I. Rodriguez und John Weisman, Shadow Warrior: THE CIA HERO OF 100 UNKNOWN BATTLES, New York 1989.
- 15 Eine detaillierte Beschreibung dieser folgenreicheren Operation findet sich bei Stephen Kinzer, ALL THE SHAH’S MEN: AN AMERICAN COUP AND THE ROOTS OF MIDDLE EAST TERROR, Hoboken, New Jersey 2003.
- 16 Jane Mayer, »Contract Sport: What Did the Vice-President Do for Halliburton?«, *New Yorker*, 16. und 23. Februar 2004, S. 83.
- 17 Mehr Informationen über Indonesien und seine Geschichte finden sich bei Jean Gelman Taylor, INDONESIA PEOPLES AND HISTORIES, New Haven und London 2003 und Theodore Friend, INDONESIA DESTINIES, Cambridge (Massachusetts) und London 2003.
- 18 Theodore Friend, INDONESIA DESTINIES, Cambridge, Mass. und London 2003, S. 5.
- 19 Siehe dazu: David McCullough, THE PATH BETWEEN THE SEAS: THE CREATION OF THE PANAMA CANAL 1870–1914, New York 1999; William Friar, PORTRAIT OF THE PANAMA CANAL: FROM CONSTRUCTION TO THE TWENTY-FIRST CENTURY, New York 1999; Graham Greene, MEIN FREUND, DER GENERAL. GESCHICHTE EINES ENGAGEMENTS, Hamburg und Wien 1984.
- 20 »Zapata Petroleum Corp.«, *Fortune*, April 1958, S. 248; DARWIN PAYNE, INITIATIVE IN ENERGY: DRESSER INDUSTRIES, INC., 1880–1978, New York 1979; Steve Pizzo u. a., INSIDE JOB: THE LOOTING OF AMERICA’S SAVINGS AND LOANS, New York 1989; GARY WEBB, Dark Alliance: THE CIA, THE CONTRAS, AND THE CRACK COCAINA EXPLOSION, New York 1999; Gerard Colby und Charlotte Dennet, THY WILL BE DONE, THE CONQUEST OF THE AMAZON: NELSON ROCKEFELLER AND EVANGELISM IN THE AGE OF OIL, New York 1995.
- 21 Manuel Noriega mit Peter Eisner, THE MEMOIRS OF MANUEL NORIEGA, AMERICA’S PRISONER, New York 1997. Omar Torrijos Herrera, IDEARIO, Editorial Universitaria Centroamericano 1983; Graham Greene, MEIN FREUND, DER GENERAL, Hamburg und Wien 1984.
- 22 Graham Greene, MEIN FREUND, DER GENERAL, Hamburg und Wien 1984; Manuel Noriega mit Peter Eisner, THE MEMOIRS OF MANUEL NORIEGA, AMERICA’S PRISONER, New York 1997.
- 23 Derrick Jensen, A LANGUAGE OLDER THAN WORDS, New York 2000, S. 86 ff.

- 24 Graham Greene, MEIN FREUND, DER GENERAL, Hamburg und Wien 1984;
Manuel Noriega mit Peter Eisner, THE MEMOIRS OF MANUEL NORIEGA, AMERICA'S PRISONER, New York 1997.
- 25 William Shawcross, THE SHAH'S LAST RIDE: THE FATE OF AN ALLY, New York 1988;
Stephen Kinzer, ALL THE SHAH'S MEN: AN AMERICAN COUP AND THE ROOTS OF MIDDLE EAST TERROR, Hoboken 2003, S. 45.
- 26 Über Arbenz, United Fruit und die turbulente Geschichte Guatemalas wurde schon viel geschrieben; siehe dazu beispielsweise:
Howard Zinn (mein Politikprofessor an der Universität Boston), A PEOPLE'S HISTORY OF THE UNITED STATES, New York 1980;
Diane K. Stanley, FOR THE RECORD: THE UNITED FRUIT COMPANY'S SIXTY-SIX YEARS IN GUATEMALA, Guatemala City 1994.
Für einen schnellen Überblick: »The Banana Republic: The United Fruit Company«, <http://www.mayaparadise.com/ufc1e.html>;
»CIA Involved in Guatemala Coup, 1954«, <http://www.english.upenn.edu/~afilreis/50s/guatemala.html>.
Weitere Informationen zur Verwicklung der Familie Bush: »zapata Petroleum Corp.«, *Fortune*, April 1958, S. 248.
- 27 »Robert S. McNamara: 8th Secretary of Defense«, <http://www.defenselink.mil>.
- 28 Für weitere Informationen zur Vorgeschichte und den Folgen des Ölembargos von 1973 siehe: Thomas W. Lippman, INSIDE THE MIRAGE: AMERICA'S FRAGILE PARTNERSHIP WITH SAUDI-ARABIA, Boulder 2004, S. 155–159;
Daniel Yergin, THE PRIZE: THE EPIC QUEST FOR OIL, MONEY & POWER, New York 1993;
Stephen Schneider, THE OIL PRICE REVOLUTION, Baltimore 1983;
Ian Seymour, OPEG: INSTRUMENT OF CHANGE, London 1880.
- 29 Thomas W. Lippman, Thomas W. Lippman, INSIDE THE MIRAGE: AMERICA'S FRAGILE PARTNERSHIP WITH SAUDI-ARABIA, Boulder 2004, S. 160.
- 30 David Holden und Richard Johns, THE HOUSE OF SAUD: THE RISE AND RULE OF THE MOST POWERFUL DYNASTY IN THE ARAB WORLD, New York 1981, S. 359.
- 31 Thomas W. Lippman, INSIDE THE MIRAGE: AMERICA'S FRAGILE PARTNERSHIP WITH SAUDI-ARABIA, Boulder 2004, S. 167.
- 32 Robert Baer, SLEEPING WITH THE DEVIL; HOW WASHINGTON SOLD OUR SOUL FOR SAUDI OIL, New York 2003, S. 26.
- 33 Thomas W. Lippman, INSIDE THE MIRAGE: AMERICA'S FRAGILE PARTNERSHIP WITH SAUDI-ARABIA, Boulder 2004, S. 162.
- 34 Ebenda, S. 2.
- 35 Henry Wasswa, »Idi Amin, Murderous Ugandan Dictator, Dies«, *Associated Press*, 17. August 2003.
- 36 »The Saudi Connection«, *U.S. News and World Report*, 15. Dezember 2003, S. 21.
- 37 Ebenda, S. 19, 20, 26.
- 38 Craig Unger, »Saving the Saudis«, *Vanity Fair*, Oktober 2003.
Weitere Informationen zur Verwicklung der Familie Bush:
»Zapata Petroleum Corp.«, *Fortune*, April 1958, S. 248;
DARWIN PAYNE, INITIATIVE IN ENERGY: DRESSER INDUSTRIES, INC., 1880–1978, New York 1979;
Nathan Vardi, »Desert Storm: Bechtel Group Is Landing the Charge« und »Contacts for Contracts«, beide in *Forbes*, 23. Juni 2003, S. 63–66;
Graydon Carter, »Editor's Letter: Fly the Friendly Skies ...«, *Vanity Fair*, Oktober 2003;
Richard A. Opiel mit Diana B. Henriques, »A Nation at War: The Contractor. Company has Ties in Washington, and to Iraq«, *New York Times*, 18. April 2003.

- 39 Siehe zum Beispiel: John M. Perkins, »Colonialism in Panama Has No Place in 1975«, *Boston Evening Globe*, Kommentarseite, 19. September 1975 und John M. Perkins, »U.S.-Brazil Pact Upsets Ecuador«, *The Boston Globe*, Kommentarseite, 10. Mai 1976.
- 40 Aufsätze von John Perkins, die in Fachzeitschriften erschienen, sind zum Beispiel: John M. Perkins u. a., »A Markov Process Applied to Forecasting, Part I – Economic Development« und »A Markov Process Applied to Forecasting, Part II – The Demand for Electricity«, *The Institute of Electrical and Electronics Engineers, Conference Papers C 73 475-1* (Juli 1973) und *C 74 146-7* (Januar 1974); John M. Perkins und Nadipuram R. Prasad, »A Model for Describing Direct and Indirect Interrelationships Between the Economy and the Environment«, *Consulting Engineer*, April 1973; Edwin Vennard, John M. Perkins und Robert C. Ender, »Electric Demand from Interconnected Systems«, *TAPPI Journal* (Technical Association of the Pulp and Paper Industry), 28th Conference Edition, 1974; John M. Perkins u. a., »Iranian Steel: Implications for the Economy and the Demand for Electricity« und »Markov Method Applied to Planning«, Vortrag bei der Fourth Iranian Conference on Engineering, Pahlavi University, Shiraz, Iran, 12.–16. Mai 1974 und *ECONOMIC THEORIES AND APPLICATIONS: A COLLECTION OF TECHNICAL PAPERS* mit einem Vorwort von JOHN M. PERKINS, Boston, Chas. T. Amin, Inc., 1975.
- 41 John M. Perkins, »Colonialism in Panama Has No Place in 1975«, *Boston Evening Globe*, Kommentarseite, 19. September 1975.
- 42 Graham Greene, *MEIN FREUND, DER GENERAL*, Hamburg und Wien 1984.
- 43 Graham Greene, *MEIN FREUND, DER GENERAL*, Hamburg und Wien 1984.
- 44 William Shawcross, *THE SHAH'S LAST RIDE: THE FATE OF AN ALLY*, New York 1988. Mehr Informationen über den Aufstieg des Schahs bieten H. D. S. Greenway, »The Iran Conspiracy«, *New York Review of Books*, 23.09.2003 und Stephen Kinzer, *ALL THE SHAH'S MEN: AN AMERICAN COUP AND THE ROOTS OF MIDDLE EAST TERROR*, Hoboken 2003.
- 45 Mehr über Yamin, das Projekt Blühende Wüste und den Iran bei JOHN PERKINS, *SHAPESHIFTING*, Rochester 1997.
- 46 Mehr Informationen über den Aufstieg des Schahs bieten H. D. S. Greenway, »The Iran Conspiracy«, *New York Review of Books*, 23.09.2003 und Stephen Kinzer, *ALL THE SHAH'S MEN: AN AMERICAN COUP AND THE ROOTS OF MIDDLE EAST TERROR*, Hoboken 2003.
- 47 Siehe die Titelgeschichten im *Time Magazine* über Ayatollah Ruhollah Khomeini, 12. Februar 1979, 7. Januar 1980 und 17. August 1987.
- 48 Gerard Colby und Charlotte Dennet, *THY WILL BE DONE, THE CONQUEST OF THE AMAZON: NELSON ROCKEFELLER AND EVANGELISM IN THE AGE OF OIL*, New York 1995, S. 381.
- 49 Ausführliche Informationen über SIL, seine Geschichte, Tätigkeit und die Verbindung mit Ölgesellschaften und den Rockefellers finden sich bei Gerard Colby und Charlotte Dennet, *THY WILL BE DONE, THE CONQUEST OF THE AMAZON: NELSON ROCKEFELLER AND EVANGELISM IN THE AGE OF OIL*, New York 1995; Joe Kane, *SAVAGES*, New York 1995 (Informationen über Rachel Samt auf den Seiten 85, 156 und 227), dt. Ausgabe: *KRIEGER DES JAGUARS*, München 1995.
- 50 John D. Martz, *POLITICS AND PETROLEUM IN ECUADOR*, New Brunswick und Oxford 1987, S. 272.
- 51 José Carvajal Candall, »Objetivos y Políticas de CEPE«, Quito, Ecuador: Primer Seminario, 1979, S. 88.
- 52 John D. Martz, *POLITICS AND PETROLEUM IN ECUADOR*, New Brunswick und Oxford 1987, S. 272.

- 53 Gerard Colby und Charlotte Dennet, *THY WILL BE DONE, THE CONQUEST OF THE AMAZON: NELSON ROCKEFELLER AND EVANGELISM IN THE AGE OF OIL*, New York 1995, S. 813.
- 54 John D. Martz, *POLITICS AND PETROLEUM IN ECUADOR*, New Brunswick und Oxford 1987, S. 303.
- 55 Ebenda, S. 381 und S. 400.
- 56 Graham Greene, *MEIN FREUND, DER GENERAL*, Hamburg und Wien 1984, S. 7.
- 57 George Shultz war in der Regierung Nixon/Ford Finanzminister und Vorsitzender des *Council on Economic Policy* (1972–74), Präsident der Bechtel Group (1974–82) und Außenminister in der Regierung Reagan/Bush (1982–89); Caspar Weinberger war Leiter des *Office of Management and Budget* sowie Minister für Gesundheit, Bildung und Wohlfahrt unter Nixon/Ford (1973–75), Vizepräsident und Chefsyndikus der Bechtel Group (1975–80) und Verteidigungsminister unter Reagan/Bush (1980–87).
- 58 Im Verlauf seiner Aussage im Watergate-Hearing des US-Senats 1973 enthüllte John Dean als Erster, daß es Pläne der US-Regierung zur Ermordung von Torrijos gab; 1975 wurden in einer Senatsuntersuchung der Aktivitäten der CIA, die von Senator Frank Church geleitet wurde, weitere Zeugenaussagen und Pläne zur Ermordung sowohl Torrijos' als auch Noriegas vorgelegt. Siehe hierzu beispielsweise: Manuel Noriega mit Peter Eisner, *THE MEMOIRS OF MANUEL NORIEGA, AMERICA'S PRISONER*, New York 1997, S. 107.
- 59 Für weitere Informationen über IPS, ihre Tochtergesellschaft Archibald Power Corporation und ihren früheren Leiter John Penkins siehe Jack M. Daly und Thomas J. Duffy, »Burning Coal's Waste at Archibald«, *Civil Engineering*, Juli 1988; Vince Coveleskie, »Co-Generation Plant Attributes Cited«, *The Scranton Times*, 17. Oktober 1987; Robert Curran, »Archibald Facility Dedicated«, *Scranton Tribune*, 17. Oktober 1987; »Archibald Plant Will Turn Coal Waste into Power«, *Citizen's Voice*, Wilkes-Barre, 6. Juni 1988; »Liabilities to Assets: Culm to Light, Food«, Leitartikel, *Citizen's Voice*, Wilkes-Barre, 7. Juni 1988.
- 60 Joe Conason, »The George W. Bush Success Story«, *Harpers Magazine*, Februar 2000; Craig Unger, »Saving the Saudis«, *Vanity Fair*, Oktober 2003, S. 165.
- 61 Craig Unger, »Saving the Saudis«, *Vanity Fair*, Oktober 2003, S. 178.
- 62 Siehe dazu: George Lardner jr. und Lois Romano, »The Turning Point After Coming Up Dry«, *Washington Post*, 30. Juli 1999; Joe Conason, »The George W. Bush Success Story«, *Harpers Magazine*, Februar 2000; und Sam Parry, »The Bush Family Oiligarchy – Part Two: The Third Generation«, <http://www.newnetizen.com/presidential/bushoiligarchy.htm>.
- 63 Diese Theorie erhielt neue Bedeutung und schien auch von der Öffentlichkeit wieder stärker wahrgenommen zu werden, als viele Jahre später bekannt wurde, daß die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Arthur Andersen dem Management von Enron dabei geholfen hatte, die Energieverbraucher, die Beschäftigten von Enron und die amerikanische Öffentlichkeit um Milliarden von Dollar zu betrügen. Doch der bevorstehende Irakkrieg ließ sie wieder in den Hintergrund treten. Während dieses Krieges spielte Bahrain eine entscheidende Rolle in den Planungen von Präsident Bush.
- 64 Jim Garrison, *AMERICAN EMPIRE: GLOBAL LEADER OR ROGUE POWER?*, San Francisco 2004, S. 38.
- 65 Manuel Noriega mit Peter Eisner, *THE MEMOIRS OF MANUEL NORIEGA, AMERICA'S PRISONER*, New York 1997, S. 56.

- 66 David Harris, SHOOTING THE MOON: THE TRUE STORY OF AN AMERICAN MANHUNT UNLIKE ANY OTHER, EVER, Boston 2001, S. 31 ff.
- 67 Ebenda, S. 43.
- 68 Manuel Noriega mit Peter Eisner, THE MEMOIRS OF MANUEL NORIEGA, AMERICA'S PRISONER, New York 1997, S. 212;
siehe auch: Craig Unger, »Saving the Saudis«, *Vanity Fair*, Oktober 2003, S. 165.
- 69 Manuel Noriega mit Peter Eisner, THE MEMOIRS OF MANUEL NORIEGA, AMERICA'S PRISONER, New York 1997, S. 114.
- 70 Siehe dazu: www.famoustexans.com/georgebush.htm, S. 2.
- 71 Manuel Noriega mit Peter Eisner, THE MEMOIRS OF MANUEL NORIEGA, AMERICA'S PRISONER, New York 1997, S. 56 f.
- 72 David Harris, SHOOTING THE MOON: THE TRUE STORY OF AN AMERICAN MANHUNT UNLIKE ANY OTHER, EVER, Boston 2001, S. 6.
- 73 www.famoustexans.com/georgebush.htm, S. 3.
- 74 David Harris, SHOOTING THE MOON: THE TRUE STORY OF AN AMERICAN MANHUNT UNLIKE ANY OTHER, EVER, Boston 2001, S. 4.
- 75 Manuel Noriega mit Peter Eisner, THE MEMOIRS OF MANUEL NORIEGA, AMERICA'S PRISONER, New York 1997, S. 248.
- 76 Ebenda, S. 211.
- 77 Ebenda, S. XXI.
- 78 Morris Barrett, »The Web's Wild World«, *TIME*, 26. April 1999, S. 62.
- 79 Für weitere Informationen zu den Huaorani siehe:
Joe Kane, SAVAGES, New York 1995.
- 80 »Venezuela on the Brink«, Leitartikel, *New York Times*, 18. Dezember 2002.
- 81 THE REVOLUTION WILL NOT BE TELEVISED, Regie von Kim Bartley und Donnacha O'Briain (in Zusammenarbeit mit dem Inish Film Board, 2003). Siehe auch:
<http://www.chavezthefilm.com>.
- 82 »Venezuelan President Forced to Resign«, *Associated Press*, 12. April 2002.
- 83 Simon Romeno, »Tenuous Truce in Venezuela for the State and its Oil Company«, *New York Times*, 24. April 2002.
- 84 Bob Edwards, »What Went Wrong with the Oil Dream in Venezuela«, National Public Radio, *Morning Edition*, 8. Juli 2003.
- 85 Ginger Thompson, »Venezuela Strikens Keep Pressure on Chávez and Oil Exports«, *New York Times*, 30. Dezember 2002.
- 86 Für weiterführende Informationen zu Schakalen und anderen Arten von Auftragskillern siehe: P. W. Singer, CORPORATE WARRIORS: THE RISE OF THE PRIVATIZED MILITARY INDUSTRY, Ithaca, NY und London 2003;
James R. Davis, FORTUNE'S WARRIORS: PRIVATE ARMIC'S AND THE NEW WORLD ORDER, Vancouver und Toronto 2000;
Felix I. Rodriguez und John Weisman, Shadow Warrior: THE CIA HERO OF 100 UNKNOWN BATTLES, New York 1989.
- 87 Tim Weiner, »A Coup by Any Other Name«, *New York Times*, 14. April 2002.
- 88 »Venezuela Leader Urges 20 Years for Strike Chiefs«, *Associated Press*, 22. Februar 2003.
- 89 Paul Richter, »U.S. Had Talks on Chávez Ouster«, *Los Angeles Times*, 17. April 2002.
- 90 Chris Jochnick, »Perilous Prosperity«, *New Internationalist*, Juni 2001,
<http://www.newint.org/issue335/perilous.htm>.

- 91 Vereinte Nationen, Human Development Report, New York 1999.
- 92 Für weitere Informationen zur Lage der Geiseln siehe:
 Alan Zibel, »Natives Seek Redress for Pollution«, *Oakland Tribune*, 10. Dez. 2002;
 Artikel vom 10. bis 28. Dezember 2003 in *Hoy* (Tageszeitung in Quito); »Achuar Free
 Eight Oil Hostages«, *El Comercio* (Tageszeitung in Quito), 16. Dezember 2002 (auch
 von Reuters verbreitet); »Ecuador: Oil Firm Stops Work because Staff Seized, Demands
 Government Action« und »Sarayacu – Indigenous Groups to Discuss Release of Kidnap-
 ped Oil Men«, *El Universo* (Tageszeitung in Guayaquil, Ecuador),
<http://www.eluniverso.com>, 24. Dezember 2002; und Juan Forero, »Seeking Balance:
 Growth vs. Culture in the Amazon«, *New York Times*, 10. Dezember 2003.
 Aktualisierte Informationen über die Amazonas-völker Ecuadors sind zugänglich über die
 Website der Pachamama Alliance: <http://www.pachamama.org>.
- 93 Zahlen über die Verschuldung des Bundes vom Bureau of the Public Debt wurden veröf-
 fentlicht unter: www.publicdebt.treas.gov/opd/opdpenny.htm;
 Statistiken der Weltbank über Volkseinkommen finden sich unter:
<http://www.worldbank.org/data/databytopic/GNIPC.pdf>.
- 94 Elizabeth Becker und Richard A. Opper, »A Nation at War: Reconstruction. U.S. Gives
 Bechtel a Major Contract in Rebuilding Iraq«, *New York Times*, 18. April 2003,
<http://www.nytimes.com/2003/04/18/international/worldspecial/18REBU.html>.
- 95 Elizabeth Becker und Richard A. Opper, »A Nation at War: Reconstruction. U.S. Gives
 Bechtel a Major Contract in Rebuilding Iraq«, *New York Times*, 18. April 2003,
<http://www.nytimes.com/2003/04/18/international/worldspecial/18CONT.html>.
- 96 <http://money.cnn.com/2003/04/17/news/companies/war-bechtel/index.htm>.
- 97 Energy Information Administration, veröffentlicht in: *USA Today*, 1. März 2004, S. 1.